ky,
en
heit

Leben und Wahrheit

Realistische

Gedanken aus der Bibel

von

Dr. Heinrich Thoßky

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1897

Druck von Hartmann & Wolf, Leipzig.

Inhalt.

Über das Essen.

I.

Über das Essen machen sich viele Leute Gedanken, oft sogar recht schwere, sodaß es manchmal den Anschein hat, als habe bei ihnen das Stückchen Brot eine größere Statt als das Leben selbst. Und wenn Einer einmal nicht essen kann, etwa weil ihm über einer Krankheit der Appetit vergangen ist, so gilt das als besonderes Unglück, und mit Recht. Wenn denn alle soviel an das Essen denken, so wollen wir auch einmal darüber nachdenken. Vielleicht können wir so am besten Beziehungen finden zu solchen Leuten, mit denen man nur über das Essen, und was damit zusammenhängt, reden kann, da bei ihnen Herz und Magen identisch zu sein scheinen.

Diesen zum Trost und zur Freude soll zuvörderst gesagt sein, daß merkwürdigerweise das erste Wort, das der liebe Gott zu den Menschen gesagt hat, ebenfalls vom Essen handelt. Damit hat das Essen, seit die Welt steht, nicht nur eine natürliche Notwendigkeit sondern auch eine göttliche Berechtigung bekommen und

nimmt eine göttlich bedeutsame Stellung ein. Es ziemt sich demnach nicht, vom Essen gering zu denken oder zu reden. Bekanntlich hat der selige Pfarrer Blumhardt in Bad Boll einmal einem nervenkranken Fräulein, welches meinte, nicht recht essen zu können oder zu dürfen, dadurch auf eine sehr natürliche und einfache Weise geholfen, daß er ihr mit Donnerstimme zugerufen: Das erste Gebot in der Bibel lautet: Du sollst essen. Das trieb jene zum Nachdenken, sie lernte sich beherrschen und vernünftig essen und — wurde gesund. Und dem Erzähler ist ein gegenteiliger, sehr trauriger Fall bekannt geworden, daß ein junger Kaufmann aus Gram über den Tod seiner jungen Frau nicht mehr essen wollte, später nicht mehr recht konnte und schließlich binnen Jahresfrist einem Siechtum erlag.

Vernünftiges Essen ist die nächste Pflicht, die ein Mensch hat, und wenn man sich's näher überlegt, muß man eigentlich bewundernd dabei stehen bleiben. Durch das Essen nehmen wir Teile der uns umgebenden Welt in uns auf, und diese werden in unserem Körper auf wunderbare Weise umgewandelt, daß sie uns Blut und Säfte, Fleisch und Kräfte verleihen und ein Stück unseres Selbst werden. Das Essen ist somit das Band, das uns an die geschaffene Welt bindet und uns als Menschen zu ihrem Bestandteile macht. Die Pflanze lebt, indem sie Erdenteile in sich aufnimmt und zu Pflanzenteilen verarbeitet, das Tier, indem es seine Nahrung zu Tierbestandteilen umwandelt und der Mensch, indem er Pflanze und Tier zu Menschenbestandteilen

aufnimmt. In jedem Organismus liegen gleichartige und doch verschiedene Kräfte, und jeder schafft etwas ganz verschiedenes durch eine verborgene Schöpferkraft, die ihn durchwaltet und stetig auf den Schöpfer und ersten Urheber still aber deutlich hinweist. Ein Mensch, welcher ißt, legt, ohne es zu wollen das thatsächliche Geständnis ab, daß er von Erde genommen ist. Die Geschichte der Schöpfung des Menschen aus einem Erdenkloße ist nicht um ein Haar verwunderlicher als ein Mittagessen, nur daß letzteres ein alltäglicher, jenes ein einmaliger Vorgang ist.

Das Essen ist das heilige Recht und die Pflicht des lebendigen Menschen. Hört dieses auf, so sinkt der lebendige Mensch in das Reich des Todes und zerfällt zu Staub. Die Erde macht ihr Anrecht an ihn mit naturgemäßer Unerbittlichkeit geltend. Selbst dann, wenn man ihn als Mumie zu konservieren trachtet, oder durch ein modernes „Flammenbad“ die Verwesung zu umgehen sucht, gilt doch: Du bist Erde und sollst zu Erde werden. Dieses Gotteswort redet noch heute mit der Sprache der Thatsächlichkeit und Wirklichkeit.

Umgekehrt verstehen wir auch den auferstandenen Heiland, wenn er mit absichtlicher Bedeutsamkeit die Jünger anredet: Kinder habt ihr nichts zu essen? Und er aß vor ihnen. Dieses Essen muß auf die Anwesenden unauslöschlichen Eindruck gemacht haben, der sich auch in den Erzählungen der Evangelisten spiegelt. Durch das Essen legitimierte er sich als Mensch und bedeutete sie, daß er auch fernerhin zu ihnen und somit

zu uns gehören wolle. Das Essen bezeugt seinen großen Menschentriumph über den Tod. Nicht minder bedeutsam ist sein Wort, das er an die Eltern jenes Mägdleins richtete, welches er aus dem Reiche des Todes zurückrief mit den Worten: Thalitha kumi. Mägdlein stehe auf. Über dem Mägdlein und der ganzen Familie mußte die gottgewollte menschliche Natürlichkeit hergestellt werden, und der Heiland sagte: Gebt ihr zu essen. Es scheint auch, daß dieses Wort sein einziges blieb! Wie ist doch die Schrift voll schlichter, heiliger Natürlichkeit, wie ganz anders, als man so oft darüber reden hört! Sie verliert nie den Boden der Wirklichkeit und verknüpft die hehrsten Begebenheiten mit der schlichten, alltäglichen Nüchternheit des Essens!

Wir begreifen nun, daß die Geschichte der Menschheit zugleich die Geschichte des Essens ist und verwundern uns nicht, wenn wir an jeder feierlichen Wendung derselben zugleich vom Essen vernehmen. Es sei hier nur auf einige Punkte von Bedeutung hingewiesen. Der erste ist, wie erwähnt, die Schöpfung des Menschen: „Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten", oder wie es 1. Mose 1, 29—31a heißt: „Und Gott sprach: Sehet, ich habe euch gegeben allerlei Kraut, das sich besamet auf der ganzen Erde und allerlei fruchtbare Bäume, Bäume, die sich besamen, zu eurer Speise, und allem Tier auf Erden und allen Vögeln unter dem Himmel und allem Gewürme, das da lebet auf Erden, daß sie allerlei grün Kraut essen. Und es geschah also. Und Gott sahe an alles, was er gemacht

hatte, und siehe da, es war sehr gut.“ Unter diesem Zeichen und Speisegebot stand die ganze erste Menschheit. In solcher Speise lag jener uns heute unverständliche Gottessegen des langen, gesunden Lebens. Ungeahnte Kräfte lagen in der ersten Menschheit, Kräfte, deren Mißbrauch wol zu ihrem Verderben geführt hat (1. Mos. 6).

In Noah erstand eine zweite Menschheit, und siehe, die ersten Gottesworte an ihren Stammvater nach der Flut handeln wieder vom Essen 1. Mos. 9, 1ff; und zwar wird das Bereich des Essens erweitert gegen das erste Gebot. Freilich scheint auch damit die Kraft des Menschen gemindert zu sein. Die neue Quelle ihrer Kraft, das Fleisch, ist göttlich zugelassen, aber entspricht nicht dem eigentlichen Gottesplan. Unter diesem Speisegebot und Gotteswort leben wir späteren alle, ohne es rückgängig machen zu können. Selbst wenn wir plötzlich Vegetarier werden wollten, kämen wir dadurch weder in der Lebensdauer noch Lebenskraft vorwärts. Gottesworte können nie durch menschliche Beschlüsse, sondern nur durch neue Gottesworte geändert, vertieft und erweitert werden.

Nicht minder bedeutungsvoll für die Geschichte des Essens sind die Erzvätergeschichten. Abraham, in dem auch eine Menschheit erstand, die Menschheit der Gläubigen, soll den Sohn erhalten, durch welchen er den Segen für alle Geschlechter der Erde vererben kann. Da bekam er den Besuch jener wunderbaren drei Männer, den er als Erscheinung des „HErrn“ erkannte (1. Mos. 18, 1ff.): „Habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen,

so gehe nicht vor deinem Knechte über. Man soll euch ein wenig Wasser bringen und eure Füße waschen, und ich will euch einen Bissen Brot bringen, daß ihr euer Herz labet." Sarah muß geschwind backen, es wird geschlachtet ein „zart, gut Kalb", und die Männer aßen. Darnach wird dem Abraham Isaak, der Erbe der Verheißung, zugesagt. Auch Isaak segnet seinen Sohn erst, nachdem er ein Essen bereitet „wie ich's gern habe".

Eine neue Gestaltung bekommt die Heilsgeschichte und damit das Essen durch Moses. In Moses gründet sich die begrenzte Israelsgemeinde als Heilsgemeinde. Die Gottesbeziehungen zur Menschheit beschränken sich auf ein Volk, und siehe, die Einschränkung der Gottesgemeinschaft drückt sich aus in der Einschränkung des Essens. An Mosis Namen knüpfen sich die eingehendsten Speiseverbote und Speisegesetze! Es gab fortan reine und unreine Tiere, solche, die zum Genusse zugelassen und solche, die verboten waren. Letztere waren weitaus in der Mehrzahl. Da aber die Speise das Wesen des Menschen bedeutsam beeinflußt, gab es in Folge dessen auch reine und unreine Menschen. Der Heilswille Gottes, der ja von Ewigkeit auf alle Menschen gerichtet ist, schuf sich vorläufig einen eng begrenzten Raum, um von diesem reinen Besitze aus alle Welt zu erobern. Dies konnte den Beteiligten am besten durch die Speisegebote klar gemacht werden. Sie konnten sich nicht zu Tische setzen, ohne dieses besonderen Ratschlusses Gottes zu gedenken oder ihm zu dienen. So wurde das Na-

türlichste von selbst zur Predigt und Offenbarung eines Gottesplanes.

Im Laufe der Geschichte erlebte die alttestamentliche freie Gemeinde einen bedeutsamen Wendepunkt. Sie konzentrierte sich unter Salomo zur Tempelgemeinde. Wir werden von vornherein bei dieser Gelegenheit auf Notizen über das Essen gefaßt sein. In der That finden sich die umständlichsten Nachrichten über ein vierzehntägiges Fest, bei welchem die einzig dastehende Ziffer von 22 Tausend Ochsen und 120 Tausend Schafen zum Opfer fiel (1. Kön. 8, 63; 2. Chron. 7, 5).

Schwerlich sind diese Notizen zufällig. Oft hat Gott durch seine Propheten bedeutsame Lehren durch Mitteilungen über das Essen gegeben. So 2. Kön. 19, 29 ff. als Hiskias Not sich wenden soll und für Israel eine Erlösung vom fremden Joche eintritt, wird ihm als Zeichen gegeben — das Essen. Ähnlich verkündigt Elisa das Ende einer Belagerung durch eine Mitteilung über das morgende Fallen der Brotpreise (2. Kön. 7, 1ff.). Er speist das ganze Volk mit 20 Gerstenbroten, und es bleibt übrig (2. Kön. 4, 42 ff). Vgl. Jes. 7, 15 und oft.

Daher muß auch am dritten Wendepunkte der Israelsgeschichte, als in Jesu das Heil erschienen war und sich über alle Welt ausbreiten sollte, ein Speisegebot erwartet werden. Und so ist's auch. Der Apostel Petrus hatte damals ein merkwürdiges Gesicht. Es erschien ihm ein Tuch, das vom Himmel kam und allerlei unreine und ungewohnte Tiere enthielt, und

er hörte den Befehl: „Stehe auf, Petre, schlachte und iß.“ Und das geschah drei mal! Es ward im Himmel der Zeitpunkt als gekommen erachtet, daß die einschränkenden Speisegesetze durchbrochen werden sollten, denn die Gnade Gottes wollte die nationalen Schranken Israels durchbrechen. Der folgende Tag war der Tauftag einer Familie, deren Namen weltgeschichtlich von eigner Bedeutung ist, der Cornelier, und eigentlich der Geburtstag einer heidenchristlichen Kirche. Ganz entsprechend dieser Gottesoffenbarung über die Heiden durch einen Befehl zum Essen bestätigt das erste christliche Concil, das Apostelconcil, die christlichen Rechte der Heiden durch Bestimmungen über die Speise. Der erste Apostelbrief handelt eben auch vom Essen (Apostelgesch. 15, 23ff)!

In der Entwickelung, die sich in jener heidenchristlichen Kirche angebahnt hat, stehen wir aber noch heute. Es wäre gar nicht undenkbar, daß bei einer neuen Wendung der Heilsgeschichte auch neue Speiseordnungen eintreten könnten. Beschäftigt sich doch in hochbedeutsamer Weise auch das letzte Kapitel der heiligen Schrift mit dem Essen und zwar mit Verheißung einer ganz neuen Speise, die unser bisheriges Erleben nicht kennt (Offenb. 22, 2).

Darum ist es wohl recht und billig, daß auch in unserem Leben bei feierlichen Gelegenheiten Mahlzeiten stehen. Sie sollen uns auf den Höhepunkten unseres Lebens unseres Ursprungs erinnern. Sie helfen die Stimmung zu erhöhen, aber gemahnen auch an den natürlichen Zusammenhang. Sie dämpfen den

bittern Ernst, sie mäßigen die überschäumende Begeisterung, sie erquicken zu weiterem Schaffen.

Auch das ist eine schöne Sitte, ebenfalls biblisch begründet, daß man Menschen auszeichnet durch ein besonderes und reichliches Essen. Joseph legte dem Benjamin fünfmal mehr vor als den anderen Brüdern, und Samuel hob dem Saul vom Opfermahle eine ganze Schulter auf (1. Sam. 9, 24). Darum soll man auch dem Menschen, der in das Haus tritt, bald zu essen geben. Wenn letzteres neuerdings in manchen Kreisen für nicht ganz „fein“ gilt, so ist das eben unnatürlich, und wir möchten in solchen Häusern gar nicht verkehren. Durch den Besuch im fremden Hause giebt der Mensch eine Mitteilung seines Geistes. Wie aber soll man Lust haben, sich geistig mitzuteilen, wenn sich der andere nicht wenigstens zu leiblicher Essensgemeinschaft herbeilassen will? In dieser Hinsicht sind Bauernsitten einfacher, natürlicher und — biblischer.

II.

Trotzdem soll es dem Leser nicht vorenthalten bleiben, daß das Essen auch eine andere Seite hat. Eben weil es das Band ist, das uns täglich an die Welt bindet, ist es eigentlich unsere tägliche Gefahr, ja, so wunderbar es klingen mag, so ist es doch leider eine Thatsache, daß unser ganzes Verderben von dem Essen herkommt. Mit der verbotenen Frucht vom

Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen haben die ersten Eltern statt Lebenskräfte den Tod gegessen für sich und ihre Kinder, und seither bekommt leicht das Essen einen unheiligen, sündlichen Charakter; denn Tod und Sünde sind im Grunde nur zwei Seiten derselben Sache. Durch das verbotene Essen trat für den Menschen die schöpfungsmäßige Lebensgemeinschaft mit dem lebendigen Gott wesentlich zurück, und so erhielt die vorwiegende Stellung der Weltzusammenhang im Essen. Je mehr sich nun erstere verliert, um so gewichtiger wird letzterer, und es kann geschehen, daß Menschen ganz aus der Gottesgemeinschaft fallen und nur vom und für das Essen leben. Das sind dann Leute, „denen der Bauch ihr Gott ist", wie die Schrift in unverblümter Deutlichkeit sagt (Phil. 3, 19). Das Wort will sagen: An Stelle Gottes ist das Essen getreten, an Stelle des Schöpfers das Geschöpf. Das ist Heidentum, und diesem Heidentume sind heute viele, viele Christen verfallen und haben ganz frech ihren Glauben oder vielmehr Unglauben in den gottlosen Satz formuliert: Was der Mensch ißt, das ist er. Das Essen verhält sich aber im Menschen wie die Heizung in der Maschine. Ohne die Heizung kann die Maschine freilich nicht arbeiten. Aber erstlich ist sie ganz ein ander Ding als ihr Brennmaterial, ein künstlicher Bau, fein und kunstvoll zusammengefügt zu bedeutenden Zwecken, und zweitens bedarf sie zu nutzbringender Arbeit noch des Maschinisten, der sie nach seinem Geiste lenkt und leitet, und erst durch seine Leitung zum

Segen setzt. Eine Maschine mit bloßer Heizung würde viel Kraft hervorbringen, aber zum Unheil der Menschen: Ein Geist muß die Kräfte zum Heile wenden.

Darum kommt auch aus solchen Unglaubensrichtungen des Materialismus mehr Unheil als Heil heraus. Es fehlt die Leitung des Geistes, und die schöne große Menschenkraft kommt nicht zur Geltung da, wo sie sich eigentlich entfalten sollte und könnte. Darin besteht denn auch das Unglück der meisten Menschen. Sie können ihre Kräfte nicht dort anwenden, wo sie sollten. Kräfte sind stets da, weil stets gegessen wird, aber es fehlt die Leitung, und so giebt's eine Entwickelung nicht zum Segen und Leben, sondern zum Verderben und Tode.

Es hat auch in der heiligen Geschichte nicht an solchen Beispielen gefehlt, daß das Essen nicht zum Heile war. Um ein Essen verkaufte Esau sein Erstgeburtsrecht. Dieses hätte ihm verliehen, den Abrahamssegen zu vererben und Träger des Reiches Gottes zu werden. Das Essen aber stand seinem Herzen näher, auch vorher schon. Die Weltverbindung war stärker als die Gottesverbindung, so besiegelte er durch sein Zulangen nur seine Geistesrichtung und verlor damit seine Reich-Gottes-Stellung ganz. Wieviel bittere Not zog das gleich nach sich. Esaus Herz wurde verbittert, Rebekka und Isaak verloren ihren Sohn Jakob für lange Jahre, Rebekka für immer, Jakob mußte fliehen und konnte später kaum wagen, seinem Bruder unter die Augen zu treten!

Ein Essen gereichte auch einem Propheten zur Sünde und Verderben (1. Kön. 13, 22): Verkehrtes Essen! Essen ist eben innere Verbindung mit dem Menschen.

Nun begreifen wir auch, warum das Essen berechnet war dem Heilande zum Verderben zu werden. Er wurde versucht gerade wie der erste Mensch durch eine Versuchung zum Essen. Er war ja auch der zweite rechte Mensch, und der Versucher wollte ihn wie den ersten Menschen durch Essen zu Falle bringen. Machen wir uns einmal klar, wie es gedacht war, und auch, wie er dabei dachte. Offenbar war das verbotene Essen des ersten Menschen berechnet, ihn zunächst aus seiner Gehorsamsstellung zu Gott zu bringen zu Gunsten der Weltverbindung im Essen. Durch dieses Essen nahm er nicht nur Erkenntnis des Guten sondern auch des Bösen leiblich in sich auf. Erkenntnis von Bösem wurde neben der Erkenntnis von Gutem Menschenbestandteil. Die Erkenntnis des Bösen und Guten wäre ihm sicher geworden, sonst wäre schwerlich der gefährliche Baum im Paradiese zugelassen worden, aber sie sollte sich nicht gerade durch Essen, also menschliche Wesensgemeinschaft, vermitteln. Essen hat eben eine sehr tiefe Bedeutung und weitgehendste Wirkung. Es giebt viele verwertbare Dinge, aber sie sind nicht gerade zum Essen und Anbeißen da.

Geradeso sollte der Heiland zunächst seine Gehorsamsstellung verlieren. Diese bestand darin, daß er wahrer Mensch war. Einem solchen gebührt Hunger

und Körperschwäche, wenn er lange gefastet hat. Diesem Hunger soll nun dadurch ein Ende gemacht werden, daß er auf Kosten der Gottessohnschaft, also innerer göttlicher Wesensgemeinschaft, die Materie stärkt und dem Steine Nährkräfte verleiht, und sodann mit diesen eine Leibesverbindung eingeht. Ersteres macht die Erlösung hinfällig, denn die Wahrheit seines Menschseins hätte aufgehört und das hätte unsern Tod besiegelt. Letzteres hätte ihn von Gott gelöst und an die Materie gefesselt und wäre sein Tod gewesen.

Nun, bekanntlich schlug er diesen Angriff ab durch Berufung auf das Wort Gottes. Und zwar erinnert er sich der größten That, die jemals von Menschen für Gott gethan wurde, und die ganz einzig in der Welt und Heilsgeschichte dasteht und auch mit dem Essen im Zusammenhang steht. Das Größte nämlich, was Menschen je für Gott geleistet haben war der Auszug der Kinder Israel aus Ägypten, „von den Fleischtöpfen" weg in die Wüste, wo auf Essen nicht zu rechnen war. Und dieser Zug wurde unternommen auf das Rufen Gottes hin von einem ganzen Volke vom ersten bis zum letzten Manne. Ich weiß nicht, wie viele Christen heute ein gleiches thäten, mit Weib und Kind in die ungewisse Wüste um Gottes willen zu wandern. Schwerlich fänden sich ganze Gemeinden, gewiß nicht ein ganzes Volk bereit. Zwar wandern je und je viele, auch Völker sind gewandert, aber nie um Gottes willen, sondern mehr um das Glück in der Ferne zu suchen, manchmal um irgend einen Eigensinn anderswo durch-

zudrücken, meistens — um bessere Nahrung zu finden. Das hat auch Gott dem Volke Israel nie vergessen und gerade darum in der Wüste Dinge gethan, die sonst nirgends wieder vorgekommen sind. Dort offenbarte sich die Herrlichkeit des HErrn öffentlich und vor allem Volke und ihre Wirkung war, daß ihnen das Brot vom Himmel tauen mußte und das Fleisch vom Winde zugeweht wurde (2. Mos. 16, 10ff), und das Wasser aus dem Felsen sprudelte. Wir dürfen es ihnen nicht allzusehr verargen, wenn sie in der todstarrenden Wüste gelegentlich verzagen wollten und hie und da murrten. Das waren Unarten, die heute bei sehr guten Christen auch vorkommen, auch wenn sie nicht in der Wüste wandern. Für solche beanspruchen sie auch Verzeihung. Es heißt dennoch für Israel „Ich gedenke, da du eine freundliche junge Dirne und eine liebe Braut warest; da du mir nachfolgtest in der Wüste im Lande, da man nichts säet, da Israel des HErrn eigen war und seine erste Frucht (Jer. 2, 2ff).

Darüber hat der Heiland viel nachgedacht, wie über die ganze Heilsgeschichte, und sieht sich jetzt plötzlich in eine recht gleiche Lage gestellt. Jene waren dem lebendigen Gott nachgefolgt mit Verzicht auf ihr schönes Land Gosen, in dem Bewußtsein, daß der Mensch mehr braucht als Essen und nicht vom Brote allein lebt. Und er war vom Geist Gottes getrieben in die Wüste gegangen und hatte Heimat und Arbeit und Brot dahintengelassen. Jetzt hungert ihn, und er besinnt sich: Es muß auch Gottes Gemeinschaft einmal mehr gelten

als Essen und Trinken: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Und was Moses einmal den Kindern Israel gesagt hatte (5. Mos. 8, 3), das schleudert hier der Heiland seinem Versucher entgegen und steht damit gerade bei dem Anlaß des Essens als Sieger da.

Es müßte das eigentlich einem jedem klar sein, wird aber wenig bedacht und noch weniger verstanden. Durch unsere Natur sind wir jetzt eingegliedert der Zeit. Alles Zeitliche aber ist unterworfen der Entwickelung, d. h. der allmählichen Veränderung. Das sieht man an jedem Kinde. Der leibliche Fortschritt vermittelt sich durch das Essen. Aber wir sind weit mehr als unser Leib. Wodurch vermittelt sich denn der Geistesfortschritt? Oder braucht der Geist keine Nahrung? Nun, die Bibel antwortet: Der Mensch lebt nicht vom Brote allein, sondern von Allem, was aus dem Munde Jehovahs geht. Das ist eine naturwissenschaftliche Wahrheit, vor der selbst die Hölle verstummen mußte. Der Menschengeist entwickelt sich wie der Menschenleib, und seine Nahrung ist das Wort des lebendigen Gottes. Wenn einer ohne das Wort Gottes leben und gedeihen will, ist er derselbe Narr, wie wenn er nicht essen wollte, und ohne Gottes Wort kann man sich nicht geistig entfalten. Was ist aber das Wort? Jedes Wort ist eine Mitteilung von Geist, und es giebt in der ganzen Welt nichts so Interessantes als das Wort. Schon Menschenwort, seine Geschichte, sein Bau, sein Laut, sein Inhalt ist von ungeheuerstem Interesse, aber das Wort Gottes

erst! Das ist Geist und Leben, Freude und Wachstum, ist Gnade und Wahrheit, Gnade um Gnade! Ohne dasselbe muß ein wesentlicher Teil des Menschen naturgemäß verkümmern. Nimmt man Teile der Welt im Essen in sich auf, so wächst der Körper und wird für die Welt nütze, nimmt man Teile von Gott im Worte in sich auf, so wächst der Geist und wird nütze für Gottes Sachen und wird damit erst ein ganzer Mensch nach Leib und Geist.

Es darf wohl andeutungsweise darauf hingewiesen werden, daß vielfach in der Welt die Sitte besteht statt des Wortes Gottes auch Menschenwort wie eine Art Surrogat als Mittel zur Geistesentwickelung zu gebrauchen. Menschenwort als Mitteilung von Menschengeist hat auch Nährkräfte und dient der Geistesentwickelung, kann aber nie Gottes Wort ersetzen und führt, wenn es ausschließlich angewandt wird, notwendig zu geistiger Verkrüppelung. Falsche Bildung, unsere Zeitkrankheit, ruht auf mangelhafter geistiger Ernährung. Man kann ja, um ein analoges Beispiel zu gebrauchen, Kinder auch nicht ausschließlich mit Kartoffeln ernähren. Sie werden verkrüppeln und bedürfen vielmehr gesundes Brot. Ebenso bedarf der Mensch zu seinem Gedeihen das Wort Gottes.

Wir sind eben am Baume der Erkenntnis um ein wesentliches Teil unserer Entwickelung betrogen worden; eigentlich um den Baum des Lebens, denn das Leben quillt aus Gott. Daher muß jede Entwickelung, die wirklich einen menschlichen Fortschritt bedingt, not-

wendig dieses Ziel als erstes in's Auge fassen. Wort Gottes, Geist von Gott, sonst nichts kann uns helfen. Wenn wir das wieder haben und in demselben Maße wie Essen und Trinken, werden wir wieder rechte Menschen und bekommen auch rechte Entwickelung.

Das Essen hat übrigens eine fatale Kehrseite und nicht mindere Gefahr, der wir auch kurz gedenken müssen, den Hunger. Man kann bemerken, daß das Essen ungleich verteilt ist, daß die Einen zuviel, die Andern zu wenig haben. Und diese Ungleichheit ist heute den Leuten so in's Bewußtsein gekommen, daß große Gefahren zu befürchten sind für die ruhige menschliche Entwickelung. Es muß uns das Vorhandensein des Hungers in der reichen Gotteswelt wohl Wunder nehmen. Man hat gesagt, Hunger komme her vom Menschenüberfluß und hält Kriege und blutige Schrecken, auch Pestilenzen, für eine Wohlthat für das überlebende Geschlecht. Das ist aber nicht richtig. Der Hunger kommt von einer falschen Stellung zum Essen. Wenn in der Menschheit als das einzig Begehrenswerte das Essen erscheint, muß die wahre Weisheit im Sammeln der Genußmittel bestehen. Das Essen wird damit unvermerkt Selbstzweck, statt nur Lebens-„Mittel“ zu sein. Wenn sich dann Alles auf die Erwerbung von Mitteln stürzt, so müssen die Mittel, entsprechend der verschiedenen Begabung der Menschen, verschiedene Verteilung bekommen, und es entsteht — Hunger, aber nur deshalb, weil die Richtung auf Gott, das Leben selbst, verloren gegangen ist. Die sociale Not ist stets dann

am größten gewesen, wenn der lebendige Gott am fernsten war.

Als das antike Heidentum nicht mehr lebensfähig war, trat die sociale Not, der Hunger großer Menschenklassen, schreckenerregend auf. Man suchte sich damals zu helfen durch Geld- und Brotverteilungen. Aber das hilft nicht gegen den Hunger. Der Mensch lebt eben nicht vom Brote allein; er bedarf den lebendigen Gott. Wenn heute wieder der Hunger gebieterisch, grausig auftritt, so bekundet das auch eine gewisse Gottesferne. Aber weder durch Geld- noch Brotverteilungen wird man ihn heute stillen können, auch nicht dadurch, daß man Alles an die Allgemeinheit austeilt. Die Hungerfrage löst sich, wenn die Besitzenden und Gesättigten zusammen mit den Hungrigen unter den Einfluß des Wortes Gottes kommen. Gelingt das heute nicht, so ist's gefehlt. Durch Gottesverbindung kommt das Essen wieder in die rechte Stellung, und die menschliche Gesellschaft kommt wieder in Ordnung durch Gott allein, aber nicht durch social-politische Machenschaften!

III.

Bleiben wir hier stehen, so beobachten wir: Das Essen ist wohl göttliche segensreiche Ordnung, aber nur im Zusammenhange mit Gott selbst. Das Essen hat diesen im Laufe der Geschichte vielfach verloren und ist dadurch Gefahr und Verderben geworden und kann

erst wieder zum Segen werden, wenn der Anschluß an Gott wiedergewonnen ist.

Es wäre nun zu fragen: Hat Gott etwas gethan, und was hat Gott gethan, seine Ordnung wieder zum Segen zu wenden? Es handelt sich sozusagen um Wiedereroberung eines verlorenen Gebietes. Da dürfen wir schon voraussetzen, daß von Gott aus Schritte geschehen sind behufs Wiedergewinnung nach einem Gesetze innerer Notwendigkeit.

In der That finden sich Spuren einer Arbeit Gottes für solche Wiedergewinnung von Anfang an. Der alte Bund kannte zwei Mittel, das Essen wieder in göttliche Zucht zu nehmen, das Opfer und das Fasten.

Das Opfer begegnet uns an der Schwelle des Paradieses und kann nichts anderes bedeuten, als durch Abgabe eines Teiles des Essens an Gott das Ganze zu heiligen. Es sollte gleichsam Gott bei den Menschen zu Gaste sein, und der Friede zwischen Gott und den Menschen läßt sich nicht freundlicher darstellen. Das Opfer beruht schwerlich auf einer Idee, sondern auf Erlebnissen. Von dem Mahle Abrahams haben wir schon gesprochen, Zachäus erlebte einmal ein Ähnliches (Luc. 19). Sein Gastmahl wurde der Wendepunkt seines Lebens, seines Hauses zum Heile. Erlebnisse veranlaßten Abel von den Erstlingen seiner Herde zu opfern. Später war in Israel die erste Garbe und alle Erstgeburt Jehovah zugeeignet und geheiligt. Es wurde damit alle Mahlzeit mit dem lebendigen

Gotte geteilt, und dadurch kam der Essende in die rechte Kindesgesinnung und Kindesstellung. Jeder Herdenbesitzer und überhaupt Produzent weiß, wie lieb und erwünscht Erstlinge sind. Sie sind die eigentliche Freude der Züchtung. Dieses Liebste und Beste Gott zu opfern als dem Liebsten rückt das Ganze in die rechte Gebrauchsstellung, ist natürlichster Ausdruck der Kindesgesinnung.

Mit den Opfern, sonderlich mit den Speisopfern, war je und je ja auch eine Mahlzeit verbunden, welche bei dem Heiligtume, wo man opferte, verzehrt ward. So zog Elkana mit seiner Familie alle Jahre zum Heiligtume zu opfern und eine reichliche Mahlzeit anzuschließen (1. Sam. 1). Das mag die eigentliche Mahlzeit der Freude nach beendeter Ernte gewesen sein, wobei es gesellige Vereinigungen und Gastmähler gab unter der Nähe und Zucht des Vaters im Himmel, die überaus liebliche Vereinigungen gewesen sein müssen. Dabei konnte wohl, je nach der Stellung der Einzelnen, auch manches Himmlische mit unterlaufen und als ständiger Segen auf den Fest- und Tischgenossen ruhen bleiben. Es war eine einfache, gemütliche Menschenfeier, geheiligt von Oben her. Bedenkt man, daß es eigentlich Gottes ausgesprochene Absicht war „unter seinem Volke zu wohnen", also auf Erden seinen Sitz zu nehmen, so begreift man, welch' veredelnder, heiligender Einfluß stets alle Israelsverhältnisse geregelt und gezüchtet haben muß, vielleicht mehr als ihnen selbst zum Bewußtsein kam. Das alte Israelsleben muß einen über-

aus freien, einfachen, fröhlichen Charakter getragen haben. Es mutet einen nach solchen Speisopfern wie ein stilles Heimweh an, besonders von unsern modernen Diners weg, wo nicht einmal ein Tischgebet mehr zur „guten“ Sitte gehört. Der Eindruck wird noch verstärkt, wenn zum Bewußtsein kommt, daß es der Gastgeber meistens einer gesellschaftlichen oder beruflichen Stellung wegen wol oder übel thun muß und oft den schweren Ausgaben an Wein- und Delikatessenhändler nur durch doppeltes Sparen an Weib und Kind gerecht werden kann. Wie weit liegst du, heilig traute Israelszeit!

Israel blieb auch der Hunger ferne. Wir hören nirgends von socialer Not und Klage. Zwar fehlte es nicht an Teurungen und Mißjahren, aber man wußte meistens gut den Grund, und sie verschwanden stets durch Erneuerung der Gemeinschaft mit Gott. „David suchte das Antlitz des Herrn“ (2. Sam. 21, 1). Ebenso war's bei Ahabs Geschichte. Der Regen kam nach dreijähriger Dürre sogleich mit einer erquickenden, befruchtenden Flut, als man das Bekenntnis abgelegt hatte: Jehovah ist Gott (2. Kön. 18). Zwar wird Rehabeam um Erleichterung des Joches Salomos gebeten; das klingt beinahe wie sociale Not. Aber Salomos Hofhaltung war zu kostbar, indem er täglich 30 Rinder und 100 Schafe zur Mahlzeit brauchte, ohne Hirsche, Rehe, Gemsen und gemästetes Federvieh (1. Kön. 5, 3). Welche Summen mag solches Hofhalten zu außergewöhnlichen Zeiten verschlungen haben! Eigentliche Not

des Volkes klingt uns aus diesem Wunsche nicht entgegen.

Nächst dem Opfer und jünger als dieses tritt uns das Fasten entgegen, das Essen zu heiligen. Das Fasten ist eigentlich ein gesteigertes Opfer, ein Opfer, das sich bis in die notwendigen körperlichen Bedürfnisse hinein erstreckt. Wie konnte wol das notwendig werden? Jedenfalls in Zeiten, in welchen das Bedürfnis nach Gottesgemeinschaft größer war als der Besitz derselben. Es erschien notwendig, gleichsam die regelmäßige, an sich gottgeordnete Weltverbindung zu lockern, damit im Geiste die Beziehung zu Gott erstarke. Es ist ein Sichhergeben für Gott. Fasten ist nicht eigentlich hungern, sondern hat positive Bedeutung, es ist verstärktes Suchen Gottes, so verstärkt, daß alle anderen Rücksichten darüber schweigen müssen: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, bist Du doch allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ Im Grunde war die Wanderung des Volkes Israel in der Wüste ein Fasten im größten Stile. Das Fasten scheint erst ziemlich spät aufgekommen zu sein und wurde später um so bedeutsamer, je mehr sich die Gottesverbindung lockerte. In Johannes dem Täufer erscheint das Fasten verkörpert. Die Gottverlassenheit seiner Zeit trägt er an seinem Leibe zur Schau. Er giebt sich ganz her für Gott, damit Gott zu jedem Gliede seines Geschlechts eine Bahn bereitet werde. Auch Hannah, die alte Prophetin im Tempel, diente Gott mit Fasten und Beten Tag

und Nacht (Luc. 2, 36 f.). Darum fastet auch der Heiland, aber seine Jünger nicht. Sie sind ja die Hochzeitsleute und werden erst fasten, wenn der Bräutigam von ihnen genommen ist (Luc. 5, 35).

Das Fasten hat natürlich nur dann Sinn, wenn es auch etwas zu dem gewollten Zwecke nützt. Daraus, daß ich die Weltverbindung vernachlässige, folgt noch lange nicht die Notwendigkeit, daß Gott sich mir nähern muß. Der Fastende hätte mit Furcht und Zittern zu erwarten, ob nun auch Gott zu ihm hin Schritte thut, und das wird jedenfalls sehr von seiner Gesinnung abhängen. Wer sich mit seinem Fasten in die Brust werfen wollte, dürfte schwerlich gerechtfertigt hinabgehen (Luc. 18, 14). Wer aber die Not der Gottentfremdung fühlt und durch Fasten eine verborgene Gottesgemeinschaft suchen wollte, würde vielleicht mancherlei erleben. In den Zeiten der ersten Christenheit lassen sich große Wirkungen des Fastens wahrnehmen. Nach einem Fasten bekommt Saulus die Sendung des Ananias, der ihn wieder sehend macht (Apostelgesch. 9, 9ff), nach einem Fasten kam der Auftrag des heiligen Geistes zu Pauli erster Missionsreise (Apostelgesch. 13, 2), durch das Fasten will Gott zu großen Siegen wider die Finsternis helfen, die sonst nicht möglich sind (Marc. 9, 29) und dergl. Das Fasten ist ein heiliges Vorrecht der Kinder Gottes gegenüber dem alles beherrschenden Fleischessinn. Darum gehört es aber in die Verborgenheit (Matth. 6, 18). Es hat das Opfer weit überlebt, und so wenig heute das Fasten geübt wird oder

Einfluß hat, so ist es damit noch nicht überhaupt bedeutungslos geworden.

Zwar darf man nicht glauben, daß alles was auf Erden „Fasten" heißt, auch im Himmel dafür angesehen wird. Für viele fastende Christen ist das Fasten keineswegs ein Opfer, sondern nur eine Art mehr oder weniger lästiger Kirchenordnung, die ihnen biblisch wenig, im Geiste so gut wie gar nicht zum Bewußtsein kommt. Was nicht wirklicher Verzicht ist, darf nicht Fasten heißen. Für den modernen Menschen würde es viel wirksamer und richtiger sein, wenn er sein Fasten darstellte weniger durch das Meiden von Fleischgenuß, als etwa von Rauchen und Trinken, wenn er Gott zu lieb auf Theater, Bälle, Konzerte, Vergnügungen verzichtete, vielleicht sogar Zeitung und Romane einmal weglegte, um sich dafür in das Wort Gottes zu versenken. Es ist keineswegs zufällig, daß die evangelische Kirche kein Fastengebot aufrecht hält. Sie wünscht nicht mitzuhelfen, daß Menschen sich selbst und Gott bewußt oder unbewußt täuschen und verzichtet lieber auf das Fastengebot um der Wahrheit willen. Aber sie verbietet es nicht und übt es gewiß in aller Stille viel mehr, als das große Publikum ahnt. Es ist ein verborgener Gottesdienst, der von der Menge nicht verstanden werden kann, darum auch nimmermehr allgemeine Kirchenordnung werden darf, weil sonst sein Segen verderbt würde.

Immerhin ist das Fasten wie das Opfer auf alttestamentlichem Boden erwachsen.

Im neuen Bunde ist an die Stelle des Opfers etwas Neues getreten, welches dem Essen erst die rechte Weihe giebt. Es hat einmal ein Philosoph gesagt: Man lernt einen Menschen verachten, wenn man ihn hat essen sehen. Wir könnten vielleicht sagen: Man lernt einen Menschen erkennen am Essen. In dem Herrn Jesu hat das Essen eine verheißungsvolle Bedeutung erlangt. Der Opfernde und der Fastende erkennen im Essen die Gefahr für den Menschen und wenden sich Gott zu, indem sie sich vom Essen abwenden. Es liegt in beidem eine gewisse Weltflucht, die ja begreiflich und erklärlich ist. In dem Heilande aber tritt eine neue Stellung zum Essen zu Tage, nicht eine Weltflucht, sondern geradezu Welteroberung. Er nimmt Essen und Trinken für Gott in Beschlag und erklärt dieses Gebiet wieder für ein Gott nicht feindliches sondern Gott gehöriges.

Sein öffentliches Wirken begann an einem Hochzeitsmahle. „Das war das erste Zeichen, das Jesus that und offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn“ erklärt es Johannes. Er sieht im Thun zu Kana ein Aufleuchten ursprünglichen Gottesglanzes: „Das da von Anfang war, das wir gesehen haben mit unsern Augen, das wir beschauet haben und unsere Hände betastet haben, vom Worte des Lebens“ (1. Joh. 1, 1). Es ist auch gewiß nicht zufällig, daß dies sein Wirken im materiellen Gebiete begann. Er hat später viele Kranke geheilt; hat auch kranke Gewissen geheilt durch den Zuruf: Deine Sünden sind dir vergeben; er hat

Tote auferweckt, ja zu allerletzt seinen Jüngern die Schrift ausgelegt, daß sie die Schrift verstanden (Luc. 24, 45); aber begonnen hat solches Thun auf der einfachen Stufe der Natürlichkeit, einer Hochzeit, einem Mahle. Und wenn seine Herrlichkeit wieder aufgeht, wird sie auch beginnen, indem sie unsere Natürlichkeit heiligt.

Jesus berief seine Jünger, indem er ihnen Schiffe voll von Fischen werden ließ. Ja, als Petrus seine Jüngerstellung durch schwere Sünde verloren hatte, wird er zum Apostel eingesetzt bei Gelegenheit eines gleichen ungeheuren Fischzugs, und Johannes sagt erklärend: Das ist der Herr! Wieder ist's Johannes, der seine Herrlichkeit erkennt in der Natürlichkeit (Joh. 21). Petrus legitimiert sich später als Apostel dem Cornelius gegenüber als einen der vorerwählten Zeugen „die mit ihm gegessen und getrunken haben nach seiner Auferstehung" (Apostelgesch. 10, 41). Unter Jesu Händen wachsen wenige Brote zur Sättigung für Tausende. Er war der allerärmste, aber: Habt ihr je Mangel gehabt? — fragt er seine Jünger, und sie antworten: Herr, nie keinen. Er sendet sie aus ohne Beutel und Tasche: ihr Brot muß ihnen täglich werden vom Vater im Himmel. Ihr Vorrecht ist's, es täglich erbitten zu dürfen und keine Fehlbitte zu thun. Sie dürfen auch nicht sorgen um Essen und Trinken, Kleider und Schuhe: Die Heiden trachten nach solchem allem, euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe ihr bittet. Euch muß solches alles zufallen, denn für euch giebt es nur einen

Gegenstand des Trachtens und Wünschens, die Herrschaft des Vaters, das Reich Gottes (Matth. 6, 25ff.).

Vor Ihm giebt es keinen Hunger. Hunger kommt nur, wo der Vater nicht ist, und Hunger schwindet sogleich, wo der Vater eine Macht wird. Der den Magen geschaffen, kann auch den Magen befriedigen, und Essen und Trinken gehört dem Vater, und der Vater will es für die Menschen. Es darf in Jesu nicht mehr ein feindliches Weltgebiet sein, in Ihm wird es wiedergewonnen, in Ihm kommt die Herrschaft Gottes vom Himmel her und breitet sich aus über die Welt. In Ihm muß Weltverbindung zugleich Gottesverbindung werden.

Wir sehen hier eine liebliche Frucht seines Sieges über jenes versuchliche Essen. Er will nur leben von dem, was aus dem Munde Gottes geht. Darum muß Ihm Brot werden wie Manna in der Wüste. Ja noch viel mehr. In Ihm wird das Essen und Trinken selbst zum Gottesdienst. Die engste Verbindung zwischen Mensch und Gott wird fortan nicht durch Beten, nicht durch Opfern, nicht durch Fasten erlangt, sondern durch — Essen und Trinken. Das ist sein Testament an uns. Wie wunderbar! Er rückt die Gefahr vom Essen weg, nicht durch Entziehung desselben, sondern im Gegenteil: Er legt in das Essen und Trinken noch göttliche Kräfte, an die nie ein Mensch gedacht hat. In seinem Abendmahle ist eigentlich etwas ursprünglich Schöpfungsmäßiges erneuert dadurch, daß Er sich mit dem Brote und Weine auf geheimnisvolle Weise in

Verbindung setzt. In Ihm ist das Brot gesegnet, daß es nun wirklich zu sättigen und zu segnen im stande ist. Sein Testament ist eigentlich der keimartige Anfang einer neuen Erde, denn mit dem Brote und Weine des Sakramentes verbindet sich wiederum das Wort, das von Anfang war und wird so die rechte Speise und der rechte Trank, durch welchen Menschen wieder recht werden. Denn nun geht ja über dem Essen selbst in Erfüllung, daß der Mensch nicht lebt vom Brote allein, sondern von und durch das Wort Gottes. Das Sakrament ist leibliche Verbindung mit Jesu zu wunderbarer heiliger Einheit. Das ist sein Besonderes. Darum erkannte man ihn an dem, wie er das Brot brach, und am Brotbrechen erkennt man noch heute seine Jünger.

Die Menschen sind ein wunderliches Geschlecht. Hier sollte ein Hosiannah und Hallelujah beginnen ohne Ende, von hier aus sollten Fäden gezogen werden, um in alle Gebiete hinein göttliche Einflüsse geltend zu machen und die Herrschaft Gottes in alles Sein hineinzutragen in Christo Jesu nach dem Programm, das Paulus ausgiebt: Alles was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut alles im Namen des Herrn Jesu und danket Gott und dem Vater durch ihn (Col. 3, 17).

Nun, was ist wohl geschehen? Sie haben sich den Kopf zerbrochen, wie das wol könnte zu erklären sein, und wie man den Begriff des Abendmahls Jesu Christi am besten formulieren und dogmatisch feststellen könnte. Ja, sie haben sogar das eigentliche Essen und Trinken

im Sakramente beinah zu einem Begriff verflüchtigt in ihrer selbsterwählten Geistlichkeit! Denn es ist keine Mahlzeit mehr, sondern nur eine Idee, ein Begriff von Mahlzeit. Begriffe aber lassen sich sehr verschieden feststellen, und verschiedene Leute haben das auch sehr verschieden gethan. Und weil man sich nicht einigen konnte über den Begriff, hat man zuerst mit Worten und später mit Fäusten dreingeschlagen, und ist augenblicklich die Gemeinde Jesu Christi mit deswegen in gar viele Lager und Lägerchen geteilt, und in Parteien, Sekten und Richtungen gespalten. Wenn heute ein Heide oder ein Jude Christ werden will, ist er in der allergrößten Verlegenheit, welcher dieser Gemeinschaften, die alle richtige „Begriffe" zu haben beanspruchen, er sich anschließen soll.

Wir haben die Siegesgebiete Jesu Christi, die leiblichen, mehr ins Geistige verwiesen, und so hat sich die Welt in dem wieder breit gemacht, was längst erobert war und auch heute noch erobert sein sollte; und im Geistigen sind wir auch nicht vorwärts gekommen, weil der natürliche Zusammenhang fehlt. Denn anstatt alles Essen und leibliche Entwickelung zu heiligen und für Gott in Anspruch zu nehmen, ist das Abendmahl des Heilandes eine Quelle von Hader und Streit geworden und hat viel ungeistliches Wesen offenbar gemacht. Ja, obgleich wir das einsehen, und viele Glieder der getrennten Christenheit heute darunter in weiten Kreisen leiden, können wir nicht einmal den Streit ausgleichen, die Konfessionen verwischen, sondern müssen einstweilen

alles so stehen lassen, wie es eben steht. Im Menschen Jesus ist wie ein Blitz ein Lichtstrahl aus einer neuen Welt in die Menschheit gefallen, einer Welt, in der nichts verderbt und weggeworfen, sondern alles geheiligt und in Gottes Dienst gestellt wird. Aber blitzartig! Wo und wem leuchtet sein Licht?

IV.

Nun, unsere Gedanken über das Essen sind damit noch nicht zu Ende. In der Person Jesu Christi liegen ungeheure Siegesanfänge, hoffnungsreich für alle Welt, bestimmt auch solche Dinge, die wir als rein irdisch zu betrachten gewohnt sind, zu Trägern göttlichen Lebens zu machen. Ja, wir sehen in der langen Entwickelung der Kirche vielerlei Siegesthaten Jesu Christi zur Geltung kommen. Über dem Fleische, das man im Altertume fast nur als Götzenfleisch kaufen und essen konnte, wird heute bei vielen gebetet: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast! Auch das ist eine Siegesfrucht Jesu Christi, daß man weitgehende Fürsorge hegt und trifft für alle Hungernden auf Erden. Es gilt sogar heute auch menschlich für unanständig, Hunger nicht lindern zu wollen, während vorher niemand danach gefragt hat, ob Menschen Hungers sterben. Die Zeiten und Gesinnungen sind durch ihn andere geworden in der Welt, und auch fernstehende Menschen können sich dem nicht entziehen.

Aber freilich bemerken wir auch, daß gegenwärtig weite Kreise vom Hunger gedrückt werden, und daß der Hunger eine sehr beredte und deutlich vernehmbare Sprache führt. Wir sehen ferner, daß viele Leute wenig Ahnungen haben von dem, was verborgen ist in Christo Jesu, und es scheint augenblicklich ziemlich verzweifelt zu stehen in Bezug auf den endlichen Sieg des göttlichen Lebens über das weltliche. Allein Jesus Christus ist derselbe heute, der er gestern war und bleibt's in Ewigkeit.

Darum darf zunächst in aller Einfachheit auch unser Essen zur Ehre des Vaters geschehen. Wir dürfen ihn auch loben und preisen, daß über dem Essen von Brot und Wein in verborgener Weise der auferstandene Heiland Gemeinschaft mit uns halten und Anfänge ganz neuen Lebens in uns legen kann. Und endlich: Wir dürfen daran festhaltend große Hoffnungen für weiteres Eindringen Gottes in die ganze Kreatur hegen. Denn der Sieg des Reiches Gottes auf Erden wird durch den Mund des Heilandes mit einem großen Abendessen verglichen, zu dem Leute eingeladen werden von draußen, von den weiten Weltstraßen, an die vorher kein Mensch gedacht hatte: Holet sie nur alle herein von den Landstraßen und von den Zäunen, denn alles ist bereit zur Mahlzeit (Luc. 14.), und sein ganzes Leben ist darauf eine weitgehende Verheißung. Nun ist es mit allen Sachen Gottes so, daß sie über der Zeit stehen und folglich auch jeder Zeit gelten dürfen, und zu jeder Zeit an sie angeknüpft werden kann. Darum darf

zunächst getrost der Einzelne bei seinem Essen daran denken, daß doch dabei nicht nur irdische Naturgesetze sondern auch himmlische Lebensgesetze zur Geltung kommen möchten. Er darf auch seinen Broterwerb unter die Augen des himmlischen Vaters gestellt sein lassen und dann vielleicht vieles anders einrichten als bisher, ja, er darf über dem Essen ein fröhliches Gotteskind werden, das noch große Dinge, auch mit dem Essen, erwartet. Denn es ist nicht umsonst verheißen durch den Propheten Jesaias: Der Herr Zebaoth wird allen Völkern machen ein fettes Mahl, ein Mahl von reinem Wein, von Fett, von Mark, von Wein, darinnen keine Hefe ist (25, 6). Oder: Kommt her und kaufet umsonst beides Wein und Milch (55, 1). Diese Verheißungen sind in Jesu Ja und Amen und werden einmal, vielleicht bald, in Ihm ganz erfüllt werden.

Die Hoffnung auf die Allgemeinheit des Heiles ergiebt sich auch aus einer sehr einfachen Überlegung. Es giebt wenige Bedürfnisse, die ohne Ausnahme alle Menschen, alle Völker und Geschlechter umfassen. Das hervorragendste ist unstreitig Essen und Trinken, das ganz mit dem Menschenwesen verflochten ist und auf Erhaltung des Individuums zielt. Wenn an dieses Bedürfnis Jesus seine Menschen erneuernde Thätigkeit knüpft und dieses neu und geistlich wird, so muß er die Absicht haben das ganze Individuum zu erfassen, und es darf die erneuernde Kraft nicht früher stille stehen, als bis sie das gesamte Bedürfnis aller Menschen umspannen und heiligen kann. Demnach

kann jeder Mensch in Aussicht genommen werden, in Jesu neu zu werden, denn in jedem lebt dieses Bedürfnis.

Das Anknüpfen an die allgemeinsten Bedürfnisse ist eben das Verheißungsvolle. Im alten Bunde war die Fortpflanzung geheiligt, das Bedürfnis, das Geschlecht zu erhalten. Im neuen Bunde ist noch ein anderes Bedürfnis für Gott in Anspruch genommen, das ebenfalls die Allgemeinheit umspannt, das Bedürfnis der körperlichen Reinhaltung, des Waschens, das allen Menschen gemeinsam ist. Das Bad ist im neuen Bunde zum Sakrament geworden in der Taufe. Das ist nicht nur symbolisch von der geistlichen Reinigung gemeint, sondern darin liegt eine Verheißung. Ohne Reinhaltung kann kein Mensch bestehen, weil sich ihm mit dem Staube der Welt Todeskeime anhängen. Der Eintritt in die Herrschaft Gottes in Christo stellt das Reinigungsbedürfnis fest und vollzieht es, und da allen Menschen das Bedürfnis gemeinsam ist, so muß auch an allen der eigentliche Vollzug geschehen können, die Reindarstellung nach Leib und Geist. Dem Bade wohnt, ohne daß die Menschheit in ihrer Allgemeinheit es nur weiß, eine verborgene Sehnsucht inne nach wahrer Reinigung. Und zu dieser ist es in der Taufe gegeheiligt. Ebenso stellt das Essen und Trinken ein unzähmbares Verlangen dar nach wahrer Befriedigung und Genüge. Wer nun solche Dinge, wie Baden, Essen und Trinken in den Dienst seiner Sache stellt, der hat es auf alle Menschen abgesehen. Würde

die Heiligung einsetzen bei dem menschlichen Bedürfnis der Reflexion, der wissenschaftlichen Forschung und dgl., würde es heißen: erst wenn ihr denken könnt und etwas versteht, wenn ihr Predigten folgen und Lehren begreifen könnt, kann man euch helfen: so würde man sich in Bezug auf die Menschheit und ihre Erlösung sehr wenig Hoffnungen machen können. Damit träfe man sehr beschränkte Kreise. Aber hier steht zu jedem eine Thüre offen. Das ist dabei ganz gewiß, daß diese einfachsten Dinge des Lebens, wie Essen und Trinken, nur den Anfang und Angriffspunkt darstellen, von dem aus das ganze Wesen bis in das innerste Denken hinein erfaßt werden muß. Das ist eben nur das erste Zeichen, das Jesus that und seine Herrlichkeit offenbarte, aber das ist das verheißungsvolle, daß er die unterste Natürlichkeit sakramental verklärt. Die Wege Gottes zum Heile sind wunderbar einfach, nur die Religionen sind kompliciert.

Die Geschichte der Menschheit zielt, wie gesagt, auf eine neue Speise, die Nahrung, die der Baum des Lebens darbietet (Offenb. 22, 2). Vorläufig bewegen wir uns zwischen dem Baume der Erkenntnis und dem Baume des Lebens. Wir sehen schon jetzt im Sakrament eine Frucht, gebrochen vom Baume des Lebens. Wie wird's erst sein, wenn der Baum des Lebens wieder ganz eine Stätte finden darf da, wo Menschen sind! Darum lassen wir den Mut nicht sinken, auch wenn es mit dem Brote schwer gehen sollte. Und wer etwas hat, der breche es dem, der nicht hat, so er anders

verstanden hat den Herrn, der gesagt hat: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Er wird hungrig in uns und durstig und bedürfnisvoll, damit alle Welt satt werde in Ihm und volles Genüge finde. Er sei gelobt in Ewigkeit!

So sehen wir das Natürliche, das Sündige, das Erlösende, das Verheißungsvolle des Essens. In dieser Erkenntnis sollst du essen als freies, frohes Gotteskind und denken und sprechen:

Segne Vater jede Speise
Uns zur Kraft und dir zum Preise!

Die Grenzen

von

Theologie und Wissenschaft.

(1888.)

Es mag auf den ersten Blick müßig erscheinen, nach Grenzbestimmungen zwischen der Theologie und dem großen Gebiete dessen, was man unter dem Namen „Wissenschaft“ zusammenfaßt, zu fragen, um so mehr, als wir längst gewohnt sind, den Begriff „Wissenschaft“ für das Allgemeine und den Begriff „Theologie“ für das Besondere zu halten. Allein wenn auch anscheinend nirgends anders, könnte man im Gebiete des praktischen Lebens die Erfahrung machen, daß es um die Theologie mindestens etwas sehr Besonderes ist, das sich oft genug als schneidender Gegensatz kund giebt. Der Theolog redet etwa von Wundern Gottes: der Mann der Wissenschaft belehrt ihn, daß für Wunder überhaupt kein Raum sei in der modernen Wissenschaft; er tritt etwa an das Krankenlager eines Sterbenden: der Arzt kommt ihm entgegen und beschwört ihn, den Kranken nicht aufzuregen; er redet etwa vom Reiche Gottes und seinem Kommen und kann gewärtig sein, durch die Polizei argwöhnisch beobachtet zu werden.

Der Gegensatz ist übrigens alt, nur sind heute die Machtverhältnisse andere. Als ein Philolog mit den Gründen philologischer Diplomatie (Handschriftenkunde)

die seiner Zeit als „historische Thatsache“ unzweifelhaft feststehende Schenkung Konstantins bestritt, wurde er theologischerseits zum Widerruf genötigt, weil die zu jener Zeit herrschende Theologie solche Ketzerei nicht vertrug; und die Hauptgegner eines Columbus, Kopernikus und Vieler waren Theologen, und zwar aus anscheinend rein theologischen Gründen. Die heutige Gegnerschaft der Wissenschaft scheint beinah eine Vergeltung theologischer Unbill früherer Jahrhunderte zu sein.

Ja, es scheint sogar im theologischen Lager selbst eine Spannung zu herrschen zwischen den Vertretern der wissenschaftlichen Theologie und den Praktikern. Man hat uns seiner Zeit auf Schulen gelehrt, daß das höchste Gut der Menschheit die Wissenschaft sei und dementsprechend für gründliche wissenschaftliche Durchbildung der Theologen gesorgt. Und es ist wahr, in 12jähriger Ausbildungszeit kann ein Mensch sehr viel Wissenschaft lernen; wenn ein Mann aber danach in ein ungeheures Amt eingestellt wird und oft beim besten Willen nicht Zeit findet, sich mit Wissenschaft zu beschäftigen, ohne näherliegende Pflichten zu versäumen, so scheint er damit ausgeschlossen von dem Höchsten, was menschlichem Geiste auf Erden geboten wird. Vor mir liegt zufällig gerade aufgeschlagen ein Satz aus der neuen kirchlichen Zeitschrift 1890, 1. Heft, S. 62: „Heutzutage hat jeder Theologe geradezu die Pflicht, sich um die Fragen der Quellenschriften des Pentateuch zu bekümmern“ — und doch giebt es gewiß viele tüchtige Theologen, welche in sich gar nicht die Voraussetzung

haben, solchen nicht eben leichten Fragen nachzugehen. Es werden auch viele die Kanzel zu Zeiten betreten müssen, ohne den Grundtext aufgeschlagen zu haben. Sind sie aus diesem Grunde allein Theologen II. Klasse?

Es scheint, als hätten viele Männer des praktischen Amtes auf Anforderungen der Wissenschaft hin, welche über ihr Vermögen gehen, in einer Art dumpfer Ergebenheit überhaupt auf wissenschaftliche Beteiligung verzichtet und alle Muße und Geisteskräfte irgend welchen Liebhabereien gewidmet, Gebieten, auf denen Theologen wirklich Anerkennenswertes geleistet haben. So ist der Reformator, ja eigentliche Begründer der rationellen Bienenzucht ein Geistlicher gewesen; der feinste Kenner von Obstsorten war seiner Zeit in Deutschland ein Superintendent, und es dürfte nicht uninteressant sein zusammenzustellen, welche verschiedenen menschlichen Arbeitsgebiete durch Mitwirkung von Theologen gefördert worden sind.

Haben diese alle einen wesentlichen Teil ihres Berufes verfehlt, oder hat etwa der Gegensatz, welcher sich oft im Leben zwischen Theologen und Männern der Wissenschaft geltend macht, eine tiefere Begründung?

Wir wollen darum, absehend von der Geringwertigkeit obiger Beispiele, einmal prinzipiell die Frage erörtern, ob die Theologie wirklich als Wissenschaft zu rechnen sei, und demzufolge beide Gebiete, die Wissenschaft einerseits und die Theologie andererseits, zum Gegenstand der Untersuchung machen und sie betrachten in Bezug 1) auf ihren Gegenstand, 2) auf ihre Vor=

aussetzungen, 3) auf ihre Methode, 4) auf ihre Ziele, und wollen uns ihre gegenseitige Abgrenzung klar zu machen suchen.

I.

Es wäre zunächst die Frage zu stellen: Was ist Gegenstand der Wissenschaft, und was ist Gegenstand der Theologie?

Die Frage ist schon heikel. Die Wissenschaft befaßt sich in ihren verschiedenen Gebieten mit Allem, was irgendwie wahrnehmbar ist. Ihr Gebiet ist alles Sichtbare, sei es, daß es mit dem bloßen Auge, oder dem Vergrößerungsglas, oder dem Fernrohr wahrgenommen werden kann. Sie zieht in ihren Bereich alles, was vorhanden ist, alle Begebenheiten, alle Zustände aller lebenden und leblosen Kreaturen; ja auch alles Vergangene und je Gewesene, was durch Schrift, Denkmal, Abdruck oder Versteinerung, oder irgend welches Ueberbleibsel erkennbar oder erschließbar ist, gehört in den Bereich wissenschaftlicher Forschung. Ferner muß der Wissenschaft als Gegenstand zugesprochen werden alles, was menschliches Denken von sich aus erschließen oder berechnen kann: kurz die Wirklichkeit, wo und wie und welcherlei Art sie sei, hat sich die Wissenschaft zu erforschen ersehen.

Dabei ist bewundernswert, wie sie vor keiner Schwierigkeit irgend welcher Art zurückschreckt. Weder

Hunger noch Durst, weder Gift noch Gefahr, weder Entfernung noch Alter ist jemals der Wissenschaft dauernd ein Hindernis gewesen. Die edelsten Menschen haben willig ihr ganzes Sein, ja ihr Leben geopfert zu keinem andern Zweck, als der Wissenschaft zu dienen, und ihre Märtyrer stehen denen der Kirche an Zahl und an geistiger Bedeutung kaum nach. Dabei hat die rastlose Arbeit der Wissenschaft, welche sich schon im grauen Altertume geltend macht, bewunderswerte, kaum zu ahnende menschliche Geisteskräfte aufgeboten, und indem sie kein Gebiet menschlicher Thätigkeit unberührt läßt, legt sie ihre Hand auf das Größte und Kleinste.

Wenn dem so ist, so ist die Theologie entweder zur Eingliederung genötigt, oder zur Ausstoßung aus dem Gebiete der Geistesthätigkeit verurteilt, und damit der Verachtung der „denkenden" Menschheit hoffnungslos preisgegeben. Es kann ihr gestattet werden, irgend ein untergeordnetes Gebiet darzustellen; aber Geistesarbeit darf sie nicht sein, wenn sie sich nicht wissenschaftlich eingliedern läßt. Es herrscht hier eine solche logische Unerbittlichkeit, daß in Folge dessen jedes theologische Lehrbuch pflichtschuldigst definiert: Die Theologie ist eine Wissenschaft . . .

Aber merkwürdig: Es ist unverkennbar, daß der Gegenstand der Theologie sich nicht ganz unter dem Interesse der Wissenschaft unterbringen läßt, sondern schon der oberflächliche Blick zeigt, daß trotz vieler Berührungspunkte der Gegenstand der Theologie mehrfach

hinausragt in ein jenseits von Wissenschaft liegendes Gebiet, daß der Theologe Wahrheiten vertreten muß, denen wissenschaftlich nicht recht beizukommen ist. — Warum sagte ein bekannter Philosoph, er sei mit dem Kopfe ein Heide und mit dem Herzen ein Christ; warum erzeugt die Theologie in wissenschaftlichen Kreisen so viel verlegenes Schweigen, und warum bereitet die Wissenschaft den Theologen so viele Verlegenheiten, in denen sie sich oft so kläglich benehmen, in denen sie sich so widerstandslos entwaffnen und — verachten lassen, ohne ihren Mann zu stellen? Und doch ist die Theologie Denkarbeit, welche alle Kräfte des menschlichen Denkens erfordert; dennoch redet auch die Theologie von Fortschritten. Also muß sie doch auf Forschung beruhen! Aber wo finden wir den Raum ihrer Forschung, wenn die Wissenschaft Alles beherrscht? Oder beruht der oberflächliche Blick, wie so oft, auf Täuschung? Und wenn das, warum beseitigen wir sie nicht, warum müssen wir uns als nicht ebenbürtig ansehen lassen?

Ueberlegen wir uns die Frage: Womit beschäftigt sich die Theologie? Der Name bedeutet „Wort von Gott“. In diesem ursprünglichen Sinne heißt bekanntlich der Apostel Johannes „der Theolog“, der Mann des Wortes von Gott, des Wortes, das im Anfang war. Demnach wäre Gegenstand des theologischen Interesses zunächst das Wort von Gott. Zwar haben Theologen zu allen Zeiten mit mehr oder minder Erfolg auch menschliches Wort zu ihrem Gegenstande gemacht und sind in Beziehung zur Wissenschaft ge-

treten; aber das liegt außerhalb des nächsten, theologischen Berufes, und die Theologie muß sich dessen bewußt bleiben.

Dabei ist wohl zu beachten, daß „Wort von Gott" nicht so viel bedeuten kann, als „Wissenschaft von Gott", sofern etwa der Begriff „Gott" zum Gegenstand einer Erkenntnislehre gemacht würde. Das wäre schon eine Aufgabe der Philosophie, welche sich auch seit mehr als drei Jahrtausenden mit diesem Begriffe abmüht — sondern „Wort" kann hier nur bedeuten eine Fülle von Mitteilungen Gottes, wobei Gott im voraus als ganz bekannte Realität gewußt und gekannt ist, so daß es gar nicht einmal erübrigt, oder nur lohnt, oder gar gestattet ist, auseinanderzusetzen, was für einen Inhalt man unter dem Begriffe „Gott" verstehen wolle.

Die Philosophie ist durchaus nicht Voraussetzung der Theologie, daß wir etwa bei ihr uns den Begriff erbetteln oder bestellen müßten. Sie hat schon Hunderte solcher Begriffe gezeitigt, aber rechnet sich noch nicht als fertig und — ehe denn sie ward, ist die Theologie! Vielmehr ist Gott längst bekannt, und es sollen nur Mitteilungen von dem zur Genüge bekannten Gotte dem Gebiete des menschlichen Denkens überwiesen werden. Man kann geradezu sagen: Je allgemeiner und deutlicher Gott erkannt wird, um so geringer ist das Bedürfnis, über den Begriff „Gott" Rechenschaft zu geben; und umgekehrt kann man aus dem Emporwuchern philosophischer Richtungen schließen, daß zur Zeit Gott wenig bekannt sein muß. Man würde ja sonst

sich nicht so viel über den Begriff „Gott“ zu ereifern nötig haben; ebenso wie sich diejenigen Kinder am meisten über den Begriff „Eltern“ Gedanken machen, welche früh verwaist sind. Die anderen haben es eben nicht nötig.

Legt nun die Wissenschaft auf alles Beschlag: auf das Wort von Gott verzichtet sie, wie umgekehrt die Theologie als solche die Gebiete der Wissenschaft vielleicht als hier und da ganz nützlich, aber jedenfalls außerhalb des Bereiches des Wortes von Gott, also ihrer selbst liegend anerkennen muß.

Vielleicht erscheint dieses Gebiet als zu eng abgegrenzt, vielleicht scheint dann die Theologie Manchem kaum mehr lohnend, und sie mag manchem „Denker“ schon hier ein Lächeln abnötigen. Mag vorläufig sein; aber dennoch erachten wir das Gebiet der Wissenschaft für weit eingeschränkter, als das unsrige an sich ist. Nur das geben wir allenfalls zu, daß zur Zeit allerdings, um ein altes Wort zu brauchen, das „Wort von Gott teuer ist im Lande“, und dementsprechend die Bewegungsbahn — oder sollen wir sagen der Horizont? — der Theologie eng.

Doch handelt es sich hier nicht um Größenwerte, sondern um Gebietsscheidung.

Die Theologie hat also in gewisser Weise die Art der Wissenschaft, ohne ihr Gebiet zu berühren. Nehmen wir z. B. an, es gebe eine Wissenschaft, welche zum Gegenstand ihres Denkens etwa die Sonne machen wollte. Diese würde nicht zu beweisen versuchen, daß

die Sonne vorhanden ist, oder auseinandersetzen, welcher Begriff unter dem Worte „Sonne“ zu verstehen sei, sondern sie würde die Verhältnisse der sattsam bekannten Sonne nach jeder erkennbaren oder erschließbaren Richtung beschreiben. In diesem Sinne beschäftigt sich die Theologie mit Gott und beschreibt Beziehungen, die zwischen Gott und der Welt bestehen, stützt sich dabei auf Erfahrungen Gottes und versucht, von Bekanntem aus Weiteres zu erschließen. Sie ist demnach weit entfernt, sich unter die Wissenschaft eingliedern zu lassen, so weit, daß sie sogar schon umgekehrt versucht hat, die Wissenschaften sich einzugliedern. Die Zeiten liegen uns nicht allzufern, wenn sie auch ganz beseitigt sind. Das wäre übrigens an sich denkbar, allerdings vorläufig ebenso hoffnungslos.

Freilich ist die Theologie der Wissenschaft gegenüber stark im Nachteile. Macht die letztere alles zum Gegenstand ihrer Forschung, was allgemein menschlich erkennbar ist, so ist der Gegenstand der Theologie durchaus nicht schlechthin Gegenstand des Erkennens, sondern lediglich in einer sehr beschränkten Beziehung, soweit nämlich, als Gott sich erkennen lassen will, d. h. soweit er sich offenbart. Wir stehen also auf einem sittlichen Gebiete, das von einer Willensbethätigung beherrscht wird. Demnach handelt es sich in der Theologie nicht um bloße Folgerichtigkeit des Denkens, sondern zugleich des Wollens.

Die Gegenstände der Wissenschaft kann man zwingen und zu Mitteilungen nötigen, die dann

Allgemeingut der Menschheit werden: das Wort von Gott wird nicht gezwungen; selbst das, was Gott offenbart hat, ist nicht ohne weiteres Jedermann zugänglich, im Gegenteil zeigt die Geschichte, daß es nur eine beschränkte Anzahl Menschen war, denen Offenbarungen je und je zu Teil wurden, oder welche sie verstanden, oder nur verstehen **konnten**.

Auch sind die Offenbarungen selbst ziemlich beschränkt. Bezüglich des Alls der sichtbaren und unsichtbaren Welt begnügen sie sich mit der Aussage, daß es geschaffen sei, und werden erst eingehender bezüglich der Menschenwelt und der Beziehungen Gottes zu ihnen, so daß man sagen kann: Gegenstand der Theologie sind die Offenbarungen Gottes an die Menschen. Diese müssen gefunden werden in der Gegenwart, sie müssen weiter verfolgt werden können durch die ganze Geschichte und müssen erkannt werden bezüglich eines des Gegenstandes würdigen Zieles und entsprechenden Abschlusses. In allen drei Beziehungen erfordern sie zwar in hervorragender Weise alle Kräfte des menschlichen Denkens, aber zugleich noch mehr als bloßes Denken.

Somit erweist sich die Theologie als eine von Gott selbst denkenden Menschen gestellte Aufgabe, während die Wissenschaft mehr oder weniger als selbsterwählte, außerhalb der geraden Beziehungen Gottes zur Menschheit stehende Aufgabe erscheint. Verständigen Leuten könnte man sagen: die Theologie, also das Wort von Gott, war mit der Schöpfung des Menschen; wissenschaftliche Erkenntnis wurde — mit der Sünde, wes-

halb auch in vollem Ernste gewisse Wissenschaftsfanatiker den Sündenfall für das größte Glück der Menschen erklärt haben, und von ihrem Standpunkte aus mit vollem Rechte.

Zwar sagt man mit Recht, daß das Weltall auch eine Offenbarung Gottes sei, und die Wissenschaft, die sich mit seiner Erforschung befaßt und in seinem Rahmen nach allen Seiten hin bewegt, habe auch zum Gegenstand die Offenbarungen Gottes. Allein eine „Offenbarung Gottes" im Sinne der Wissenschaft ist das Weltall nicht, ist's auch nie gewesen, und könnte es nur sein, wenn Gott selbst mit Hülfe der Wissenschaft erkannt werden könnte. Das ist aber unmöglich. Und wiederum: Alles, was für das allgemeine und von Jedermann anwendbare Erkennen nicht mehr sein kann als Ahnung, oder Vermutung oder Gefühl, wie das Göttliche allerdings den meisten Menschen sich kund giebt, kann sich wissenschaftlich nicht dauernd behaupten.

Für den eigentlich Eingeweihten ist natürlich die Theologie nichts weniger als bloße Gefühls- oder Vermutungssache; aber es waren stets nur Wenige von der Masse, und zur Zeit scheint es kaum anders zu sein. Wir müssen vielmehr anerkennen: Wissenschaft und Theologie vertreten zwei Gebiete menschlichen Denkens und Erkennens, deren Gegenstand völlig verschieden ist, welche sich prinzipiell ausschließen.

Und nicht minder sind die beiderseitigen Voraussetzungen verschiedene.

II.

Zwar bestrebt sich die Wissenschaft möglichster Voraussetzungslosigkeit, allein man wird im Allgemeinen sagen müssen, daß sie zweierlei Voraussetzungen macht, und zwar eine bezüglich des Objekts, die andere bezüglich des forschenden Subjekts. Von den Gegenständen ihrer Untersuchung setzt sie wenigstens deren Existenz voraus, obgleich freilich eine gewisse Philosophie auch diese in Zweifel zu ziehen gesucht hat. Doch ist es psychologisch kaum denkbar, daß beispielsweise ein Naturforscher das wirkliche Vorhandensein der Natur in Zweifel ziehen sollte. Er befleißigt sich möglichster Unbefangenheit in ihrer Erforschung, aber er müßte aufhören Forscher zu sein, wollte er ihre Wirklichkeit leugnen. Also bezüglich des Gegenstandes wird das Vorhandensein vorausgesetzt werden müssen, und seine Bezweiflung hat sich von jeher als Afterwissenschaft gerichtet.

Eine weitere Voraussetzung der Wissenschaft muß in dem forschenden Subjekte erfüllt sein. Das erkennende Subjekt muß die Fähigkeit besitzen, den Gegenstand zu erkennen und folgerecht zu denken. Je mehr diese Fähigkeit vorhanden, d. h. je mehr Einer begabt ist, um so größere Fortschritte kann sich die Wissenschaft bezüglich des Forschers versprechen. Es wird mithin als unerläßliche Bedingung eine rein intellektuelle Beschaffenheit im Subjekt gelten.

Anders die Theologie. Diese setzt als wirklich

voraus: Gott. Um jedoch gleich die philosophische Frage: Was ist Gott? — abzuschneiden, brauchen wir den biblischen Ausdruck Jahve, wofür gestattet werde, im Deutschen den etwa entsprechenden Ausdruck zu gebrauchen „Gott der Lebendige“, nämlich Gott, welcher Leben bethätigt, sofern er Beziehungen zur Menschheit wünscht und auf solche hin auch handelt. In der Schrift findet sich auch der erklärende Ausdruck „Gott, der Wunder thut“, indem Alles, was Gott direkt thut, als Wunder bezeichnet ist.

„Wunder“ ist biblisch nicht eine auffällige Handlung, welche wirklich oder scheinbar im Widerspruch mit den „ewig gültigen Naturgesetzen steht“, vielmehr hat sie mit diesen gar nichts zu thun, sondern ist einfach „unmittelbare Gottesbeziehung“. Gott, der Wunder thut, ist Gott, welcher persönlich, unmittelbar auf Erden handelt.

Z. B. die Schöpfung der Welt ist ein Wunder, als unmittelbare Gottesthat; das Wachsen des Samenkorns ist kein Wunder, es vermittelt sich durch mittelbares, für gewöhnliche Augen unerkennbares Walten Gottes auf natürlich folgerechtem Wege, nachdem das erste große Wunder geschehen ist. Es kann ein Kranker genesen durch ein Wunder, d. h. also ein unmittelbares Eingreifen Gottes, wie des Hauptmanns Knecht, ein anderer ohne Wunder auf natürlichem Wege, obgleich Verstand des Arztes, wohlthätige Kräuter und Kunst des Apothekers schließlich auch gottgewirkt sind, aber mittelbar, im Rahmen einer einmal gesetzten Entwickelung.

Es kann jede Sache Wunder sein oder nicht. Z. B. der künstliche Tempelbau, auf welchen die Jünger den Heiland aufmerksam machen (Marc. 13, 1), erscheint biblisch nicht als Wunder: Die Erbauer der Stiftshütte wirkten durch ein Wunder. Thubalkain war Erzkünstler durch natürliche Begabung (1. Mos. 4, 22): Bezaleel dasselbe durch Wunder, direkte Gottesbegabung 2. Mos. 31, 2 ff.).

Darum dürfte eigentlich derjenige Teil unserer Dogmatik, welchen wir „Wunderlehre" zu überschreiben pflegen, nicht Gegenstand theologischer Untersuchung sein. Vielmehr ist das Wunder inbegriffen in der Voraussetzung Gottes des Lebendigen. Denn alles Leben äußert sich in zwei Beziehungen, in Sein und in Thun, beziehentlich Arbeit. Gott, der Lebendige, kann nicht nur als vorhanden vorausgesetzt werden, sondern muß am Thun erkannt werden können, und Gott, der Lebendige, ist ohne Wunder, d. h. ohne unmittelbares Thun, nicht denkbar.

Ein Beispiel aus einem ganz anderen Gebiete erläutere das. Die Pflanze, welche auch lebt, bethätigt ihr Leben in Sein und Arbeit. Die letztere besteht in wachstümlicher Entwickelung, d. h. Vermehrung des Organischen durch Umschaffung anorganischer Stoffe in organische Bestandteile. Diese an sich staunenswerte Arbeit vollzieht die Pflanze für das menschliche Auge nicht erkennbar, und doch kann sie stetsfort in ihren Wirkungen erkannt, und können die Wachstumsfortschritte in gewissen Zeiträumen

beobachtet werden. So mag das Thun Gottes mitunter ganz verborgen und kaum erkennbar sein, aber vorhanden sein muß es jederzeit, und eine Theologie, die Wunder leugnet, leugnet einen wesentlichen Teil ihrer Voraussetzung, verletzt den lebendigen Gott nach Seite des Thuns und schneidet sich damit selbst die Wurzel ab. Vgl. ein entsprechendes Wort des Herrn: Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet, damit, daß er nicht glaubt!

Das führt uns auf die Voraussetzung der Theologie in der Persönlichkeit. Wir sahen: die Wissenschaft fordert von ihren Schülern wissenschaftliches Verständnis, die Theologie dem entsprechend theologisches Verständnis, Verständnis für Gott, den Lebendigen. Da jedoch Jahve nur soweit erkennbar ist, als er erkannt werden will, setzen wir für „Verständnis" den sittlichen Begriff „Gehorsam gegen Jahve", und haben somit für die Theologie nicht eine blos verstandesmäßige, sondern eine sittliche Voraussetzung im Subjekt als Forderung aufzustellen.

Indem wir uns dieses sittlichen Bodens theologischer Forschung bewußt werden, fällt auf die ganze bisherige christliche Entwickelung ein eigentümliches Licht. Alles Kirchenwesen, alles Sektenwesen, alle Lehrstreitigkeiten, alle Schriftauslegung muß an dem Maßstabe geprüft und gemessen werden, wie weit sie vom Gehorsam gegen Jahve geleitet sind. Es müßten also alle kirchengeschichtlichen Entwickelungen geprüft werden auf das Maß des Glaubens, das bei ihrem Werden

zur Geltung kam und sich offenbarte, von wo aus ein Rückschluß auf das jeweilige Thun Gottes geschehen müßte.

Man könnte, um ein Beispiel zu brauchen, etwa die Reformationsgeschichte unter diesen Gesichtspunkt stellen und anheben: mit der Geschichte der Reformation ist der Name Luthers auf's Engste verknüpft. Soweit gehen wir mit dem Weltgeschichtsforscher zusammen. Dieser beschreibt nun Luthers Leben und Bildungsgang und benutzt Luther als Bindeglied zur Erklärung der gleichzeitigen und folgenden Geschichte der Weltentwickelung.

Anders der Theolog. Dieser interessiert sich für Luthers sittliche Persönlichkeit und sagt etwa: Luthers Auftreten wurde hervorgerufen durch seine Gewissenskämpfe im Kloster. Gewissenskämpfe in jenem Maßstabe können nur stattfinden dadurch, daß menschliche Unheiligkeit in das Licht des heiligen Gottes kommt. Indem nun Luther durch seine Handlungen den Forderungen des Gewissens nachgab, offenbarte er Gehorsam gegen eine Gottesstimme. Und weiter: Weil dem Leben und Handeln Luthers eine Gottesoffenbarung zu Grunde liegt, haben wir mithin in der Reformation eine Bezeugung Gottes des Lebendigen.

Unter diesem Lichte wären dann die Eck, Melanchthon, Karlstadt, Münzer, Flacius u. s. w. zu betrachten nach ihrer Gehorsamsstellung gegen Gott und dem Maße ihrer Offenbarung, und wer weiß, ob man nicht eine G e s ch i ch t e von Gottesbeziehungen verfolgen könnte

als eine Entwickelung des Reiches Gottes auf Erden nach den Gesichtspunkten ursächlichen Werdens.

Bisher haben wir uns kirchengeschichtlich durch einen registrierenden, kompendiösen, und vielfach recht langweiligen Schematismus hindurcharbeiten müssen, und wußten schließlich weiter nichts, als eine Summe kirchlicher und unkirchlicher Begebenheiten. Unsere theologische Anteilnahme ruht aber nicht auf Synoden, Kirchentagen und Lehrstreitigkeiten. Das gehört in die Geschichte der Welt, wenn sie auch „christliche" Welt heißt. Unsere Anteilnahme ruht auf der Geschichte der Bezeugungen des lebendigen Gottes. Für uns wäre die Frage wichtig: Inwiefern ist die Kirchengeschichte Fortsetzung oder vielleicht — Ausartung der biblischen Heilsgeschichte?

Die biblische Heilsgeschichte läßt sich so schön und schlicht erkennen: Gottes Thun vor der Flut; Gottes Thun mit Abraham und den Erzvätern; Gottes Thun an Israel unter Moses, unter David, durch die Propheten bis durch die babylonische Verbannung; ferner: Gottes anhebendes Thun mit Zacharias und Johannes; Gottes Offenbarung in Jesu; Gottes Thun durch die Apostel. Dann aber geht es durch eine Masse Lehrstreitigkeiten, Intriguen, Verketzerungen, Kämpfe, durch lauter unerquickliche Menscheleien: die Kirchengeschichte verzeichnet sie schreibermäßig — warum bemüht sie sich nicht, den verborgenen Gottesfaden zu finden, der bis in die Neuzeit laufen muß? Versteht sie nichts davon? Will sie nichts davon wissen? Ists ihr nicht interessant genug?

Uns erscheint dieses als das bei weitem Interessantere und Erquicklichere. Das wären etwa Gesichtspunkte theologischer Geschichtsforschung. Die Kirchengeschichte ist ein Lehrbuch der Gedanken Gottes. Bisher hat man sich nur bemüht, den Text festzustellen, es wäre die weitere Aufgabe die Exegese, die Erklärung des Textes.

Wie wär's auch, wenn wir unsere modernen Theologen einmal prüfen wollten, nicht auf ihre wissenschaftlichen Leistungen, ihre positive oder negative Gefolgschaft, sondern auf ihre sittliche Stellung, ihre Ehrlichkeit und ihren Gehorsam gegen Gott, ehe wir unsere Theologie durch sie bestimmen lassen; und das nicht etwa, um sie zu verdammen oder heimtückisch aus irgend einem Hinterhalte Steine auf sie zu werfen, sondern lediglich ihre theologische Zuverlässigkeit zu prüfen und das Maß der Bezeugungen Gottes, welche etwa durch sie erwartet werden können und erlebt werden!

Wir erkennen eben die theologische Forschung durchaus nicht als lediglich verstandesmäßige, sondern in hervorragendem Sinne als sittliche Arbeit. Wir sagen: Jahve ist ein Gott, welcher Beziehungen zu den Menschen will. Wir sind damit genötigt zuzugeben, daß dieser Wille nicht auf Willkür, sondern ebenfalls auf sittlichen Prinzipien beruht, auf Heiligkeit. Nach dem Grade menschlichen Geheiligtseins wird sich demnach auch der Grad theologischer Erkenntnisfähigkeit bemessen, wie nach dem Grade geistiger Begabung die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit, und je nach seiner

geistlichen Erkenntnis und Gottesgemeinschaft kann ein Theolog Gottes Werkzeug werden oder nicht.

Wir sind uns bewußt, daß wir damit einen schweren Einwand hervorrufen, den Einwand der völligen Versubjektivierung der Theologie. Wo soll die Instanz sein, und welches ist die Regel, nach welcher Menschen und Meinungen und Richtungen beurteilt werden sollen?

Allein betrachten wir es näher. Jahve ist stets der lebendige Gott, muß folglich von Anfang der Menschheit eine Geschichte seiner Beziehungen haben, und diese objektive Geschichte wird unsere Forschungen auf der Höhe der Wahrheit erhalten.

Wenn wir nun die Theologie nach der Urkunde solcher Geschichte fragen, so weist sie uns auf die Bibel, als ihre geschichtliche Erkenntnisquelle.

Die Philosophie wendet freilich ein: Ihr setzt also nicht Jahve voraus, sondern im Grunde das Dogma von der Inspiration, der unbedingten Zuverlässigkeit der Bibel? Wir müssen das aber entschieden verneinen und erkennen gemäß unseren Ausführungen unter I an, daß auch die Bibel als sinnlich vorhandener Gegenstand in das Reich der Wissenschaft gehört, und halten es für gänzlich nutzlos und innerlich unwahr, sie ihr streitig zu machen, und sie, wie etwa den Berg Sinai, mit einem Gehege zu umgeben, das ein Ungeweihter nicht überschreiten dürfe. Im Gegenteil, als rein intellektuelle Disziplin, ohne jegliche sittlichen Voraussetzungen, mache sich eine biblische Wissenschaft daran, die Bibel zu untersuchen in Bezug auf Grammatik und Lexikon,

Ursprung und Abfassungszeit, auf Urheberschaft, geschichtlichen Inhalt und geschichtliche Glaubwürdigkeit; selbst alle Phasen des sogenannten Inspirationsstreites, bei welchem bekanntlich der sogenannten positiven Theologie mehr und mehr Boden abgewonnen wurde, sind theologisch ganz belanglos und mögen der philosophischen Wissenschaft zugesprochen werden. Nur verlange man andererseits nicht, daß wir solche biblische Wissenschaft ohne Weiteres als Theologie anerkennen. Unser theologisches Interesse liegt einzig auf den Beziehungen Gottes, des Lebendigen, zur Menschheit; und zur Bibel kommen wir auf eigentümliche, fast zu beklagende Weise.

Wir haben von Rechtswegen die Pflicht, nicht die Bibel, sondern die Weltlitteratur, als die Urkunde der Vergangenheit, auf unsere theologischen Gesichtspunkte hin zu durchblättern. So gut wir den Gang der Weltgeschichte aus allerlei historischen Quellen, lauteren und unlauteren, zu erkennen suchen, so gut müßten eigentlich in allerlei Quellen, heiligen und weltlichen, Spuren der Gottesgemeinschaft gesucht werden können. Wir würden aus ihnen nur herausschälen, was für unseren Zweck brauchbar ist.

In der That kann man der Theologie nachrühmen, daß sie das treulich gethan hat. Mit welch gewaltiger Spannung haben wir den Enthüllungen der Hieroglyphen entgegengesehen! Wie gern erführen wir aus ihnen etwas von den Beziehungen Jahves zu Pharao! Der Finder und Erforscher des keilinschriftlichen Nimrodepos,

in welchem bekanntlich der Sintflutbericht enthalten ist, der unvergessene George Smith, hat den Keim seines Todesleidens durch sein nächtliches, atemloses Erforschen der Funde des Tages gelegt, um auch eine außerbiblische und noch dazu früher abgefaßte Darstellung der Sintflut zu durchforschen. Oder wie gern wüßten wir einen einheimischen Bericht über Bileam, über das Wirken des Jonas! Wie sehnsüchtig haben wir die großen Inschriften Nebukadnezars durchsucht, und wie sind wir enttäuscht über ihr tiefes Schweigen über Jahve. Ja, selbst Sanheribs Annalen, der ja eben seinen jerusalemischen Feldzug eingehend beschreibt, dem man seine Begegnung mit Jahves Thun abfühlt, legen wir nicht ohne Wehmut weg und finden in der Weltlitteratur eine ernste Bestätigung von Röm. 1, 21—24a: „Dieweil sie wußten, daß Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als Gott, noch gedankt, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert — darum hat sie Gott dahin gegeben in ihrer Herzen Gelüste!" Die Weltlitteratur ist wohl in hervorragendem Maße von der Theologie beachtet worden, aber — für theologisches Interesse hat sie sich unbrauchbar erwiesen. Es fehlt ihr das Verständnis für Jahve. Wir haben leider, leider blos die Bibel als Erkenntnisquelle der Geschichte Gottes auf Erden!

So ist also die Theologie bei der Bibel stehen geblieben, nicht weil sie Bibel ist, sondern eigentlich weil sie ein — jüdisches Buch ist, sofern Israel der einzige Volksboden ist, auf welchem Bezeugungen Jahves

objektiv und Verständnis für Jahve subjektiv vorhanden waren. In diesem Volke hat Gott etwas thun wollen und in diesem Volke wurde sein Thun verstanden, wenn es auch oft Not genug gemacht hat.

So wurde uns die Bibel zur Bibel, und es ist kein Wunder: wie sollten auch unheilige Quellen für die Geschichte des Heiligen brauchbar sein? Sobald übrigens in Israel eine oder beide Voraussetzungen, das Thun Gottes oder das Verständnis des Volkes nicht erfüllt sind, lehnen wir auch die jüdische Litteratur ab. Wir gebrauchen kaum die Apokryphen und gar nicht den verlogenen Talmud.

Der Theolog steht aber der Schrift auch nicht kritiklos gegenüber, sondern prüft mutig auch das Stehengebliebene auf seine theologische Zuverlässigkeit. Und zwar erkennt er beispielsweise die 5 Bücher Mosis nicht für zuverlässig an, wenn etwa die Wissenschaft ihre Abfassung durch Moses beweisen würde, sondern erst dann, wenn er den Geist des Schreibers im Gehorsam gegen Jahve erkennen muß. Ein Theolog ist frei genug, etwa dem Prediger Salomonis oder dem hohem Liede gegenüber kritisch zu stehen, oder etwa, wie es bei Luther einst war, dem Jakobusbrief gegenüber Bedenken zu haben, und zwar nicht aus geschichtlichen, textkritischen u. dgl. Gründen, sondern aus sachlichen.

Umgekehrt müssen wir auch zugeben, daß, abgesehen von allen anderen Bedenken, z. B. des praktisch Zulässigen, die Abgeschlossenheit der Bibel als solche nicht ohne Weiteres feststehen darf. Zwar um Miß-

verständnissen vorzubeugen, haben wir auch nicht einen praktischen Vorschlag, weder bezüglich des lutherischen Katechismus, noch der Konkordienformel, noch irgend eines späteren Erzeugnisses; allein die Möglichkeit einer weiteren Bibellitteratur muß offen bleiben, sofern Gott Jahve ist. Bibel muß man bezeichnen als litterarischen Niederschlag einer Menschengemeinde, die im lebendigsten Besitz der Gottesgemeinschaft war, unter welcher Gott erkennbar handeln und als solcher verstanden werden konnte. Die Bibel war abgeschlossen mit Maleachi, weil die volksmäßigen Kundgebungen Jahves einerseits und das volksmäßige Verständnis für Jahve andererseits aufhörten. Sie setzte sich fort in der Apostelzeit, wo sich die gleichen Bedingungen erfüllten, und ist wiederum mit ihr abgeschlossen, weil nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse die folgenden Beziehungen anderen Charakters geworden sind. Könnte es nicht auch einmal wieder anders werden, so wenig auch anscheinend Aussicht dazu vorhanden ist?

Darum verlangen wir von unserer heutigen theologischen Forschung, daß sie bibelmäßig sei und finden darin das Korrektiv sowohl unserer eigenen Gedanken, als aller anderen Theologen. Also Übereinstimmung des Geistes des Subjekts mit dem Geiste der Schrift und dem Geiste Gottes, das ist die Summa der Voraussetzungen für theologisches Studium. Dem Vater im Himmel hat es wohlgefallen, seinen Geist in irdischer Gestalt zu offenbaren in der Schrift, damit

unsere Geister dadurch berührt werden können und wieder direkten Zugang zum Himmel gewinnen.

Das zustimmende Berührtsein vom Worte durch den Geist Gottes heißt Glaube, das widerstrebende Unglaube. Es ist also der Glaube die subjektive Voraussetzung der Theologie, der schriftgemäße Glaube.

Glaube ist aber, wie wir sahen, nicht etwas rein Subjektives, sondern er entsteht durch eine That Jahves, also ein Wunder, und der solcher That sich beugende Gehorsam gegen Gott ist das rechte subjektive Verhalten, der Glaube. Gott redete, und Abraham ward gehorsam: „Abraham glaubte dem Herrn“; Jesus erweckte den Lazarus, und: „viele glaubten an Ihn“.

Überhaupt war der Eindruck der Wunder Jesu auf Seiten des Volkes ein zustimmendes Innewerden der Kraft Gottes, welche sich offenbarte. Vergleiche die himmlisch ergreifende Wirkung der Auferweckung des Jünglings zu Nain: „Es kam sie alle eine Furcht an und priesen Gott und sprachen: Gott hat sein Volk heimgesucht“ (Luc. 7, 16). Oder ebenda v. 29: „Alles Volk, das ihn hörte und die Zöllner, gaben Gott recht und ließen sich taufen.“ Oder die Heilung des Gichtbrüchigen (Matth. 9, 8): „Da das Volk das sahe, verwunderte es sich und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat“.

Es gehören also zum Glauben drei Momente: 1) ein objektives Eingreifen Gottes des Lebendigen;

2) ein Innewerden Gottes bei dem Subjekt; 3) der freie Entschluß zum Gehorsam gegen Gott.

Wenn der Apostel sagt, der Glaube komme aus der Verkündigung, so meint er „Verkündigung“ nicht als eine gewisse Rede oder Wortschall, sondern er setzt hinter dem Worte ein lebendiges Wirken Gottes, eine Gottesthat voraus. Das Wort des verkündenden Menschen dient als Werkzeug der persönlichen Offenbarung Gottes des Lebendigen an den Hörer, und in dieser Erkenntnis gilt der lutherischen Kirche das Wort als Gnadenmittel, sofern die Predigt nicht nur eine menschliche, sondern eine göttliche That wird.

Darum muß die rechte Predigt entweder Glauben wirken oder Unglauben schaffen. Im letzteren Falle spürt wohl der Hörer eine höhere Kraft, als den Sprecher, aber widerstrebt derselben und wird ungehorsam gegen die Gotteskraft. Das ist beispielsweise das Verhältnis zwischen Pharao und Moses. Wir setzen dabei selbstverständlich die Wunder Mosis ganz auf gleiche Stufe mit irgend einer göttlichen Predigt, sofern beide Äußerungen der Kraft Gottes des Lebendigen sind. In der Pharaogeschichte trat Moses selbst ganz in den Hintergrund: es wurde erkannt „Gottes Finger“, und Pharaos Wille entschied sich zum Ungehorsam, d. h. Unglauben.

Ähnlich ist es bei Jesus und den Pharisäern. Jesu Wort und That waren Bezeugungen Gottes. Die geistliche Vertretung Israels unterzog sie pflichtgemäß der eingehendsten Prüfung. Daß sie ihm nicht

ohne weiteres zufielen, wie wohl die Masse der weniger Gebildeten, gereicht ihnen nicht zum Vorwurf. Auch wir Theologen würden heute die Pflicht haben, ein nicht auf gewöhnlichem Wege stattfindendes Eingreifen Gottes, des Lebendigen, ernstlich zu prüfen, auch etwa einen nicht vom Konsistorium bestätigten Mann Gottes scharf zu beobachten: Allein das ist der Vorwurf für die Pharisäer, daß sie Gottes inne wurden in Jesu und dann widerstrebten, d. h. ungläubig wurden. Daß das jüdische Synedrium als geistliche Volksvertretung feierlich diese Gottesoffenbarung verwarf, besiegelte den lang zurückgedrängten Entschluß Gottes, Israel zur Strafe unter den „Unglauben zu verschließen", ein Entschluß beiläufig, von dessen Aufhebung bis zur Stunde nichts offenbart worden ist.

In diesem Sinne redet die Schrift durchgängig vom Glauben, und es lohnt sich der Mühe, daraufhin die Schrift zu prüfen; und mehr noch erscheint ein erneuter Hinweis darauf in unserer Zeit nicht überflüssig. Wir werden uns dieser drei Momente des Glaubens nicht immer voll bewußt. Das moderne Christentum kennt noch einen anderen Glauben, den man, recht verstanden, etwa dogmatischen Glauben nennen könnte. Ich bin im Stande, einem Anderen einen gewissen Satz des Glaubens aufzunötigen, und mein Unterricht könnte darin bestehen, seine Folgerichtigkeit vor ihm zu entwickeln und sein Denken in ein gewisses — System des Glaubens umzuformen. Je anhaltender dieser Lehreinfluß auf den Belehrten ist, und je

mehr fremde Einflüsse abgehalten werden können, um so mehr kann ich mir Befestigung des Denkens des Belehrten versprechen.

Je nach dem Ausgangspunkte, den man wählt, giebt es natürlich verschiedene Systeme der christlichen Wahrheit nach genauen folgerechten Grundsätzen, welche gleichsam einen krystallisierten Glauben darstellen mit aller Folgerichtigkeit, aber freilich auch allen Mängeln der Krystalle. Wollte ich z. B. nur eine Linie, einen Winkel des Ikosaeders verändern, so würde die Krystallform gänzlich zerstört, und ein klarer denkender Kopf, als ich, würde mein Werk unter Bezichtigung geistiger Beschränktheit korrigieren. Wie man nun eine Krystallform aus klar bestimmten, gegebenen Winkeln, Linien und Flächen so und nicht anders herstellen kann, so kann man ebenso ein System christlichen Glaubens aus klaren Sätzen und Beweisen folgerecht aufbauen, das man jeder Philosophie getrost zur Prüfung hinhalten kann.

Ich kann beispielsweise ein System christlichen Glaubens aufbauen auf den Satz: Jesus ist auferstanden, dessen Zugeständnis ich vom Hörer fordere auf Grund einer leidlich gut bezeugten geschichtlichen Thatsache, die mindestens ebensogut bezeugt ist, als die von jedermann angenommene Thatsache der Schlacht von Cannä. Dann folgere ich: der Mensch Jesus muß folglich anders gewesen sein, als andere Menschen, welche nicht auferstehen. Es muß weiterhin eine Macht geben, die mächtiger ist als der Tod, und die zur Wirkung am

Menschen Jesus gekommen ist. Diese muß persönlich sein, weil sie Willen bekundet, und das ist Gott. Weiter kann man das besondere Verhältnis Gottes zum Menschen Jesus erschließen und ihn als Christus darthun, woran sich unschwer die Lehre von Sünde und Tod, von Gnade und Rechtfertigung und schließlich die ganze Heilsgeschichte anschließen läßt. Mein Schüler muß dieser Gedankenbahn nachgehen, wenn ich die nötige Denk- und Überzeugungskraft besitze. Ich kann ihn logisch zwingen, in keinem Punkte von meinem System abzuweichen, weil die Veränderung nur einer Linie alles zerstört und als unlogisches Thun dargestellt werden kann. Ich nötige ihn sodann, die praktischen Folgerungen für das Leben aus dem System zu ziehen, soweit es eben möglich ist, und — wer will mir wehren, in einem etwaigen Monatsbericht über mein Wirken die erbauliche Thatsache zu vermerken, daß der liebe Bruder N. N. an Gott gläubig geworden ist? Und warum nicht? N. N. hat einsehen gelernt, daß sein bisheriges Leben verfehlt ist. Er hat erkannt die Bedeutung des Sterbens und Auferstehens Christi. Er weiß, daß Vergebung der Sünde zu teil wird Allen, die glauben. Er glaubt es auch für sich, sucht nach Kräften die Sünden zu vermeiden, und tröstet sich der Vergebung für die begangenen.

Gehen wir noch einen Schritt weiter, ehe wir zurückblicken. Paulus sagt den Korinthern: ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden. Also Paulus lehrt: das

Christentum gründet sich auf die Thatsache der Auferstehung, die zufällig Paulus persönlich bezeugen kann. Der Schluß ist: du darfst auf Grund dessen an Vergebung deiner Sünden glauben. Glaubst du das erste nicht, so gilt das zweite nicht. Die Korinther, in welchen, wie es scheint, eine Irrlehre Boden zu fassen suchte, verwarfen sie hoffentlich auf diesen Brief hin und blieben — gläubig.

Vergleichen wir nun meinen Gläubigen mit jenen. Beide haben den gleichen Glauben und das gleiche achtungswerte Streben sittlichen Lebenswandels. Ich kann ehrlicher Weise von beiden mit den gleichen Ausdrücken reden, ohne mich jeglicher „Falschmünzerei der Worte“ schuldig zu machen. Und doch kann ein gewaltiger Unterschied sein.

Sehen wir näher zu nach den drei Momenten des Glaubens, dem objektiven Thun, dem subjektiven Innewerden und dem Entschluß des Gehorsams: Wer hat an N. N. eine That gethan? Möglicherweise blos ich. Ich habe Zeit, Mühe und Geduld aufgewandt, ihn zu suchen und ihm meinen Satz nahe zu bringen. Von wessen Geiste wurde N. N. berührt? Vielleicht nur von meinem Geiste. Alle meine Logik und Mitteilungsfähigkeit habe ich aufgeboten, jede Ausrede meines Schülers widerlegt und verbessert und ihn allmählich durch die Gewohnheit des Denkens meiner Gedankenbahnen zu fester, klarer Überzeugung gebracht, die er mit Leib und Leben zu verteidigen im Stande ist. Und endlich: Wem wurde N. N. gehorsam? Einem

Glaubensatze, der noch dazu eine gut bezeugte historische Thatsache ist, sodaß er ehrlich sagen kann, er habe eine „Theologie der Thatsachen“. Der Vorgang ist aber ein rein intellektueller, „wissenschaftlicher“, dem nur ein männlicher Wille praktische Folgen gab.

Und in Korinth — wer handelte an den Leuten? Der auferstandene Jesus trotz der schwachen Rede des Paulus (1. Kor. 2, 1 ff). Wessen Geistes wurden sie inne? Jesu Geistes. Und endlich: wem wurden sie gehorsam? Dem lebendigen Heiland. Natürlich ist auch die Wirkung eine andere. Soll N. N. ein ordentlicher Christ sein, so muß in ihm ein natürlich edler Manneswille vorhanden sein, sonst nützt alle meine Belehrung nichts; in Korinth aber konnten aus sittlich verkommenen Menschen „neue Kreaturen“ werden. Selbstverständlich soll damit nicht jede heutige Bekehrung als verstandesmäßiger Vorgang gerichtet sein und jede damalige als Gottesthat erhoben werden.

Wenn wir sagen, daß solcher Geisteszustand, wie der des Bruders N. N., nicht im biblischen Sinne Glaube, beziehentlich Unglaube ist, so müssen wir hinzufügen, daß die Schrift diese Zustände sehr gut kennt. Eine große Menge der gläubigsten und frömmsten Israeliten, welche Jesus vorfand, waren so wenig vom Geiste Gottes berührt, daß sie für die Offenbarungen Jahves im Heilande gar kein Verständnis hatten. Ebenso war die öffentliche Predigt zu Jesu Zeiten meistens keine Gottesthat, sodaß das Volk sich über Jesu, formell recht einfache, Predigten „entsetzte“

und sagte, er predige „gewaltig (!) und nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer“.

Es giebt also neben dem Glauben im biblischen Sinne noch einen andern, diesem zum Verwechseln ähnlichen, bei welchem möglicherweise eine persönliche Verbindung mit Gott, dem Lebendigen, nie stattgefunden hat. Und ebenso giebt es einen Unglauben, der Gott, den Lebendigen, nie erfahren hat und nicht Gott widerstrebt, sondern den Menschen, je nachdem die Predigt eine Gottesthat oder eine menschliche Leistung ist.

Es giebt auch heute viele Ungläubige, die gar keine Ahnung haben von einem objektiven Eingreifen des lebendigen Gottes, einem Wunder, und die blos ungläubig sind, weil sie das Christentum gar nicht begreifen, oder etwa aus persönlichem Widerwillen gegen einen Menschen, der ihnen die Lehren des Evangeliums vorträgt. Diese sind natürlich, weil sie nicht Gotte ungehorsam sind, auch nicht ungläubig im biblischen Sinne, sondern höchstens unwissend. Auf diese kann man schwerlich mit allen Drohungen hineindonnern, welche die Schrift wider die Ungläubigen ausspricht. Das würde eine sehr zweifelhafte Wirkung haben und kaum im Sinne Gottes und aus unserer Gehorsamsstellung zu ihm heraus sein. Freilich ist das massenhafte Vorkommen dieser Art Leute ein sehr bedenkliches Zeichen für die Gottesgemeinschaft eines ganzen Geschlechts, und zeigt an, daß ihm Himmlisches sehr fern getreten ist; sieht es doch beinahe aus wie Gottverlassenheit, Gottlosigkeit.

Dementsprechend ist auch eine doppelte Theologie möglich. Die eine, auf rein verstandesmäßigem Boden sich aufbauend, ist eine menschliche Wissenschaft, und nichts mehr, und lieber der philosophischen Fakultät unterzuordnen. Wir haben sehr viele tüchtige Schriftforscher, von denen man viel lernen kann, welche etwa Orientalisten oder klassische Philologen sind. Die eigentliche Theologie, auf der Basis des Glaubens im biblischen Sinne, ist eine Verbindung des Geistes Gottes mit dem Menschengeiste behufs wachstümlicher Entwickelung nach Gott hin. Es ist das, was der Apostel nennt „Zunehmen in der Weisheit und der Erkenntnis“.

Nur der letzteren gestehen wir den Namen Theologie zu und glauben uns zu dem Schlusse berechtigt, daß wir in der Wissenschaft eine natürliche, auf menschlich verstandesmäßigem Boden sich entwickelnde Geistesarbeit haben, in der Theologie dagegen eine durch die Prinzipien scharf abgegrenzte, auf Offenbarung Gottes ruhende und darin arbeitende geistig sittliche Arbeit, jene mit Voraussetzung eines gewissen Maßes von Verstand, diese mit der Voraussetzung eines Maßes von Glauben. Derselbe Unterschied, der zwischen Verstand und dem oben beschriebenen Glauben obwaltet, ist auch der Unterschied der Voraussetzungen in Wissenschaft und Theologie, klar geschieden, ohne Berührung scharf abgegrenzt!

III.

Die Forschungs- und Lehrmethode der Wissenschaft sowohl als der Theologie einer Prüfung zu unterziehen, erscheint wohl als das kühnste Unterfangen in der Grenzbestimmung beider Disziplinen, weil es praktisch die einschneidendsten Folgen hat, und weil ein Unterschied der Denkmethode uns, an deren geistiger Wiege so zu sagen schon die Klassicität, wie eine säugende Amme gesessen hat, kaum möglich erscheint.

Es ist bekannt, daß aller Wissenschaft Grund und Eckstein Aristoteles ist, sofern nämlich Aristoteles der Entdecker der „ewig gültigen Denkgesetze" ist. Die Wissenschaft hat mit durch seine Vermittelung einen eigentümlich streitbaren Charakter bekommen und vermittelt sich durch den Kampf des Beweises.

Die Methode wissenschaftlicher Forschung und Lehrvermittelung beruht auf dem Beweise. Wie entsteht ein Beweis? Denken wir uns Lehrer und Schüler in der Wissenschaft gegenüber. Ihre beiderseitigen Gedankenreihen gleichen zwei einander gegenüber aufgestellten, feindlichen Schlachtreihen. Der Lehrer zwingt den Schüler, sich aufs Äußerste zu verteidigen und jede Position seines Denkens so lange als möglich zu halten, während er geschickt den Angriff auf jede feindliche Position leitet und, wenn alle genommen sind, den Gegner zur Unterwerfung, d. h. zur notgedrungenen Anerkennung nötigt.

Der Lehrer und die Schüler sind eigentlich Feinde mit verschiedenen Machtverhältnissen. Nicht einmal den einleuchtendsten Satz, wie etwa den von der Summe der Nebenwinkel, darf der Schüler willig anerkennen: er muß durch Beweis dazu gezwungen werden. Und so vermittelt sich alle Forschung. Eine neue Erkenntnis, welche etwa zunächst als Hypothese auftritt, wird so lange verteidigt, bis keine gegnerischen Streitkräfte mehr vorhanden sind. Allein kaum ist eine Zeit der Ruhe und Sammlung vergangen, so stürmt ein neues Heer gewappneter Beweisgründe daher, und der Kampf entbrennt aufs neue. Und wie wogt er oft hin und her! Als das Denken der heutigen mittleren Generation sich zu entwickeln begann, sahen wir uns in das Wogen des Kampfes der naturwissenschaftlichen Hypothesen gestellt, welche eine ganze Weltanschauung umzustoßen drohten, und nicht einmal ohne glänzende, man möchte sagen — beschämende Erfolge!

Solche Kämpfe bleiben auch auf das Gemüt nicht ohne Wirkung. Es sind ja an sich rein logische Operationen, die billig sonder Zorn und Eifer geführt werden könnten; allein jegliche Niederlage hat etwas eigentümlich Verwundendes. Was mir der Gegner aufzwingt, stellt bei mir eben doch eine geringere Denkkraft, eine geistige Blöße ins Licht, welche zartere Gemüter erregen kann, besonders wenn der Gegner auch wie ein trotziger Sieger eine anmaßende Sprache führt. Welchen Eindruck mag wohl auf den Adressaten Lessings Vademecum hervorgerufen haben! Uns macht er heute

noch den Eindruck eines blamierten Mannes! Wir sehen auch zuweilen — und eben schwebt mir ein selbsterlebter Fall vor — die traurige Erscheinung, daß wissenschaftliche Streitigkeiten von tüchtigen Forschern zu solcher Erbitterung und gegenseitiger Beleidigung führten, daß sie schließlich vor einem Gerichtshof verhandelt werden mußten. Natürlich sind das Auswüchse, ist grober Unfug, allein er erklärt sich gut aus der Methode, er ist eine unbefugte Übertragung der logischen Beziehungen auf die persönlichen.

Wir weisen noch auf Eines hin. Kein Zweifel ist, daß die Wissenschaft auf den Geist befreiend wirkt, aufklärend. Aber eigentümlich ist die Erscheinung, daß mit der wachsenden Aufklärung die Pietät sich mindert. Man hat oft sinnend davor stille gestanden und davor gewarnt, die Wissenschaft für die Pietätlosigkeit verantwortlich zu machen; sie ist es auch nicht, aber die Methode ist verführerisch, welche keine weitere Rücksicht kennt als den reinen Intellekt. Ihre Früchte sind blos vom Baume der Erkenntnis gebrochen, und der wirkte ja Tod. Sie verbietet dem Schüler, dem Lehrer zu glauben. Es ist ein Unfug, aber kein Wunder, wenn er die Logik auch auf andere Lebensverhältnisse überträgt.

Wir müssen darum von vornherein sagen, daß solche Methode in der Theologie unbrauchbar ist, auch auf die Gefahr hin, daß wir der mangelnden Logik bezichtigt werden. Bleiben wir einmal stehen an einem belehrenden Beispiel, wo die Wissenschaft mit ihren

Beweisen der Theologie zu Hilfe eilen zu müssen glaubte, und man wird unser ablehnendes Verhalten begreifen. Wir meinen die sogenannten Gottesbeweise, die man bekanntlich seiner Zeit im theologischen Lager mit Freuden begrüßt hat. Nun muß man sagen: Was wissenschaftlich bewiesen ist, ist für Jedermann zugänglich, der nur das nötige Denkvermögen besitzt. Und man denke sich irgend einem frivolen, „aufgeklärten" Menschen einen Gottesbeweis entgegengehalten, um ihn etwa vom Atheismus zu bekehren, und daneben das Wort des Heilandes: niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Nun, die Philosophie hat bereits mit logischen Gründen die prinzipielle Unmöglichkeit des Gottesbeweises überzeugend dargethan. Aber wie nichtssagend und wirkungslos nähme sich im Munde eines Theologen ein solcher aus, wollte er überhaupt noch angewandt werden! Unser Gott ist ein verborgener Gott und nur für heiliges Denken erreichbar, aber für jeglichen Beweis in unnahbarer, heiliger Ferne.

Eine kleine prinzipielle Erwägung dürfte vielleicht am Platze sein, welche vorläufig mit Nachsicht aufgenommen werde. Mit der klassischen Methode der wissenschaftlichen Forschung ist der Name des Aristoteles aufs engste verknüpft. Sie wurzelt demnach im antiken Hellenentume, also, geradeaus gesagt, auf heidnischem Boden, über welchen wir uns das bedeutsame Wort Röm. 1, 21 ff. schon einmal zu vergegenwärtigen Gelegenheit hatten. Sollte nun wirklich auf heid-

nischem Boden der Schlüssel zu einer göttlichen Denkarbeit liegen, und müssen wir, um Theologen zu werden, uns in die Lehrsäle heidnischer Philosophen setzen? — Es sei ferne von uns, in irgendwelcher Weise die ungeheuren Verdienste unserer klassischen Erziehung herabzusetzen oder zu benörgeln. Wir würden ja ohne sie nicht einen klaren Satz niederschreiben können; aber die Freiheit werde uns doch gestattet, über sie hinweg zu denken. Vielleicht hat auch Luther das prinzipiell gefühlt, als er sich über Aristoteles, den „verdammten, hochmütigen Heiden“, äußerte, der alles regiere. Er meinte es ja zunächst anders, aber ein Gefühl davon mag er gehabt haben.

Aber nun kommt die schwere Frage: wo finden wir denn eine andere Methode des Denkens für die Theologie als die herrschende klassische? Nun, es gab Wissenschaft auch vor Aristoteles und Kultur auch vor den Griechen.

Sehen wir uns einmal die ältere Kultur auf ihre Methode an. Ein bemerkenswertes Kennzeichen der Kultur pflegt die Kunst des Lesens und Schreibens zu sein. In welcher Schule haben wohl die Griechen das ABC gelernt? Haben sie es selbst ausgedacht, oder sind sie anderswo in die Schule gegangen; und wenn so: wer waren ihre Schulmeister und welcher Art war die Kultur-, Denk- und Lehrmethode jener? Es ist historisch-philologisch nachgewiesen, daß das griechische Alphabet semitischen Ursprungs ist, und wiederum auf semitischem Boden wurzelt unverkennbar auch die Theologie, ja

jede Theologie muß auf semitischen Boden zurück, um irgendwelchen Erfolg zu haben. Die Bibel ist ja ganz und gar auf semitischem Boden erwachsen, und biblisches Denken fordern wir ja von jedem Theologen.

Die semitische Lehrmethode ist jedoch eine gänzlich andere, nicht die Methode des Beweises, sondern des Glaubens.

Durch glaubhafte Erzählung der Patriarchen wurden die Heilsthatsachen geistiges Eigentum der Kinder Israel und pflanzten sich fort von Geschlecht zu Geschlecht und bereiteten durch Glauben den Boden für neues Gottesgeschehen. Jesus beweist nie in seinen Reden, sondern behauptet und erläutert durch Beispiele. Die Apostelpredigt ist schlichtes Erzählen erlebter Thatsachen, und wo Paulus beweist und folgert, geht er stets auf das Ansehen der Schrift oder seiner Offenbarung zurück, welche beide unbeweisbar sind. Auch das spätere Judentum, auch der Koran denkt so. Den Talmud nannte der selige Delitzsch, sein tiefster Kenner, den großen Sprechsaal, in welchem durch Jahrhunderte jüdische Autoritäten geredet haben. In der That weiß jeder flüchtige Kenner des Talmud, wie seine Erörterungen sich vorzugsweise in Aneinanderreihung rabbinischer Aussprüche bewegen.

Die semitische Methode ist es, welche auf Pietät fußt und dem kindlichen Denken ureigen ist. Es ist auch eine allgemeine Lehrererfahrung, daß lange Zeit dazu gehört, ehe ein Kind die Notwendigkeit eines Beweises begreift. Ja, nur die Annahme, das, was

der Lehrer gesagt, könne vielleicht nicht ganz richtig sein, liegt dem kindlichen und allgemein menschlichen Denken überaus fern. Der Lehrer fordert von seinem Schüler vorläufig Glauben an seine Worte und nötigt ihn von da aus auch zu selbständigem Denken. Er teilt die Voraussetzungen mit und, an ihnen und von ihnen geleitet, weiter zu denken, ist befriedigendes und erfreuliches Forschen. So alle Umstände überdenkend, bekommt der Schüler schließlich auch Gewißheit der anfänglichen Mitteilung. Er gelangt durch seinen anfänglichen Glauben ebenfalls zu Wahrheit und solidem Wissen, aber auf anderem Wege. Ja, man kann sagen, er kann zu viel höheren Wahrheiten kommen, wenn er nur den geeigneten Lehrer hat. Freilich, hat ihn sein Lehrer betrogen, so hat er nicht nur nicht Fortschritte gemacht, sondern sogar bedeutend verloren.

Es giebt kaum ein charakteristischeres Beispiel dafür, als das Judentum, wie es unter dem Talmud steht. Was für menschliche Zerrfiguren vermag der Talmud zu schaffen und warum? Weil er nach semitischer Methode Glauben fordert und Glauben findet, den er nicht verdient. An den Lehrer ist eben nicht nur eine intellektuelle, sondern eine sittliche Forderung zu stellen, nämlich die, daß er die Wahrheit rede.

In der klassischen Methode ist das ziemlich gleichgültig. Sei es, daß mein Lehrer wissentlich oder unwissentlich Falsches lehrt, so werde ich ihn schon selbst überwinden und die Wahrheit beweisen. Nicht so bei

der semitischen Methode, welche auf Pietät ruht und patriarchalische Wahrheitsvermittelung ist.

Es leuchtet ein, daß diese Art zu lernen die ältere ist, denn sie ruht auf Vertrauen, das Mißtrauen ist das jüngere. Der Vater gab dem Sohne, und in diesem reflektierte und erweiterte sich die Erkenntnis vom Vater her. So wars von Anfang, so ists in der Theologie, dem Worte, wie es von Anfang war, wie es Gott ist. So müssen wir's auch haben, wollen wir im Geiste vorwärts kommen, dann geht es im Geiste der Weisheit und der Erkenntnis. Das andere ist auf menschlichem, ungeweihtem Boden erwachsen, eine Pflanze, die der Vater im Himmel nicht gepflanzt hat.

Aber es ist interessant, daß beide Prinzipien auch eine historische Begegnung gehabt haben. Als Rom mit Karthago den Kampf bis aufs Messer führte, rangen im Grunde beide Prinzipien um die Weltherrschaft. Daher die Erbitterung des Kampfes, der nicht ruhen durfte, bis das ceterum censeo erfüllt ward. Es war der Kampf zwischen Semitismus und Klassicismus, beinahe möchte man sagen: „Antisemitismus", mit den Waffen. Und es ist gewiß göttliche Fügung, daß der Klassicismus siegte und ihm das Recht gegeben wurde, sich voll und ganz zu entfalten und — auszuleben. Seitdem behauptet die Klassicität die Weltherrschaft. Auch jeder spätere Eroberungsversuch, z. B. des Arabertums, wurde siegreich niedergeschlagen.

Offenbar ist die klassische Methode menschengeschichtliche Notwendigkeit gewesen. Woher sollte auch das Lehrermaterial kommen, das ohne Gott (!) doch in der Wahrheit steht. Es wäre eine Art Talmudismus geworden und die ästhetische Schönheit des klassischen Altertums, die so viele edle Früchte gezeitigt, wäre hoffnungslos und ewig betrauert verloren gegangen. Ein Semit war es ja auch, der die Brandfackel an die unvergessene Bibliothek zu Alexandria legte!

Aber damit ist noch nicht gesagt, daß der Sieg auf allen Punkten für immer dem Klassicismus verbrieft ist. Im Gegenteil wäre ein geistiger Sieg des reinen Semitismus sehr erwünscht, wenn vielleicht auch vorläufig kaum denkbar, so sehr man heute auch an der Klassicität zu rütteln scheint.

Vielmehr ist es ein im Gange der Weltgeschichte öfter zu beobachtender göttlicher Grundsatz, alle nicht-gewollte Entwickelung nicht abzuschneiden, sondern sich auswirken zu lassen bis zur größtmöglichsten Höhe und dem naturnotwendigen — Zusammenfall, so daß alles zu vollstem Rechte und, wenn es möglich wäre, zu schließlicher Umkehr ausreifen darf. Warum nicht auch hier? — Und es gehört zu den erquicklichsten Seiten der geschichtlichen Erkenntnis, dieses stille, majestätische, heilige Walten Gottes zu beobachten. Z. B. welche unbegrenzte Fülle von Gottlosigkeit hat auf Erden jedes Weltreich aus schier unerschöpflichem Abgrunde ausgeschäumt — und der lebendige, heilige Gott? Er ließ es wachsen und ausreifen und —

in sich verfallen. Es trat auf in ägyptischer, assyrischer, persischer Gestalt, es übertünchte sich mit griechischer Bildung und erreichte im römischen, ernsthaften Rechtsstaate seine ungeahnte Höhe und ungeahnte Bosheit und Liederlichkeit — und bei diesem beständigen Siegen des Weltwesens und dem riesigen Aufschwunge des ungöttlichen Menschentums kam vom Himmel im weltvergessenen Palästina Tropfen auf Tropfen heilsgeschichtlicher Thatsachen, und als das stolze Römerreich seine allererste Schätzung über alle Welt ausgehen ließ, war das Wort persönlich da, das von Anfang war und den Trümmern des Weltreiches eine Zuflucht bieten sollte!

Das Weltreich, wo ist's heute? Erst hat es gesiegt, um die Gerechtigkeit Gottes zu offenbaren, aber das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit; und kommt es zum Siege, dann vermittelt es sich durch Pietät, durch Vertrauen, durch Glauben; nicht durch Klassicismus, sondern in den Bahnen, welche schon Abraham wandelte.

Wie dem nun sein mag, untersuchen wir einmal die Theologie genauer auf ihre Methode! Wir haben gefunden, daß unsere Wahrheitsvermittelung auf Offenbarung Gottes beruht. Das Wort von Gott ist unser Lehrer, und das ist Wahrheit.

Wir müssen nun sagen, daß alle Denkthätigkeit das Bedürfnis hat, nach zwei Richtungen zu wirken: 1) nach innen in Forschung, 2) nach außen in Mitteilung. Ausgangspunkt der theologischen Forschung ist die Offenbarung Gottes des Lebendigen. Damit

ist Gott als oberster Lehrer hingestellt. Die rechte Forschungsmethode würde demnach die sein, persönlichen Anschluß an die Offenbarung Jahves zu finden, um weiter dringen zu können. Machen wir uns das klar an einem klassischen Beispiel.

Als der Mensch Jesus lebte, handelte es sich darum, zu erfahren, ob er von Gott sei oder nicht. Er behauptete, von Gott zu sein; aber das haben je und je viele behauptet, die nicht von Gott waren. Einen aristotelischen Beweis zu führen ist an sich unmöglich, weil diese Wahrheit nur auf sittlichem Boden vermittelt werden kann. So gab er einen semitischen: „So jemand wird des Vaters Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede“ (Joh. 7, 17): also Gehorsam gegen Gott liefert die Gewißheit über die Bedeutung Jesu, d. h. der Glaube an Gott muß die neue Erkenntnis über die Bedeutung Jesu geben und bestätigen.

Wir wissen nun weiter, daß der Glaube drei wesentliche Momente begreift und ebensowohl ein Ergreifen der Gottesgemeinschaft, als ein Ergriffensein bezeichnet. Um nun die rechte Methode zu finden, handelt es sich um den Punkt, wo im natürlichen Menschen die Offenbarung einsetzen kann, eine Glaubensverbindung herzustellen.

Die lutherische Dogmatik des 16. Jahrhunderts hat ihn gesucht in Beantwortung der Frage: was kann der Mensch thun zu seinem Heile? Die äußerste Rechte

vertrat die Lehre vom „truncus“,*) die Linke lehrte einen klaren Synergismus; eine vermittelnde Richtung lehrte, daß der Mensch zwar nichts thun könne zu seinem Heile, aber die Möglichkeit habe, den göttlichen Einflüssen nicht zu widerstehen. Die Schrift lehrt aber offenbar: findet eine Berührung des Menschen mit Jahve statt, so kann sich der Mensch entweder für oder wider, zu Glauben oder Unglauben, entscheiden. Das klingt wie klarster Synergismus.

Allein darum handelt es sich gar nicht. Wir müssen sagen: die Fragestellung im synergistischen Streite ist nicht richtig. Man dürfte nicht fragen, was kann der natürliche Mensch zu seinem Heile thun? Da müßten wir uns auf die Seite der äußersten Rechten stellen und antworten: gar nichts! Die Frage ist vielmehr die: unter welchen Umständen kann Gott etwas thun zum Heile des Menschen? und wir könnten sie etwa formulieren: wie muß der natürliche Mensch sein, damit eine Errettung stattfinden kann? Und darauf antwortet die Schrift freilich und macht den ganzen synergistischen Streit überflüssig. Jesus sagt: „Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme.“

Demnach giebt es Menschen, die „aus der Wahrheit“ sind, und solche, die es nicht sind; sagen wir

*) d. h. sie lehrten, daß der Mensch in Bezug auf seine Erlösung wie ein Klotz (truncus) sei, ohne irgendwelche Fähigkeit einer Beihülfe, in völliger Passivität der Einwirkung der Gnade Gottes gegenübergestellt. Synergismus dagegen bedeutet die Fähigkeit, zur Verwirklichung des Heiles selbst etwas mithelfen zu können.

vorläufig dafür: aufrichtige und nicht aufrichtige. Die Lage des Menschen ist durch Geburt und Verhältnisse so, daß sie wohl fühlen: das Wahre, das Rechte ist's eigentlich nicht. Die Einen nun bewahren sich in allem Unwahren die Sehnsucht und das Verständnis für das Wahre, die Anderen schicken sich in das vorhandene Unwahre, so gut es eben geht, und beruhigen sich dabei. Letztere hören die Stimme des HErrn so leicht nicht.

In diesem Zustande giebt es natürlich verschiedene Abstufungen und Grade, vielerlei Einflüsse kommen dazu, Geburt, geistiges Erbteil von den Eltern, Erziehung, verschiedenartige Lebenseinflüsse und -Verhältnisse und dergleichen. Völliges Ausgeschlossensein von der Wahrheit und damit von dem Erkennen der Stimme des HErrn kann man von Niemand aussprechen. Das will auch Paulus nicht sagen mit seinem Worte: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen" (1. Kor. 2, 14). Man wird vielmehr sagen müssen: im letzten Grunde jedes menschlichen Herzens ist wenigstens noch ein Funke von Wahrheitsmäßigem, Göttlichem; sonst wären sie nicht mehr Menschen. Es mag aber oft so verkommen und verdeckt sein durch den Schutt der Unwahrheit, daß es nur schwer zu befreien ist. Denke man sich über einem Heiden die Vererbung einer Jahrhunderte alten Unwahrheit — wie verzweifelt entfernt liegt da der Punkt, wo die Offenbarung einsetzen kann!

Wir müssen nun im Anschluß an obiges Wort sagen: Im Menschen Jesus hat die Menschheit ihre Wahrheit gefunden, und darum ist er Ausgangspunkt einer neuen Menschheit, aber einer wahren. Jesu Gehorsamsleben gegen Gott ist die Wahrheit des Menschenlebens; sein Leiden, das Sichbeugen unter die Gerechtigkeit ist die Wahrheit der Beziehung zu Gott; sein Auferstehen ist die Wahrheit des Menschentums und der Gottesebenbildlichkeit. Die Erlösung besteht in einer Anknüpfung unseres Wahrheitsgehaltes an diese wahre Menschenperson, sie ist eine Vereinigung unserer Person mit dieser Person behufs siegreicher Loslösung unserer Person von allem Ungöttlichen.

Diese Anknüpfung vollzieht sich historisch, d. h. in gewisser Zeitfolge, je nach dem Grade unseres „aus der Wahrheit Seins". Je zugänglicher unser Wahrheitsmoment dem Einfluß Gottes ist, desto früher kann es berührt werden; je unzugänglicher, desto später. Wir sehen also: der natürliche Mensch ist unfrei, sein Denken und Wollen ist gebunden unter Ungöttliches. Durch Berührung mit der Offenbarung wird er frei, sich für oder wider zu entscheiden, zu glauben oder nicht. Nur bedarf es bei den Einen großer Hebel, die Entscheidungsstunde herbeizuführen; Andere sind leichter zu berühren. Daher die verschiedene Zeit der Errettung, je nach der Zugänglichkeit des Individuums.

Dieser Punkt ist wichtig, denn hier sind zwei

große Lehrrichtungen gescheitert, die Apokatastatiker*) und die Prädestinatianer**).

Die Apokatastatiker betonen einseitig das historische Moment. Nach und nach, je nach dem Vordringen der Gnade und der Überwindung geistiger Widerstände, werden die Menschengeister für Gott gewonnen, und sie erhoffen eine endliche Befreiung auch des am meisten von Unwahrheit vergewaltigten Menschentums. Dabei aber stehen bleibend, vergessen sie, daß dann aber die eigentliche Hauptsache beginnt, nämlich die Entscheidung, für oder wider Gott sich zu bestimmen. Auch Simon war befreit und sollte doch weder Teil, noch Anfall haben an diesem Wort (Apg. 8, 21). Jede Apokatastasie, in welcher Form sie auch vorgetragen werde, ist eine gewisse Plumpheit, ein nicht zu Ende gedachter Gedanke.

Die andern, welche ebenfalls hier gescheitert sind, sind die Prädestinatianer aller Schattierungen. Diese verkennen wieder das historische Moment und folgern aus der augenfälligen Nichterrettung Vieler einen ewigen Ratschluß Gottes, wobei ihnen allerdings einige Bibelstellen zu Hilfe kommen. Wir können diese hier nicht alle besprechen; aber sie erklären sich wohl sämtlich durch das oben angezogene Wort des HErrn.

Bekannt ist Apg. 13, 48, wo gläubig wurden, „wie viele zum Leben ἦσαν τεταγμένοι“ (verordnet

*) lehren das endliche Seligwerden Aller in der Ewigkeit.

**) lehren die ewige Vorherbestimmung zum Leben oder zum Tode.

waren). Das ist ein Ausdruck aus dem Militärleben. Die Menschen sind in verschiedenen τάξεις, „Gliedern", stehend gedacht und bis zu der τάξις, zu welcher die Offenbarung Gottes in dem Worte des Apostels vordringen konnte, wurden sie gläubig bez. gehorsam. Nach dem Grade ihrer natürlichen Wahrheitsstellung, ihres Aufgeschlossenseins für die Wahrheit vermochte bereits diese Predigt in einigen Gliedern Glauben zu wirken. Ein noch intensiveres Wirken des Geistes Gottes würde — so kann man hinzudenken — auch noch weitere Glieder berührt haben, die vorläufig ausgeschlossen blieben. Zu beachten ist dabei, daß von Heiden die Rede ist, denen das Heil auf Grund der langen, bösen Vergangenheit jedenfalls weit schwieriger zugänglich war, als Israeliten.

Bemerkenswert ist auch der häufig wiederkehrende Ausdruck, mit dem Paulus im Neuen Testamente die jungen Christen benennt, als „des Geistes Erstlinge" (Röm. 8, 23); oder Christum, „den Erstgeborenen unter vielen Brüdern" (ebd. 20; vergl. Jak. 1, 18) u. s. w., wobei biblisch das historische Moment in umfassender Hoffnung betont wird. Die junge Christengemeinde stellt nur die zuerst Geretteten dar, das Heil will aber alles Fleisch ergreifen. Oder: Christus, der wahre Mensch, ist der Erstling aller Menschen. Er war ganz aus der Wahrheit; aber auch zu den andern wird sich ein erlösender Zugang finden!

Röm. 9 ist von anderen Dingen die Rede, nämlich

von einem zwischen die Offenbarung nach Gottes Willen nebeneingekommenen Verstockungsgericht, bei welchem der Unglaube vorläufig — aber nicht ewig! (vergl. 11, 32) — von Gott verhängt ist. Die Dauer dieses Gerichts liegt selbstverständlich außerhalb unserer Gedanken, da jede Errettung freie Gottesthat ist.

Wir werden also sagen müssen: da sich die Erlösung historisch vollzieht, so haben wir so lange kein Recht, an ihrer Verwirklichung zu verzweifeln, als es zeitliche Aufeinanderfolge giebt. Über die Ewigkeit ist auch jegliche Vermutung ausgeschlossen, weil der Begriff „Ewigkeit" selbst außerhalb des Bereiches menschlichen Denkvermögens liegt.

Solche Erwägungen haben wohl die lutherische Kirchenlehre vor beiden Abwegen, der ungeschickten Apokatastasie und dem kurzsichtigen Prädestinatianismus, bewahrt.

Wir machen, dabei stehen bleibend, eine interessante Beobachtung. Es giebt also verschiedene Grade der natürlichen Einwirkungs*möglichkeit* Jahves, je nach der Wahrheitsstellung der Persönlichkeit. Ebenso giebt es aber auch verschiedene Grade der thatsächlichen Einwirkung, je nach der jeweiligen geschichtlichen Offenbarung Gottes. Wir werden sagen müssen, daß die Gottesoffenbarung nicht zu allen Zeiten gleich stark und intensiv war, sondern bald stärker, bald schwächer auftrat. Entschieden war die Zeit der Synagoge in Bezug auf Offenbarung ärmlicher gestellt, als die Zeit der Propheten; die Zeit des Mittelalters ärmer, als

die Aposteltage; um mit einem Worte des Heilandes zu reden: die Zeit Sodoms ärmer als die Kapernaums. Und doch mögen in beiden Zeitläuften Persönlichkeiten gleicher Erlösungsfähigkeit gelebt haben, welche in der einen Zeit errettbar waren, in der andern nicht. Und damit gewinnen wir einen Gesichtspunkt der theologischen Methode.

Es muß die Gegenwart geprüft werden in Bezug auf die Bezeugungen Gottes des Lebendigen, und der Frage nachgeforscht werden: Was thut Gott heute? Wer so denkt, wird nach zwei Richtungen ausschauen: 1) um sich, und 2) in sich. Er wird, um sich blickend, die jeweilige Weltlage prüfend betrachten in Bezug auf mögliche himmlische Einflüsse, sich überlegen, wie sich wohl die Gegenwart und ihre weltbewegenden Ereignisse in den ewig gültigen Welterlösungsplan schicken; und sicher wird ein aufmerksames, ehrerbietiges Auge mancherlei verstehen lernen, sei es auch mit schüchterner Allmählichkeit. Er wird sodann in sich blicken und seine eigene Gottesverbindung im Geiste prüfend betrachten und daraus folgern, daß das „Maß des Glaubens“ — vergl. zum Ausdruck Röm. 12, 4 — welches dem lehrenden Subjekt zugeteilt ist, mindestens auch denen zu teil werden kann, welche auf diesen Grad der Gottesoffenbarung angewiesen sind. Also: so wie sich Gott mir bezeugt, wird er sich im allgemeinen auch Anderen bezeugen, da vor ihm kein Ansehen der Person gilt. Selbstverständlich ist ein freies Wirken Gottes über den Prediger weit hinaus nicht

ausgeschlossen, dürfte aber nicht die Regel sein. Darum wird die Hauptaufgabe des Theologen die sein, selbst immer mehr zuzunehmen in der Wahrheit, selbst immer mehr hineinzuwachsen in die Person Christi, und aus dieser Gemeinschaft heraus wird mehr und mehr auch dieselbe Person Christi in ihren Wirkungen an der Umgebung erkannt werden.

Vergessen wir nicht, daß der Glaube auf Gegenseitigkeit beruht, und zwar ein Vertrauen des Menschen auf Gott ist, aber auf einem Vertrauen Gottes auf den Menschen ruht; denn mit jeder Offenbarung, auch der allerleisesten, wird dem Menschen etwas Himmlisches anvertraut, dem er dann vertrauen soll. Glaube ruht auf Gnade. Wie es möglich sein kann, daß Gläubige auf Ungläubige von oben herabsehen, dafür mangelt uns das psychologische Verständnis; es erscheint als völlige Narrheit. Ein Mensch kann gar nicht glauben, ohne vorhergehendes Gottesthun. Man kann auch einem Menschen nicht befehlen zu glauben, ohne eine göttliche Unterlage, so wenig man einen, der vor Hunger schreit, anlassen kann: du mußt essen, dann vergeht der Hunger! Ja, du Thor, decke ihm erst den Tisch, dann wird er schon essen. Als Paulus dem Kerkermeister die berühmte Antwort auf die berühmte Frage erteilte (Apostelgesch. 16, 30), war die Lage ungefähr folgende: Der Kerkermeister sah sich unvermittelt vor ein Hereinbrechen einer unbekannten, ungeheuren Gewalt gestellt, welche im Zusammenhang mit seinen Gefangenen stehen mußte. So

ruft er geängstigt: Ihr Herren, was muß ich thun, daß ich errettet werde?, worauf Paulus antwortete: vertraue auf den Herrn Jesum, so wirst gerettet du und dein Haus. Paulus erklärt mit einem Worte die Lage: Der handelnde Herr ist Jesus: schließe dich an! Wie wenn der Feind eine Festung ersteigt: ergieb dich schnell, du wirst gerettet. Und die Wirkung war: er freute sich, daß er an Gott war gläubig geworden. Würde aber Jesus, der Herr, einem Menschen gar nicht nahe kommen, so kann man nicht in ihn hineinschreien: Glaube an den Herrn Jesum, so wirst du und dein Haus selig. Paulus hat auch nicht von vornherein gepredigt, erst nachdem Jesus ihn veranlaßte.

Die Predigt vom Glauben ist erst die menschliche Übersetzung der göttlichen Thatensprache, welche die Menschen ohne Übersetzung eben nicht verstehen. Darum ist es ungemein charakteristisch, daß Luther zum Prinzip erhob: „Allein durch den Glauben." Das wäre unmöglich gewesen, wenn nicht dem Luther ein Gottesgeschehen offenbar geworden wäre, und so deutlich, daß er's aussprechen konnte in der Predigt vom Glauben. Auch hieraus kann ein Rückschluß auf himmlisches Geschehen in der Reformationsgeschichte gemacht werden. Möchten alle, welche die Predigt vom Glauben im Munde führen, es aus gleichem Grunde thun wie Luther!

Vergegenwärtigen wir uns nun die theologische Methode nach ihrer inneren und äußeren Beziehung, so besteht die Forschung in einer Untersuchung der

Gottesbeziehungen der Gegenwart, stetsfort herauswachsend aus der heiligen Vergangenheit. Z. B. Jahve rief den Knaben Samuel, nicht durch eine innere oder traumhafte Stimme, sondern wie ein Mensch den andern ruft, und als er endlich die Stimme als Gottesstimme erkannte, bekam er eine ebenso klare Mitteilung, wie sie Menschen sich etwa machen können, über welche er am nächsten Tage Eli Rechenschaft geben mußte, ohne etwas zu verschweigen. Diesen Eindruck hervorzurufen, ist die unverkennbare Absicht der 1. Sam. 3, 1 ff. beschriebenen biblischen Geschichte.

Nach semitischer Methode enthält diese Geschichte eine vorläufig unbedingt zu glaubende Wahrheit. Von da aus weiter denkend fragt sich der forschende Theologe: was wissen wir mit solcher Sicherheit wie der Knabe Samuel von dem lebendigen Gott? Wir sind an der Hand der vorliegenden Geschichte gezwungen, uns über unsere persönlichen Gottesbeziehungen Rechenschaft zu geben, und es ist leicht einzusehen: je deutlicher wir heute Jahve erfahren, desto gewisser wird uns jene Erfahrung Samuels werden; je undenkbarer aber in unserem Leben ein Reden Jahves ist, desto ungewisser wird jenes Erlebnis, desto weniger würden wir berechtigt und geneigt sein, bezüglich Samuels Schlüsse auf sonstige Gottesthaten zu ziehen. Ja, würde es Gott einmal wohlgefallen, alle Beziehungen zu einer ganzen Generation abzubrechen, so würde kein ehrlicher Mensch dieses Zeitalters für unsere Geschichte eintreten können und Mitteilungen aus-

sprechen, welche entsprechendes Wirken Gottes hoffen lassen.

Es ist demnach unerläßliche Bedingung eines ehrlichen Theologen, sich ganz klar über den Umfang seiner Gottesbeziehungen zu werden, aus denen im allgemeinen auch der gegenwärtige Stand der Gottesbeziehungen überhaupt erkannt werden kann.

Wiederholen wir kurz, so hat die theologische Forschung die Frage zu beantworten: was wissen wir von Gott? Wir wissen von Gott Vergangenes und Künftiges aus der Schrift. Dieselbe läßt uns aber ganz im Stich bezüglich der jeweiligen Gegenwart; und da hat eine entsprechende Beobachtung und Forschung einzutreten, deren objektive Möglichkeit in der Auferstehung des Menschen Jesus Christus garantiert ist. Dieser Methode folgend, wird ein ehrlicher Theologe eines größeren oder geringeren Maßes des Glaubens sich bewußt werden, wobei wohl jedem einigermaßen ehrlichen zugleich die Unzulänglichkeit desselben auch klar wird; vergl. Phil. 3, 13.

Wir machen absichtlich auf diesen Punkt besonders und nachdrücklich aufmerksam, weil es scheint, als würde er zuweilen übersehen. Vielfach gewinnt man etwa aus Predigten den Eindruck, als werde alles, was Gott je gethan hat, ohne weiteres mit gleicher Wirkungsstärke auch als gegenwärtig angenommen, höchstens ins Geistige übertragen. Z. B. die Heilung der Blinden auf Heilung „geistig Blinder", der Lahmen als „geistig Lahmer", der Krüppel als „geistiger

Krüppel" hingedeutet. Aber hat nicht jeder unbefangene Bibelleser den Eindruck, daß bei der Bekehrung des Saulus eine ganz andere Kraft von Gottesoffenbarungen gewirkt hat, als bei Bekehrungen, wie man sie heutzutage in jedem Missions- und Sonntagsblatt dutzendweise lesen kann? Und doch begegnet man auch heute stetsfort der Phrase: Da ward aus einem Saulus ein Paulus! Oder war es nicht eine ganz andere Kraft, die dem Krüppel an der Tempelthür zu leiblicher Gesundheit aufhalf, als die, welche berichtmäßig irgendwelchem „geistigen Krüppel" ein bischen zurechthilft?

Dem Zuhörer, besonders dem denkenden Zuhörer muß dadurch das Evangelium unverständlich werden, und Viele wenden sich thatsächlich ganz ab, „dem Unglauben zu", wie man sagt. Abgesehen davon, daß das Verfahren weder geschmackvoll, noch schriftgemäß, noch der Wirklichkeit entsprechend ist, sind wir dazu gar nicht genötigt.

Denn zum anderen: die Mitteilung hat aus dem vorhandenen Glauben heraus zu erfolgen; vergl. Röm. 12, 7. Sie wird bestehen in Darlegung des vergangenen Thuns Gottes, woraus der Hörer einen Eindruck des Wesens Gottes und Zutrauen zu demselben gewinnen kann, und in Betrachtung der Gegenwart im Lichte der heiligen Vergangenheit.

Je objektiver das geschieht, um so größer wird die Wirkung sein. Merkwürdig ist in dieser Beziehung das Wort Pauli 1. Kor. 16, 9; Paulus freut sich

auf den Aufenthalt in Ephesus: „denn eine große Thür ist mir aufgethan, die viele Frucht wirket, und sind viel Widerwärtige da.“ Die Menschen sind dort gedacht als hinter einer Thür verschlossen, die aber durch besonderes Gottesthun geöffnet ist, so daß nun Viele sich dem Heile zuwenden können; aber entsprechend dieser Wirkung auch Viele mutwillig widerstreben.

Der Mensch, der sich in die Kirche setzt, ist aufzufassen als Schüler, welcher sich im Prediger seinen Lehrer gewählt hat. Und der Lehrer hat im Schüler einfach Glauben an seine Worte vorauszusetzen, da es diesem ja freisteht, sich auch sonst Lehrer zu suchen. Einen Lehrer mit entsprechender Gottesgemeinschaft vorausgesetzt und einen willigen Zuhörer, muß die Wirkung sein, daß der Schüler durch das Medium des Lehrers hindurch Gott den Lebendigen erfährt, und diesem Gotte sich entweder beugt oder widerstrebt. Würde jedoch der Lehrer nicht aus seiner Gottesgemeinschaft heraus, sondern etwa aus seinem „wissenschaftlichen Fond“ heraus Mitteilungen machen, so geht die Wirkung nur aus von *seinem* Geiste und kann vielleicht sehr interessant sein, und anregend, begeisternd, erhebend, gemütbewegend, zu Thränen rührend, aber jedenfalls *nicht erlösend* wirken. Und wenn trotzdem Glaube im biblischen Sinne im Schüler entstehen sollte, so ist derselbe durch unmittelbares Gottesthun, abgesehen von der Vermittelung des Lehrers, gewirkt.

Wir sind uns nicht unbewußt, damit einen, wenn auch mit Verstand und Vorsicht zu verwendenden

Gesichtspunkt gefunden zu haben für die sogenannte historische Theologie, der, wie oben angedeutet, eine ganz neue Behandlung des Gegenstandes ermöglichen würde. Wie wenig andererseits etwas wirklich Neues gesagt ist, beweisen Worte, welche in der Kirchengeschichte durch Jahrhunderte in großem Ansehen standen und stehen, wie: Pectus facit theologum*), oder Melanchthons bekanntes: Se non aliter theologiam tractasse nisi ut vitam emendaret.**)

Die theologische Methode besteht also darin, daß die Forschung ein persönliches Hineinwachsen in die Gemeinschaft Gottes des Lebendigen darstellt, die Mitteilung eine persönlich vermittelte Offenbarung von Gottesbeziehungen bezweckt. Die wissenschaftliche Forschung ist verstandesmäßiges Begreifen der zu untersuchenden Verhältnisse, und ihre Mitteilung besteht in logischer Vermittelung der als wahr erwiesenen Sätze.

Wir sehen uns mithin in zwei Reihen völlig verschiedener Methoden menschlicher Geistesarbeit gestellt, in Wissenschaft einerseits und Theologie andererseits, die beide geschichtliche Rechte behaupten, aber in ihrer Anwendung streng geschieden sein wollen. Wir möchten die theologische die göttlich empfangende, die von der Wissenschaft angenommene die menschlich zugreifende nennen, und finden auch hier den eigentümlich charak-

*) Das Herz macht den Theologen.

**) Er habe aus keinem anderen Grunde sich mit der Theologie beschäftigt, als um sein Leben zu bessern.

teristischen Unterschied beider Disziplinen scharf bezeichnet, wobei wir nicht im Zweifel bleiben, für welche wir unsererseits uns zu entscheiden habe.

IV.

Die Endziele, auf welche hin eine Sache sich entwickelt, können beabsichtigt oder unbeabsichtigt sein, und wenn wir die beiden großen Geistesarbeiten der Menschheit, die der Wissenschaft und der Theologie einer Vergleichung unterziehen, so werden wir uns ebensowohl ihre beabsichtigten als wirklichen Ziele klar machen müssen, und die Frage erwägen, wie wohl die Wirklichkeit mit der Absicht am besten in Einklang zu bringen sei.

Worauf arbeitet die Wissenschaft? Entsprechend ihren Voraussetzungen hat sie ein doppeltes Ziel, sowohl bezüglich des Objekts, als des Subjekts. Bezüglich des Objekts sahen wir sie bestrebt, aus dem Gegenstand, beziehentlich Ereignis, das Gesetz zu finden, aus dem Besondern das Allgemeine festzustellen; denn erst das Allgemeine ist Gesetz und Ordnung. Die Mittel dazu sind Hypothese und Beweis, und das Ziel ist, das Gesetz der Wirklichkeit zu finden, oder, wie man gewöhnlich sagt, die Wahrheit zu finden. Würde der menschliche Geist dahin gebracht werden können, alles zu erkennen und zu erschließen, im Vollbesitz der Wahrheit zu sein, dann würde die Wissenschaft ihr Ziel für erreicht erachten.

Bezüglich des Subjekts ist das entsprechende Ziel, die vorhandenen Kräfte des menschlichen Geistes zu absoluter Vollkommenheit auszubilden, das Erkenntnisvermögen des Individuums sowohl, als der Gesamtheit zu solcher Höhe zu steigern, daß Irrtum und Unwahrheit ausgeschlossen, d. h. vollkommene Befriedigung in vollkommenem Wahrheitsbesitz erreicht ist. Der Gedanke ist so unbeschreiblich groß und erhaben, daß wir begreifen, wie die edelsten Geister unseres Geschlechts mit Begeisterung ihn erfaßt haben und zur Verwirklichung dieses Zieles Blut und Leben einzusetzen im Stande waren und sind. Ja, es liegt auch ein Ewigkeitsmoment in dem Gedanken. Man könnte sagen, in der Wissenschaft wird sich die Menschheit ihrer Ewigkeit bewußt. Auch in dem Falle, daß das Ziel ewig unerreichbar sein sollte, ist das unermüdliche Streben danach für edle Geister ganz verständlich Magnum voluisse sat est.*)

Trotzdem dürfen wir das Ziel in Hinsicht seiner Erreichbarkeit einer näheren Prüfung unterziehen. Es haben sich im Laufe der Entwickelung bedenkliche Grenzen bemerkbar gemacht, welche dem menschlichen Denken von vornherein unerbittliche Hindernisse entgegensetzen, und die Wissenschaft war ehrlich genug, die Gesetze solcher Denkgrenzen zu erforschen und klarzulegen. So hat sich bekanntlich in unserer geistigen Organisation die Unfähigkeit herausgestellt, etwas zu

---

*) Es genügt schon, wenn man Großes nur gewollt hat.

denken und zu begreifen, was außerhalb des Raumes, und etwas, was außerhalb der Zeitfolge gelegen ist. Die Möglichkeit außerräumlichen und außerzeitlichen Vorhandenseins muß jedoch die Wissenschaft zugeben, ebensowohl aber die Unerkennbarkeit desselben für den menschlichen Geist. Wenn nun irgendwo Ungewißheit herrscht, zugleich aber die Unmöglichkeit ihrer Beseitigung grundsätzlich dargethan ist, so folgt daraus, daß auf wissenschaftlichem Wege Vollbesitz der Wahrheit nicht möglich ist.

Diese Unzulänglichkeit in Erreichung des Zieles hat die Wissenschaft schon längst klar erkannt, und es hat nicht an großen Geistern gefehlt, welche, auf das Ziel objektiv verzichtend, subjektiv das Streben nach Wahrheit als Ziel hinstellten und im Streben allein die Befriedigung suchten. Klassischen Ausdruck verlieh dieser Meinung Lessing in seinem bekannten Worte: „Wenn Gott in der einen Hand die Wahrheit und in der anderen das Streben nach Wahrheit hielte, so wollte ich getrost die letztere ergreifen; denn die Wahrheit gebührt Dir, großer Gott, allein.“ Das Wort haben sich nach ihm Viele angeeignet. Es ist auch viel umstritten worden. Jedenfalls hat Lessing damit die Gedanken Vieler treffend gekennzeichnet, wenn wir auch sagen müssen, daß das Streben an sich, also der Weg, unmöglich das Ziel ersetzen, der bloße Hunger nach Wahrheit noch nicht sättigen, das Suchen nach Wahrheit nicht ewige Befriedigung geben kann.

Vielleicht kommt es daher, daß wir die eigen-

artige Erscheinung haben, daß sich in Zeitaltern, welche intellektuell sehr hoch entwickelt sind, ein ebenso starkes Hervortreten pessimistischer und materialistischer Richtungen bemerkbar macht. Es ist damit historisch das Bekenntnis ausgesprochen, daß die Wissenschaft als solche die Menschheit nicht befriedigt, daß diese mehr bedarf als Nahrung des Verstandes. Auch hier birgt die Geschichte das Gericht.

Allein es scheint überhaupt, als wenn eine Hauptgrenze der wissenschaftlichen Forschung gar nicht erkannt oder zu wenig beachtet wäre. Vollbesitz der Wahrheit, Streben nach Wahrheit: liegt das wirklich voll und ganz im Rahmen der wissenschaftlichen Forschung beschlossen? Wir sahen, daß die Wissenschaft sich in den Besitz der Wahrheit zu setzen sucht, indem sie das Gesetz auffindet; aber erreicht sie mit dem Gesetz schon in allen Fällen die Wahrheit oder nicht vielmehr blos die W i r k l i c h k e i t? Sind Wahrheit und Wirklichkeit unter allen Umständen sich deckende Begriffe? Das ist die Frage und sie kann nicht ohne Weiteres bejaht werden.

Es giebt viel Wirkliches, was der Wahrheit gar nicht entspricht. Das Wirkliche ist oft unvollkommen, aber das Wahre ist vollkommen; und man kann wohl hier und da das Vollkommene bestimmen, beschreiben und erschließen, aber mit rein wissenschaftlichen Mitteln nicht überall. Man kann freilich von dem natürlich gegebenen Edelsteine Aussagen machen über seinen Stoff, und seine augenblickliche Form beschreiben; man kann

ferner sagen, die vor uns liegende Wirklichkeit des Edelsteines findet ihre Wahrheit in einer ganz bestimmten Krystallform. In der Wirklichkeit ist die Form nicht vorhanden, aber bestimmbare Veränderungen können in bestimmbarer Weise vorgenommen werden, daß der Stein seine Wahrheit erreicht. Aber das fragt sich, ob solche Wahrheit unter allen Umständen und in allen Verhältnissen erkannt und erschlossen werden kann.

Vielleicht schon im folgenden Beispiel nicht. Es ist ein allgemein angenommener Satz, der der Wirklichkeit vollkommen entspricht, daß alle Menschen sterben müssen. Das Sterben ist freilich die Wirklichkeit der Menschheit, braucht aber nicht ihre Wahrheit zu sein. Eine Wissenschaft vom Menschen würde unumwunden den Satz aussprechen, als auf jahrtausendjährige Erfahrung der Geschichte des Begriffes „Mensch“ gegründet, daß der Mensch sterblich ist. Die Wahrheit des Menschen ist damit nicht ohne weiteres ausgesprochen.

Wir haben diese Grenze schon gestreift, als wir erkannten, daß es der Wissenschaft unmöglich ist, Jahve zu erkennen. Gott aber ist Inbegriff der Wahrheit, und wir müssen sagen, daß Wahrheit nicht nur etwas Intellektuelles, sondern zugleich etwas Sittliches ist. Jenseits des Intellektuellen aber liegt die Grenze der Wahrheitserforschung als solcher. Jede sittliche Wahrheit liegt außerhalb des wissenschaftlichen Forschungsbereiches, die strenge Wissenschaft findet ihre Grenze im Intellektuellen, weiter kann sie mit ihren Mitteln nicht schreiten.

So führt die Wissenschaft bei aller Erhabenheit ein eigenartiges außergöttliches Dasein mit sehr peinlichen Grenzen, und ihr Ziel erscheint deswegen auch als kein göttlich gegebenes, sondern selbsterwähltes, eigenmächtiges. Und darum steht sie freilich auch außerhalb des göttlichen Lebensbereiches und kann höchstens neues Denken, nicht aber neues Leben verleihen. Wo aber das Leben nicht zur vollen Entfaltung kommt, ist eben doch, wie in der Menschheit überhaupt, Todesentwickelung. Man muß sagen: in der Wissenschaft denkt die Menschheit wohl über den Tod hinaus, aber in ihr ringen die edelsten Menschengeister im Tode. Befriedigung ist Leben; Leben kann die Wissenschaft nicht geben.

Wir müssen freilich dabei genauer erklären, daß die Wissenschaft als außergöttliche, menschliche Geistesarbeit deshalb noch nicht ungöttlich genannt werden darf, so wenig als irgend eine Arbeit. Immerhin aber fällt ihr Entstehen in diejenige Periode der Menschengeschichte, in welcher diese selbst ein außergöttliches Sonderdasein zu führen begann und innerhalb eines solchen sich entwickeln mußte. Als Erkenntnis des Guten und Bösen steht sie weder voll im Dienste Gottes, noch ganz außerhalb desselben, und ist somit der entsprechende Ausdruck des menschlichen Geistes überhaupt, der auch weder ganz göttlich, noch ganz ungöttlich ist. Sie ist darum für die Geschichte eine Naturnotwendigkeit. Wir müssen uns aber bewußt bleiben, daß sie ihre Wahrheit nur dann er-

reicht, wenn sie nur im Dienste Gottes des Lebendigen steht und ebenfalls ihre Kniee beugen lernt. Die Menschen konnten auf natürlichem Boden ihren Geist nicht anders bethätigen, als in der Wissenschaft wie sie ist, und nicht anders denken, als sie thaten; sie müssen aber dereinst anders denken lernen, nämlich auf sittlich heiligem Grunde! Das führt uns auf die Betrachtung des theologischen Zieles.

Dieses ist naturgemäß anders als bei der Wissenschaft. Indem die Theologie die Beziehungen Gottes des Lebendigen zur Menschheit überdenkt, sucht auch sie das Gesetz zu finden, jedoch nicht aus Interesse an der Erkenntnis des Gesetzes, sondern aus Interesse an den Beziehungen. Das ist ein wesentlich praktisches, nicht theoretisches Ziel, und sucht bezüglich des Objekts sittliche Erkenntnis, bezüglich des Subjekts Verwirklichung praktischer Zwecke. Die Theologie bestrebt sich, die Bedingungen für die Beziehungen des lebendigen Gottes zu finden, die Art derselben klarzulegen und Wege zu entdecken, die Gottesgemeinschaft zu verwirklichen, indem sie aus dem Gestern der Gottesgemeinschaft auf das Heute schließt und aus dem Heute und Gestern sich des Morgen vergewissert. Darum ist ihres Strebens Ziel Vollbesitz der Gemeinschaft mit Gott und damit auch Vollbesitz der Wahrheit. Sie würde ihr Ziel für erreicht erachten, wenn nicht nur das Individuum, sondern ebensowohl die Gesamtheit der ungetrübten Gottesgemeinschaft sich erfreute, und sieht erst darin die volle Befriedigung.

Ob wohl dieses hohe, ideale Ziel erreichbar ist? Wir sahen, die Wissenschaft bedarf der Anspannung aller Kräfte des menschlichen Geistes, ihr Ziel zu erstreben, aber nur dieser; wir sahen andererseits weiter, daß zur Erreichung irgend einer Gottesbeziehung zwei handelnde Größen nötig sind, das Thun Gottes einerseits und der Wille des menschlichen Geistes andererseits, und dürfen weiter schließen: wenn beide Teile einen Anfang gemacht haben mit Gemeinschaft, so muß damit im Grunde auch ein Ende gegeben sein. Bei der Wissenschaft können wir diesen Schluß nicht ziehen, weil in ihr der klare Gotteswille nicht liegt; in der Theologie aber ist ein überaus hoffnungsvoller Anfang gegeben.

Die Willigkeit Gottes nach den Menschen hin lehrt die Heilsgeschichte, und die Willigkeit der Menschheit auf Gott hin zeigt die Geschichte des Menschen Jesus und, recht verstanden, im letzten Grunde die Geschichte jedes Menschen, sofern in jedem Menschen das Wahrheitsmoment bewußt oder unbewußt sich nach Gott sehnt: Tu nos fecisti ad te, et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te (Conf. Aug. I, 1).*)

Bei diesem Anfange haben sich bis jetzt unübersteigliche Grenzen nicht herausgestellt. Zwar schier über die Fassungskraft gehend sind die Hindernisse, aber unüberschreitbar sind sie nicht. Im Menschen Jesus hat thatsächlich die Menschheit die Grenzen über-

*) Du hast uns gemacht auf Dich hin, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhen kann in Dir (Bekenntnisse des Augustinus I, 1).

schritten. Sie sind damit längst nicht beseitigt, aber sie sind klar geworden als nicht ewig und müssen folglich auch fallen mit der Zeit. Darum ist die theologische Arbeit, welche im Dienste solchen Zieles steht, schon in sich selbst befriedigend, weil, so schwierig sie ist, sie dennoch des Zieles vergewissert ist. Es wäre ganz undenkbar, daß jemand hier ein dem Lessing'schen entsprechendes Wort sagen würde: wenn Gott in der einen Hand hielte die Gemeinschaft mit Gott (was doch erst recht die „Wahrheit" ist) und in der andern das Streben danach, so wollte ich getrost die letztere ergreifen.

Damit sehen wir, daß die theologische Arbeit nicht ein einseitig menschlich gewähltes Ziel ist, sondern vielmehr ein gottgewolltes und gottgegebenes; und innerhalb des Rahmens göttlichen Wirkens stehend, hat sie auch in sich göttliche Lebensgemeinschaft. Wir haben hier keine Todesentwickelung, sondern in ihr ringen sich die Menschengeister zum Leben durch. Nicht „Erkenntnis des Guten und Bösen", sondern „ewiges Leben" ist die Frucht, nach der die Menschheit arbeitet. Damit ist aber eine geistige Entwickelung in ganz hervorragendem Sinne mitgegeben, deren Ziel sich etwa ausdrücken ließe mit dem prophetischen Worte: sie werden alle von Gott gelehret sein, ein Wort, das auch Jesus Christus in eigentümlichen Zusammenhang mit seiner Person setzt, weil in ihm das Ziel erreicht wird. Vergl. Joh. 6, 45.

So ist die Theologie eine Erinnerung aus dem

Paradiese in das Paradies und wurzelt in der Ewigkeit und in der Wahrheit der Menschheit. Sie ist keine Wissenschaft, aber doch ist ihr des Wissens Fülle nicht verschlossen: „In Christo liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis“ (Kol. 2, 3). Sie ist auch auf dem Wege zur Vollkommenheit, aber auf einem anderen, sichereren. Jegliches Wissen und Erkennen, so sehr es zur Zeit Stückwerk ist, muß ihr offen stehen. Sie muß einst auch alle Wissens- und Arbeitsgebiete umfassen, wenn erst Jahve erkannt ist und ihm gehorcht wird als der letzten Quelle, aus der Alles existiert.

Zugleich ist aber auch klar geworden, daß dieses hohe Ziel erst dann erreicht werden, oder man ihm nahe kommen kann, wenn Jahve selbst in der Menschheit eine Macht wird. In einer für den Beobachter außergöttlichen Entwickelung, wie der heutigen, muß die Theologie den Charakter der Beschränkung tragen, die Wissenschaft den der Macht. In einer Welt, die den Menschen Jesus Christus mit Schmach und Kreuz behandelt, muß die Schande Christi auch seinen Werken und seinen Jüngern anhaften, und wird es thun, bis der Sieg offenbar geworden ist. Es brauchte vielleicht nicht so zu sein. Vielleicht hätte die Entwickelung eine andere werden können. Vielleicht! Aber da sie so geworden, müssen wir uns auf dieses Verhältnis einrichten.

Es wird unsere theologische Ehre sein, die Schmach der Unwissenschaftlichkeit zu tragen, und wir verzichten

auf den stolzen Namen „Wissenschaft“ für unsere Arbeit; aber nicht, weil er zu hoch, sondern weil er — nicht hoch genug erscheint. Es besteht zwischen Wissenschaft und Theologie etwa das Verhältnis wie im bürgerlichen Leben zwischen Staat und Kirche. Wenn die Kirche sich selbst versteht, verzichtet sie auf die Politik des Staates, weil sie einer höheren, der Politik des Reiches Gottes, dient. Sie wird zwar stets aufgelegt sein, menschliche Ordnungen zu stützen und zu tragen auch erforderliche Hilfe zu leisten, aber Politik wird sie nicht treiben. Mit dem Siege des Reiches Gottes wird auch der Sieg der Theologie gegeben sein.

Schlußbemerkungen.

Vielleicht erwartet nun jemand, der unseren Ausführungen bisher gefolgt ist, sie sollten als Einleitung dienen für eine Reihe „praktischer“ Vorschläge, unsere Gedanken auch in Wirklichkeit umzusetzen. Dergleichen liegt freilich in der Luft. Man könnte etwa vorschlagen, der Theologie eine andere Gestalt in unseren Universitätsverhältnissen zu geben, und es ist von verschiedenen Seiten der Vorschlag der kirchlichen Seminarausbildung der Theologen gemacht worden; oder man könnte sich dafür ereifern, die theologischen Lehrstühle von „unkirchlichen, untheologischen Elementen“, und was dergleichen Schlagwörter mehr sind, zu säubern. Allein

das ist weder Zweck dieser Zeilen, noch liegen deren Schreiber dergleichen Gedanken überhaupt nahe. Ebensowenig kam es uns etwa in den Sinn, „die Schäden unserer Zeit rücksichtslos aufzudecken und den Finger auf offene, klaffende Wunden zu legen“. Wir halten uns dafür kaum für befähigt, geschweige berechtigt.

Vielmehr ist das Interesse ein positives, theologisches, indem der Nachdruck und innere Anteil auf den Beziehungen Gottes des Lebendigen zu den Menschen und ihrer Verstärkung liegt, nicht aber einseitig auf innermenschheitlichem Gebiete.

Wir sind uns aus der Geschichte viel zu gut bewußt, daß es Gottes klare Absicht ist, die Menschheit sich frei entwickeln zu lassen, und wir beobachten sogar, daß selbst ungöttliche Dinge und Richtungen von Gott aus Recht bekommen, sich zu entfalten und völlig auszuleben; ja, sie selbst müssen, oft ohne es zu beabsichtigen oder nur zu ahnen, göttlichen Zwecken dienen, während wir kurzsichtige Menschen oft davor stehen bleiben und ein warum? schwer unterdrücken können, bis es die Folgezeit klar werden läßt, was eigentlich Gottes Absicht dabei war.

In diesem Sinne müssen wir auch dem thatsächlichen Verhältnis von Theologie und Wissenschaft gegenüberstehen und glauben sogar — ohne etwas Maßgebendes sagen zu wollen — aussprechen zu müssen: wir können einstweilen der Wissenschaft schwerlich entraten, so klar uns auch unsere Grenzlinien gezogen sind, und wäre es auch nur in einem dem paulinischen

Worte entsprechenden Sinne, den Griechen ein Grieche, und den Juden ein Jude zu werden. Unsere jungen Theologen sollen nur fleißig die Klassiker und sonst die Wissenschaft verstehen lernen, wie es gerade menschliche Ordnung vorschreibt. Ja, selbst wenn sich einmal auf theologischen Lehrstühlen gerade nichts weiter als lediglich weltlich wissenschaftliche Untersuchungen breit machen sollten, so kann ein Theologe sehr viel Nützliches auch dabei lernen. Namentlich ist nicht zu verkennen, daß viele sogenannte „liberale" Geister mit viel Rücksichtslosigkeit und viel Pietätlosigkeit doch auch viel ehrlichen Wahrheitssinn verbinden, der als solcher sicherlich in den Augen des wahrhaftigen Gottes Beachtung findet. Aber freilich sollen Theologen sich bewußt werden, daß von ihnen mehr gefordert wird, als bloß biblisch wissenschaftliche Ausbildung, und diesen Blick zu schärfen für das eigentlich theologische Gebiet und zu unbefangener Betrachtung dieses und aller weltlichen Verhältnisse im Lichte des lebendigen Gottes zu ermutigen, das ist unsere Absicht.

Wir sagen freilich, der Wissenschaft können und wollen wir nicht entraten; aber die Verquickung von Theologie und Wissenschaft, dieses kritiklose Eingegliedertwerden der Theologie in diese Welt hat derselben wenig Segen gebracht und sie weder in der Erkenntnis, noch in der Praxis wesentlich gefördert. Es hat einmal jemand, um die Sache freilich etwas derb zu charakterisieren, gesagt: die Wissenschaft hat in die Theologie ein Kuckucksei gelegt, und als es ausgebrütet

war, fanden sich ungleiche Junge! Wenn dem so ist, muß der klar denkende und seines Zieles bewußte Theolog solche Erkenntnis festhalten und überall klar scheiden, was echt in die Disziplin gehört und was nicht; und hier öffnet sich einer unbefangenen Kritik ein weites Feld.

So lange wir in unserer menschlichen Entwickelung stehen, haben wir kein Recht, die Pflege der Wissenschaft abzulehnen; aber der Theolog darf nicht im Manne der Wissenschaft verschwinden. In einer Person läßt sich Beides vereinigen, aber nicht in einem Prinzip. Die Forderung solider wissenschaftlicher Ausbildung ist natürlich folgerechtes Ergebnis unserer ganzen Entwickelung; aber freilich kann ein Praktiker ein ebenso tüchtiger und tüchtigerer Theolog sein, als der gelehrteste Theoretiker, weil im Grunde beides mit der Theologie als solcher nichts zu schaffen hat. Denn die Theologie ruht auf Offenbarung! Wir fordern auch von einem Künstler, daß er wissenschaftlich gebildet sei, obgleich er nicht durch seine Wissenschaft, sondern durch seinen — sagen wir „Genius", zum Künstler wird. Gleichwohl wäre ein Künstler ebenso denkbar ohne Wissenschaft. Nur würde er seinem Publikum persönlich fernstehen und würde mehr Einfluß haben, wenn er unter Gebildeten selbst gebildet ist. So ähnlich muß sich der Theolog nicht auf seine Wissenschaft, sondern auf seinen Gott besinnen und von ihm aus etwas erreichen.

Zudem können wir heute an eine ausschließlich

theologische Ausbildung nicht denken, ja es scheint, als wenn eine solche zur Zeit überhaupt nicht möglich wäre. Eine solche hatte der Mann, der den Namen „Theolog“ schlechthin trägt, Johannes; aber er hatte sie in unmittelbarem, persönlich sichtbarem Verkehr mit dem Heiland empfangen. Und welche Fakultät sollte wohl gefunden oder konstruiert werden, die solches Triennium ermöglichte? Das hindert aber nicht, daß wir der Kraft Gottes nicht das Größte sollten zutrauen können, so hoffnungslos anscheinend Vieles ist.

Eine jahrtausendjährige Geschichte hat uns belehrt, daß stets die Pläne Gottes zur Verwirklichung gelangen. Aber Mängel verschwinden nicht dadurch, daß sie aufgedeckt werden, sondern dadurch, daß positives Leben aus Gott erstarkt, wodurch sie sich von selbst ausleben. Man glaube ja nicht, daß Luther durch seinen Kampf gegen Roms Schäden Reformator wurde, sondern vielmehr dadurch, daß er aus dem Evangelium wirkliche Gottesgemeinschaft empfing, welche ihn dann zu dem Helden machte, der vor nichts zurückbebte. Paulus unternahm es nicht, die in grauenhaften Lastern versunkene alte Welt dadurch zu heilen, daß er zur Hebung der Schäden, als Sklaverei, Völlerei, Unzucht und dergleichen etwa „Kongresse“ dagegen veranstaltete, oder — man verzeihe den frivol klingenden Vergleich — „Vereine“ dagegen gründete mit farbigen Schleifen oder militärischen Abzeichen — sondern dadurch, daß er Kräfte aus Gott vermittelte im Worte des Evangeliums von Christo.

Ja, auch an einem rein menschlichen Verfahren wird das klar. Ein verständiger Arzt ist sorgfältig bemüht, den Blick des Kranken nicht auf seine Wunden und Schwächen zu lenken, sondern im Gegenteil, die Gedanken abzulenken und auf irgend eine mögliche Weise den Lebensmut zu beleben, in der Gewißheit, daß durch Erstarken des Lebensmutes und des Lebenswillens am ehesten die Krankheit verheilt, daß Schwermut, wie sie aus der Betrachtung des leiblichen Elendes quillt, für seine Bemühungen ein Haupthindernis ist.

So bedürfen auch wir Theologen vielmehr des Blickes auf den lebendigen Gott, als daß wir in den Schäden unserer Zeit herumwühlen, und das beste Mittel gegen diese wäre, sich der helfenden Gotteskräfte stetsfort zu vergewissern. Und rettende Gottesthaten dürfen als jeder christlichen Zeit Vorrecht in Anspruch genommen und geglaubt werden.

Thaten von Gott müssen, da Gott ein Lebendiger ist, stets geschehen, wenn auch zu Zeiten in äußerster Verborgenheit; und über sie das Nachdenken aufmerksam zu machen, ist unsere Absicht, und solche in unserem menschlichen Berufskreise zu lebendigster Entfaltung herbeizuglauben, halten wir für die Hauptaufgabe unserer und aller Zeiten.

Das Wachstum des Wortes.

(1894.)

Als die Apostel Petrus und Johannes in der bekannten Geschichte von der Heilung des Lahmen im Tempel das Volk lehrten, d. h. notgedrungen über das Gesundwerden des lahmen Menschen die nötige Aufklärung gaben, daß der eigentlich Handelnde in der Sache Jesus der Auferstandene sei und sie nur seine sichtbaren Werkzeuge, und als sie darauf wegen der Wohlthat an dem kranken Menschen sich wiederholt vor der geistlichen Behörde Israels zu verantworten hatten, riefen sie bei den geistlichen Herren den Eindruck des „Verwunderns" hervor, daß sie als ungelehrte Leute und Laien in solcher Weise des Wortes mächtig seien (Apg. 4, 13). Dieser Eindruck muß auch heute dem unbefangenen Leser bei allen Apostelreden kommen, von der Pfingstrede angefangen, daß sie bei aller Einfachheit, bei dem sichtlichen Mangel eines Konzeptes und klarer Disposition eine gewisse Mächtigkeit des Wortes verraten, die uns heute trotz aller formalen Bildung nicht recht gelingen will, und die um so auffallender ist an ungelehrten Leuten und solchen, die noch wenige Wochen vorher

hinter verschlossenen Thüren furchtsam zu sitzen pflegten. Wir würden uns noch mehr wundern, wenn wir nicht wüßten, daß damit das Wort des HErrn in Erfüllung ging: Ihr seid es nicht, die da reden, sondern der heilige Geist. Man fühlt allen Apostelreden an, daß durch sie gewaltige Thatsachen reden, und großes Erleben dem Worte unwillkürlich Form und Kraft verleiht.

Trotzdem kann jedoch die Lage der Apostel der gegründeten Gemeinde gegenüber keine ganz leichte gewesen sein. Von der Gemeinde heißt es: „Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre." Es ergaben sich ganz von selbst bedeutende Anforderungen an die Apostel, größere, als sie heute in unseren festgewordenen Verhältnissen an irgend einen Prediger gestellt werden. Jeder von uns weiß, wie leicht es ist, eine Zeit lang auch große Ansprüche zu befriedigen als Fest- oder Reiseprediger, oder als neuangestellter Stadt- oder Kirchspielspfarrer; es ist aber auch keinem verborgen, wie schwer die unansehnliche Arbeit jahrelanger Gemeindepredigt ist, wenn die laufende Münze des Neuen ausgegeben ist, und auch das Kapital bedenklich zusammenschmelzen will, wenn die Originalität schwindet, und der stets mehr ausgetretene Pfad die Hörer langweilt und einschläfert. Wir werden dem gegenüber auch die schlaue Auskunft gewisser Sekten vermeiden, die fortwährend ihre Prediger wechseln, um das erschlaffende Interesse wachzuhalten; wir werden dieses als Betrug kennzeichnen und trotzdem unsere Weise festhalten. Darum

soll aber uns zum Troste gesagt sein, daß die Not, die sich uns offenbart, und die wir tragen, auch Apostelkreisen nicht ferngeblieben zu sein scheint.

Als Notschrei dieser Art ist jedenfalls das Wort Petri aufzufassen Apg. 6, 2: es taugt nicht, daß wir zu Tische dienen und das Wort Gottes unterlassen. Vielmehr fühlt er mit den Aposteln das Bedürfnis, „anzuhalten am Gebet und am Amte des Wortes". Offenbar ist, daß er die Hülfe aus der Not darin sieht, Zeit zu gewinnen für das Gebet, und von der Ausübung desselben hofft er Nutzen für das Wort. Dabei werden wir schwerlich zu denken haben, daß es ihm darauf ankam, gründlichere Vorbereitung für die Predigt zu gewinnen, als vielmehr neue Wahrheit und neues Wort zu bekommen. Der Erfolg ist denn auch: „Und das Wort Gottes nahm zu" (Apg. 6, 7). Die Apostel erleben und bemerken ein Wachstum des Wortes, infolgedessen auch die Zahl der Jünger sehr groß wird. Es müssen also den Aposteln weitere Wahrheitsmomente geworden sein, entsprechend den erweiterten Bedürfnissen der wachsenden Gemeinde.

Bei diesem Wachstum des Wortes wollen wir etwas stehen bleiben und fragen nach dem W a c h s t u m d e s W o r t e s I. i n d e r Z e i t d e r K i r c h e n g r ü n d u n g, II. i n d e r Z e i t d e r K i r c h e n e n t w i c k e l u n g, wofür man auch sagen könnte, in der a p o s t o l i s c h e n und n a c h a p o s t o l i s c h e n Kirche.

I.

Das Wort wuchs. Von welchem Ausgangspunkte wohl? Es muß mit den Aposteln, als deren Vertreter wir Petrum einstweilen erkennen, innerhalb der 50 Tage seit Ostern eine gewaltige Veränderung vor sich gegangen sein. Am Karfreitag waren sie alle geflohen. Am Ostertag erscheint ihnen die Auferstehung als Märlein. An Quasimodogeniti kostet es geradezu Gewalt, einen Thomas zu überzeugen, ja der Auferstandene muß sie schelten um ihrer Herzens Härtigkeit willen. In den folgenden Wochen weiß Petrus nichts besseres vorzuschlagen, als — Fische zu fangen. Darin liegt eine solch traurige Resignation, als wollte er sagen: Nun ist der schöne Traum vorbei, als verständige Menschen müssen wir wieder mit dem Leben rechnen und suchen unsere Boote und Netze wieder auf, dieselben, die sie in der Begeisterung für Jesum so leicht und so gern hergegeben hatten. Und niemand weiß etwas besseres zu thun als mitzugehen. Erst die Offenbarung des Auferstandenen am See beim Fischefangen scheint wenigstens den Entschluß gezeitigt zu haben, nach Jerusalem zurückzukehren. Überhaupt macht es den Eindruck, als ob alle solche Offenbarungen, die gewiß nicht ohne dringende Not erfolgten, den bestimmten Zweck hatten, das glimmende Docht des Mutes der Jünger nicht ganz auslöschen zu lassen.

Aber siehe da. Auf einmal am Pfingsttage steht derselbe Petrus mit seiner vorher so verzagten Schar

da wie ein Löwe, aus welchem mit elementarer Gewalt das Leben und die Kraft des Auferstandenen hervorbricht, und dessen Wort Tausende mitten ins Herz trifft. Die Thatsache der Auferstehung wußten sie ja längst, aber jetzt wird sie Wort und damit Kraft und damit Gemeingut.

Das ist das Eine merkwürdige an der Pfingstrede, das eine Umwandlung von oben her offenbaren würde, auch wenn wir nicht zufällig durch Lucas die sinnenfällige Wahrnehmung der Ausgießung des Heiligen Geistes bezeugt hätten. Das Andere ist aber, daß sie Predigt wird zu einem Bibeltext, mit dem der Apostel in souveräner Weise umgeht, indem er ihn nicht nur auslegt, sondern geradezu widerlegt. Es ist der bekannte 16. Psalm mit der großen alttestamentlichen Auferstehungshoffnung, von dem Petrus kühnlich vor ganz Jerusalem behauptet und sogar sinnenfällig beweist, daß er so, wie man ihn seinem Wortlaute nach verstehen muß, einfach nicht wahr ist. Denn obgleich David so felsenfeste Auferstehungsgewißheit für sich beanspruchte, könne sich jedermann von seinem Tode und Grabe überzeugen.

Wir Modernen sind ja leider gewöhnt, daß in Predigten gewisser theologischer Observanzen auf das Unehrerbietigste und Frevelhafteste mit Schrifttexten umgesprungen wird, aber hier geschah es in höchster Ehrerbietung, in reinster Gottbegeisterung, mit unmittelbarer, augenblicklicher Eingebung und geradezu prophetischer Auslegung, so daß jedem Zuhörer einfach der

Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Man stelle sich das religiöse Denken jener Zeit in Bezug auf die Lehre von der Unsterblichkeit vor. Fest auf alttestamentlichem, also biblischem Boden meinten die Sadduzäer zu stehen, welche die Auferstehung leugneten, und aus demselben Boden hatten aus vereinzelten Andeutungen die Pharisäer ihre Lehre von der Auferstehung geschöpft und dogmatisch zum System gebildet. Sie waren die richtigen Dogmatiker, und ihre Systeme beherrschten ohne Zweifel das damalige Gemeindedenken. Und jetzt reißt Petrus die sämtlichen Unsterblichkeitslehren mit einem Schlage nieder und zerstört eine ganze Glaubensanschauung und noch dazu die alleredelste!

Man kann sich nur schwach den Eindruck auf jüdische Hörer vorstellen, die das Bibelwort, ja den Bibelbuchstaben geradezu zu vergöttern gewohnt waren, und Petrus thut das ohne irgendwelche freche Behauptung oder kluge wissenschaftliche Deduktion mit dem einfachen Hinweis auf den Auferstandenen, ja die Menge fühlt, sie wird nicht überzeugt, sondern steht einfach vor einer riesengroßen Wahrheit: der Auferstandene steht selbst unsichtbar vor einem jeden als Herr, als Richter, als unaussprechlich Gewaltiger.

Das war der Ausgangspunkt des Wortes. Es war schon über das vorhandene Schriftwort hinausgewachsen. Und sein weiteres Zunehmen? Wir wollen uns ganz kurz fassen und den Stoff nur andeuten. Fragen wir zunächst: was mögen die Apostel wohl in der Folgezeit gepredigt haben? Es heißt, sie gaben

mit großer Kraft Zeugnis von der Auferstehung Jesu Christi. Sicherlich erfolgte das je länger je weniger ohne alttestamentliche, biblische Hinweise, wobei es an denkbar kühnster Schriftauslegung nicht gefehlt haben mag. Man könnte etwa sagen: wenn sie jetzt ihre Bibel studierten als vom Auferstandenen aus mit den ungeahnten neuen Gesichtspunkten, hätten sie allein schon ein Leben lang predigen und eine Gemeinde munter erhalten können. Vgl. Luc. 24, 27, 45 ff. Aber freilich wäre das kein Wachstum gewesen, sondern lediglich eine Vertiefung, ein tieferes Verstehen des Vorhandenen mit neuen Gesichtspunkten.

Schon in der Pfingstrede aber zeigt sich, daß sie sich keineswegs unter den Bibeltext, sondern als völlig frei über denselben gestellt wissen. Das konnte nur der Fall sein, wenn sie eine andere, höhere Quelle der Wahrheit besaßen.

Unter diesen Umständen hätte es vielleicht nahe gelegen, die persönlichen Erinnerungen an Jesum zu predigen und zwar als vom nunmehr Auferstandenen aus. Das hätte noch wirkungsvollere Predigten gegeben als die erstgenannten. Aber einmal eignen sich die Worte Jesu nicht für solches Predigen. In seinen öffentlich vor weiteren Kreisen gethanen Kundgebungen scheint er alles Lehrhafte eher vermieden zu haben. Er hat ihnen Geschichten erzählt, das persönliche Nachdenken angeregt, aber den Predigtton vermieden. Das eigentlich Anziehende dieser „Lehre" lag in seiner Persönlichkeit. Die Leute hatten den Eindruck: Der hat

etwas und weiß etwas, etwas ungeheuer Großes und Herrliches, und davon giebt er uns tropfenweise zu kosten. Er lehrt nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer predigtmäßig, sondern „gewaltig", d. h. wie einer, der göttliche Vollmacht und Auftrag hat. Unter diesem Machtbereiche zu stehen, das trieb das Volk zu nimmer ermüdendem Hörenwollen.

Wenn wir uns heute über seine Gleichnisse hermachen und diese mit aller Fülle wissenschaftlich methodischer Exegese und kunstgerechter Rhetorik vor unseren Zuhörern entwickeln und ihren Lehrgehalt auseinandersetzen, so fehlt von vornherein der Hauptreiz, und man hat leicht den Eindruck, daß wir sie mißhandeln. Auch denken unsere Hörer im stillen, je nach unseren Leistungen: Es ist gut, schön, erbaulich, rührend, aber — mehr wissen die Leute nicht, steigen sie von der Kanzel, so haben sie ihren Reichtum erschöpft. Und wenn wir wieder einmal mit einem gleichartigen Evangeliumstext hinaufsteigen, dann kennen sie ja schon unsern Reichtum und hören nur halb hin und später erst wieder recht, wenn ein neuer Pastor an unsere Stelle kommt, was aber oft schrecklich lange dauert.

Apostelpredigten hätten nun entstehen können, wenn sie das von Jesu Gebotene etwa mit Hülfe der Bergreden und der ganz vertraulichen Johannesreden und der Fülle dessen, was uns nicht überliefert ist, ergänzt hätten. Gelegentlich haben sie das auch wohl gethan, aber auch dieses hätte eigentliches Wachstum nicht bedeutet. Sie wären etwa epochemachende, origi-

nelle, geistvolle Prediger geworden, auch treue Seelsorger, aber weiter nichts — jedenfalls nicht Apostel. Das merkt man deutlich heraus: die richtige Fortsetzung der Lehrthätigkeit Jesu mußte sein ein vollmachtmäßiges Lehren, ein Vertrautsein mit einer Fülle göttlicher Wahrheiten, als deren menschliche Verwalter sie erschienen, mitzuteilen, wie viel sie für nötig und gut befanden, zu öffnen oder zu schließen.

Wachstum des Wortes muß also sein ein Zunehmen von Wahrheitsmomenten, ein Innewerden von Erkenntnissen, die vorher nicht vorhanden waren, wohl aber sich an Vorhandenes als natürliche Fortsetzung organisch ansetzten, so wie jeder neue Zweig eine vorher wohl der Anlage nach, aber nicht thatsächlich vorhandene Weiterbildung des Gewächses ist. Diese neuen Wahrheitsmomente sind Offenbarungen Gottes, geworden durch die Wirksamkeit des Heiligen Geistes, und Petrus versteht unter Gebet und Anhalten am Amte des Wortes eine gebetsmäßige, geistliche Konzentration, welche ein Freisein von weltlichen Geschäften voraussetzt, da solche leicht die Offenbarungen Gottes verscheuchen konnten. Vgl. statt vieler Stellen 1. Kor. 2.

Diese Offenbarungsempfänglichkeit der Apostel kommt natürlich einem himmlischen Offenbarungsbedürfnis entgegen; und dieses letztere entspringt aus neuen himmlischen Verhältnissen. Offenbar ist die ganze Situation im Himmel durch die neue Stellung Jesu als des Auferstandenen verändert worden. Vorher war sie anders. Seine Stellung als Mensch war

eine neue, aber auch seine Stellung als Auferstandener war eine neue, und damit war auch die ganze Stellung der Menschheit rechtlich Gotte gegenüber eine neue geworden. Es mußte also auch die Heilsentwickelung ganz neue Schosse und Blüten treiben.

Wenn wir ein recht geringes Beispiel, wobei auf große Nachsicht gerechnet werden muß, gebrauchen dürfen, war es ungefähr wie bei dem Wachstum eines Baumes, welches bekanntlich dadurch ermöglicht wird, daß vermöge eines ungemein interessanten, aber rätselhaften Gesetzes, zweimal im Jahre neuer Saft emporsteigt und der Baum sozusagen in einer Epoche zweimal schöpferische Anstöße erhält. Das Analoge erlebte die gegenwärtige Weltepoche. Der erste göttliche Anstoß war die gegenwärtige Schöpfung, der zweite ihre Neuschöpfung in Jesu. Die Adamsmenschheit hatte sich ausgelebt, die Jesusmenschheit fing ihre Entwickelung an.

Über diese ganz neue himmlisch-irdische Situation mußten den berufenen Vertretern ihrer Entwickelung je und je die nötigen Aufklärungen zu teil werden, etwa so, wie man aus dem Hauptquartier des Feldherrn je und je den Unterbefehlshabern mehr oder minder ausführliche Aufklärungen über die Situation giebt, natürlich ohne ihnen den ganzen Feldzugsplan preiszugeben. Ohne solche Aufklärungen ist jedes Vorwärts unmöglich, ebenso wie ohne Offenbarungen eine Entwickelung des Reiches Gottes unmöglich ist. Und nach allen Reden und nach dem ganzen Thun Jesu Christi handelte es sich um ein gewaltiges Vorwärts im Reiche

Gottes. Die Offenbarungen darüber bezeichnen das Wachstum des Wortes. Mit diesem stets neu dargereichten Kapital hatten die Apostel zu wuchern und konnten danach in gewissen Grenzen auch ihre selbständigen Dispositionen treffen und der Menge das, was für die jeweilige Phase geeignet war, auch mitteilen, sei es in Lehre, Strafe, Ermahnung, Bitte oder Aufklärung.

Beispielsweise war ein Wachstum des Wortes die Erkenntnis, daß Armenpflege nicht zum Amte des Wortes gehört, sondern untergeordneteren, aber verständigen und geeigneten Leuten übertragen werden muß. Vielleicht wird einmal das Wort auch soweit wachsen, daß das Ausstellen von Taufscheinen, Tabellen, Rechnungen, Kollekten und Berichten auch nicht dahin gehört. Ein weiteres Wachstum bezeichnet die Stellungnahme der Apostel zu den Samaritern (Apg. 8, vgl. ebenda 10). Ja, es scheint, als habe das Wachstum des Wortes sogar mit der Fähigkeit des Verständnisses nicht immer gleichen Schritt gehalten. Das Wort wuchs schneller und mächtiger, als die Apostel fähig waren, es zu verstehen, und es macht den Eindruck, als sei darin die Hauptursache zu suchen, daß mit einem Male die ganze Lage geändert wurde, daß Petrus und die Zwölf plötzlich auf die Seite geschoben wurden, und Paulus als der irdische Sachwalter des Herrn in den Mittelpunkt trat.

Als besonders charakteristisch sei hier hervorgehoben, daß Apg. 12, 24 nochmals steht: Das Wort Gottes

aber wuchs und mehrte sich. Es kam gleichsam ein neuer Wortanstoß vom Himmel her. V. 17 aber endet: Petrus ging hinaus und zog an einen anderen Ort, und damit endet im Berichte des Lucas die Petrusthätigkeit überhaupt. V. 25 fährt fort: Barnabas aber und Saulus — um fortan von Saulus-Paulus nicht mehr zu schweigen.

Jedenfalls ist das Wort in Paulus unendlich gewachsen vom Tage vor Damaskus an bis zum Apostelkonvent. Das Geheimnis Christi, die Offenbarung Gottes an die Heiden, die Stellung der Gemeinde als Braut Christi, die Auferstehung der Toten und das Geheimnis einer überlebenden Menschheit Christi, die Zukunft Israels, das Verhältnis von Gesetz und Glauben, vom ersten Menschen und vom zweiten Menschen, alle diese gewaltigen, beseligenden Geheimnisse, vor deren Verständnis wir heute noch stillestehen, oder erst jene Offenbarungen, die er aus dem Paradiese schöpfte und in Worte gar nicht kleiden durfte (2. Kor. 12), bezeichnen durch Paulus vermitteltes Wachstum des Wortes. Geradezu rührend nimmt sich daher die Bemerkung Hebr. 5, 11—6, 3 aus, wenn wir es heute lesen. Wir wissen ja weiter nichts als das und nicht einmal das recht!

Wir finden also ein beständiges Wachstum des Wortes die ganze Apostelzeit hindurch und begreifen von da aus auch das gewaltige Wachstum der Gemeinden. Damit ist Alles in stetem Lebensfluß, in stets neuem Werden; es ist im Grunde ein Ge-

tragenwerden von himmlischen Ereignissen, die, wie man bemerken kann, so gewaltig drängten, daß die handelnden Personen kaum Schritt zu halten vermochten, und die sich für die Gemeinde als Wort darstellten. Wir hätten wohl ein lebhaftes Interesse, gerade in dieses Moment der ältesten Kirche genaueren Einblick zu haben. Die Versuche, die wir in dieser Richtung, etwa eine innere Entwickelungsgeschichte der apostolischen Zeit festzustellen, machen können, stützen sich indessen nur auf sehr spärliches Quellenmaterial. Das sind die neutestamentlichen Schriften. Unter diesen nehmen wieder die paulinischen Briefe die erste Stelle ein. Evangelien und Apostelgeschichte sind schon gesichtetes Material, das mit Vorbedacht niedergeschrieben ist. Aber jene Briefe sind so recht aufgefangene Stimmungsbilder, aus augenblicklichen Bedürfnissen entsprungen. Wenn wir nur im Stande wären, die Reihenfolge ihrer Entstehung anzugeben; aber das wird schwerlich jemals mit unanfechtbarer Sicherheit gelingen. Wir könnten dann wenigstens das Wachstum durch Paulus verfolgen.

Wie es auch sei, die Briefe sind jedenfalls nicht geschrieben, um eine Bibel zu schaffen, sondern sind dem Augenblick abgerungen, vielleicht unter mancherlei äußeren und inneren Sorgen und Bedrängnissen kurzer Hand entstandene Kundgebungen, um ein modernes Wort zu gebrauchen, apostolische Momentaufnahmen. Ein Brief ist eine Art Unterredung und trägt ebensowohl den Charakter des Verfassers wie den des Adres-

saten. So ist der Galaterbrief entstanden in Bezug auf eine augenblickliche Zweifelsnot in Galatien, der erste Korintherbrief als Antwort auf ein recht fatales Schreiben der geistlich übersättigten Korinther, der Kolosserbrief als Schreiben an eine unbekannte Gemeinde, die paulinischer Stellungnahme und Zuchtung dringend zu bedürfen schien und dgl. Man kann die Briefe nur in sehr beschränktem Sinne Lehrbücher nennen, zum vollen Umfange dieses Wortes fehlt das Systematische. Aber sämtliche Briefe lassen erkennen, daß ihr Verfasser aus einer gewaltigen Fülle des Wortes heraus schrieb, daß er nur das augenblicklich für notwendig Erachtete niederschrieb und die ganze Fülle seines Wortes zurückhielt. So erfahren wir im zweiten Korintherbriefe (12, 1 ff.) gelegentlich, daß Paulus 14 Jahre lang eine Offenbarung zurückhielt, die ein anderer jedenfalls weit früher herausgestellt hätte, und auch von dieser wäre wohl nie etwas verlautbart, wenn Paulus nicht den Korinthern gegenüber geradezu gezwungen gewesen wäre, seine Apostelautorität ins deutlichste Licht zu stellen. Andererseits muß auch den Empfängern eine große Erkenntnisfülle geeignet haben. Sie verstanden offenbar mit selbstverständlicher Leichtigkeit, was uns heute erst dickleibige Kommentare klarmachen zu müssen glauben. Wenn die Briefe uns schwer zu verstehen sind, dann fehlt uns offenbar manche geistliche Fülle!

Wenn aber die Briefe so entstanden sind, so ist die stillschweigende Voraussetzung ihrer Verfasser, daß

das Wachstum des Wortes ein gleiches stetsfort bleiben werde bis zur Vollendung des Reiches Gottes, daß mithin die Briefe und die Briefform völlig genügend seien für die Gemeinde, daß es auch überflüssig sei, allen eigenen geistlichen Besitz etwa systematisch darzustellen und preiszugeben, weil ja die Gemeinden dasselbe je nach ihren Bedürfnissen jederzeit würden empfangen können und müssen. Würden die Verfasser vermutet haben, es könnte jemals anders werden, ja es könnten einmal ihre Schriften geradezu Erkenntnisquelle der christlichen Gemeinde werden, so hätten sie Lehrbücher systematischer Art gegeben. Briefe sind Fingerzeige für besondere Leute und besondere Lagen.

Freilich ein Jakobusbrief oder Hebräerbrief haben schon einen deutlichen Lehrbuchscharakter. Dieser ist noch mehr gesteigert in den Evangelien. Sie stehen unter dem Eindruck, der überhaupt die alternden Apostel erfüllte, daß das frische Leben und freudige Wachstum in Wort und Gemeinde einer Dunkelheit Platz machen werde, da die Welt wieder Einfluß gewinne. Vgl. 2. Tim. 3, 1 ff. Das naturgemäße Gegenmittel mußte sein, das Leben des Heilandes möglichst treu festzuhalten, und mehrfache Evangelien verdanken diesem Bestreben ihre Entstehung. Vorher, zur Zeit der Briefe, standen die Gemeinden in zu unmittelbarer Berührung mit der Person des Auferstandenen, als daß es nötig oder nur nützlich erschienen wäre, seine Biographie zu besitzen. Vgl. 2. Kor. 5, 16, wo Paulus solche Gedanken weit zurückweist. Später

erschien es dringend notwendig. Das ist ein Zeichen, daß das Wachstum des Wortes bereits nachließ, und daß die Verfasser unter der Erwartung späterer Verarmung schrieben. Eine rein innere Kritik müßte uns nötigen, abgesehen von allen philologischen Einzelforschungen, den Evangelien die zeitlich spätere Stelle im neutestamentlichen Kanon zuzuweisen. Nicht minder charakteristisch und notwendig war es aber, daß das betreffende Kirchenkonzil ihnen die erste Stelle in der biblischen Reihenfolge zuerkannte, das deutlichste Zeugnis, daß man die Notwendigkeit der Evangelien nachempfand!

Aber andererseits stehen auch die Evangelien unter einer solchen Fülle von Wort, daß sie selbst nur als vorsichtige Auswahl dessen, was ihren Schreibern bekannt war, erscheinen. Vgl. Joh. 21, 25. Schwerlich werden die Evangelisten vorausgesetzt haben, daß einmal ihre Werke als einzige christliche Erkenntnisquelle angesehen werden, daß sie zusammen mit allen schriftlichen apostolischen Überbleibseln ein abgeschlossenes Ganze bilden würden, dem man die Wachstumsfähigkeit offiziell abspricht, an dem man höchstens seine Erkenntnis vertiefen könne, über das hinaus aber eigentlich neue Wahrheitsmomente nicht geboten würden.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so ergeben sich folgende Sätze:

1) Die Apostel hatten mehr Wort Gottes im Besitz, als sie schriftlich fixierten, folglich decken sich die Begriffe Wort Gottes und heilige Schrift nicht. Das lehrt schon Joh. 1. (Vgl. 2. Petr. 1, 19).

Ebensowenig kann der Satz gelten: Die heilige Schrift enthält das Wort Gottes. Die Umkehrung ist richtig: Das Wort Gottes begreift in sich auch die heilige Schrift. Diesem Satze werden Viele nicht zustimmen wollen, weil dann die Schriftforschung und namentlich die Schriftkritik als gegen das Wort Gottes gerichtet erscheinen. Aber vielleicht stimmen die meisten bei, wenn wir sagen: Das Wort Gottes begreift in sich das Wesentliche der heiligen Schrift, wobei die Möglichkeit offen bleibt, daß der eine oder andere Bestandteil unserer heutigen Schrift entfernt oder zu den Apokryphen gestellt werden kann.

2) Die stete Hoffnung und Mahnung der Apostel bezüglich der Gemeinden ist gerichtet auf Wachsen und Zunehmen in der Erkenntnis, folglich halten sie für die Kirche Jesu Christi ein stetes Wachstum in der Erkenntnis, also ein Wachstum des Wortes Gottes auf Erden, für möglich und notwendig. Vgl. Col. 1, 9 ff.; 1. Kor. 14, 12; Phil. 1, 9 ff.; Eph. 3, 18 ff., 1, 17 ff., 2, 5 ff. und dgl.

3) Aber schon in der Apostelzeit macht sich ein allmähliches Nachlassen im Wachstum des Wortes bemerkbar, und der Anerkennung dessen verdanken Evangelien und Apostelgeschichte ihre Entstehung.

II.

Wir müssen nach dem eben Ausgeführten folgendes Grundgesetz für die Kirche Jesu Christi anerkennen: Das Gedeihen und Wachstum des Reiches Gottes auf Erden hängt ab von dem Vorhandensein und Zunehmen des Wortes Gottes auf Erden. Mithin werden wir die Entwickelung des Reiches Gottes erkennen können an der Stellung, welche jeweilig die Kirche dem Worte Gottes gegenüber eingenommen hat. Je mehr das Wort im Mittelpunkt steht, desto normaler ist der Stand der Kirche, je mehr es verdeckt wird, desto rückschrittlicher ihre Entwickelung, je mehr das Wort wächst, desto mehr muß die Kirche wachsen. Das sind drei unerbittlich richtige kirchengeschichtliche Gesichtspunkte.

Zunächst lehrt ein ganz oberflächlicher Blick, daß der Begriff „Wort Gottes“ innerhalb der Kirche unvermerkt ein anderer geworden ist. Die Kirche sagt: „Wort Gottes oder die heilige Schrift“, sie setzt beide Begriffe gleich. Die apostolische Kirche hätte etwa gesagt, die heilige Schrift und das Wort Gottes. Ihr war das Wort Gottes wesentlich mündliches, persönlich gegründetes, stets wachsendes Offenbaren des lebendigen Gottes in Jesu Christo, dem fleischgewordenen Worte Gottes.

An diese apostolische Erkenntnis finden wir in der Kirche nur noch Erinnerungen, und auch diese an einem Orte, wo man sie nicht vermuten sollte. Wenn

wir sahen, daß die apostolische Kirche sich nährte von der Apostellehre, so bemerken wir in der Fortsetzung, in der katholischen Kirche bis in die Gegenwart, daß sie ebenso geschart ist um die Papstlehre. Mit dem Papste steht und fällt die römische Kirche, wie am deutlichsten die Reformationsgeschichte zeigt. Die Papstherrschaft ist aber weiter nichts als eine Art Torso der Apostelleitung. Die römische Kirche beruft sich bekanntlich auf den Auftrag, den Petrus von dem HErrn erhielt, des Himmelreichs Schlüssel zu verwalten (Matth. 16, 19). Es ist nun begreiflich, daß man lutherischerseits gegen diese römische Auslegung der bekannten Schriftstelle stets geeifert hat und erklärt, nicht der Person Petri, sondern dem Felsenglauben des Petrus eigne solche Vollmacht. Allein eine unbefangene Betrachtung der Stelle legt es sehr nahe, daß doch der Person Petri die hervorragende Führerstellung unter den Jüngern damit zuerkannt wurde, und wer das exegetisch nicht anerkennen will, dem beweist es die Geschichte der Kirche deutlich. Petrus war es, der am Pfingstfeste für Tausende das Himmelreich aufschloß, Petrus war der Handelnde und Vertreter im Auftreten vor dem hohen Rate (Apostelgesch. 3 f.), Petrus mußte den Heiden zuerst die Thüre zur Kirche aufthun (ebenda 1 c. 10), Petrus war auch der Handelnde den Samaritern gegenüber (ebenda 8, 14 ff.). Er war gleichsam der sichtbare Vertreter Jesu Christi, dem sich Alles unterordnete, durch welchen das Wort in erster Linie wuchs. Er war es aber nicht ausschließlich und

auf Lebenszeit, und darin irrt Rom und der ganze Papstbeweis fällt zusammen. Der HErr fand sehr bald für gut, den Paulus zum eigentlichen Förderer seiner Sache zu gestalten, noch später mag wohl Johannes die Führung überkommen haben. Aber immerhin ist bedeutsam, daß wirklich ein solcher Sachwalter Jesu Christi auf Erden vom HErrn für notwendig befunden und durch Wort und That bestätigt ward.

Das Bedürfnis danach ist auch für unser Denken ein dringendes, ein Oberhaupt zu haben, dessen Aufgabe nicht bloß wäre, das Schifflein der Kirche zwischen Polizei und ministeriellen Gewalten hindurchzulavieren, oder Ordenssterne und Kreuze, Verweise und Maßregelungen zu vermitteln, sondern unter besonderer Gottesleitung den heute geltenden Gotteswillen in Christo Jesu je und je zu offenbaren, wodurch die Kirche in allen schwankenden Verhältnissen feste und gewisse Tritte thun könnte. Diese Erkenntnis hat Rom veranlaßt, für die Idee des Papsttums einzutreten, als des Oberhauptes, durch welches ihr jederzeit neues Wort zufließen könnte. Lassen wir uns einmal nicht irre machen durch die gräuliche Apostelkarikatur dieses Petrus-Papstes, versuchen wir vielmehr, aus ihm die ursprünglichen Züge zu erkennen.

Ungemein charakteristisch und konsequent ist, daß das schriftliche Wort Gottes in der Papstkirche keine oder doch eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Es ist eben ein mündliches da, das die rechte Auslegung giebt und durch das nötigenfalls auch wirklich neues Wort werden

kann. Wie noch nie ein Mensch dem 16. Psalm oder der bekannten Joelstelle die Pfingstauslegung des Petrus gegeben hatte oder nur geben konnte, so würde — konnte man erwarten — auch durch den Papst unter jeweilig wechselnden Verhältnissen das schriftliche Wort Gottes durch neues mündliches in stets neuer Weise Geltung bekommen. Das ist das apostolische Wahrheitsmoment des Papsttums, und dieses Wahrheitsmoment hat es am Leben erhalten. Ohne das wäre es längst zerfallen und verwest.

Natürlich müßte ein solcher Papst göttlich autorisiert sein und eine solche innere Wahrheitsmacht des Geistes Gottes darstellen, daß für jedermann der Gehorsam Bedürfnis würde. Aber je mehr das Papstwesen verweltlicht, und der Papst folglich unfähig wird, Offenbarungsträger zu sein, um so übler wird die Kirche daran sein, besonders wenn sie dann noch dazu über allem Papstwesen auch das schriftliche Apostelwort verloren hätte. Die ganze grauenhafte Nacht der mittelalterlichen Papstkirche bestätigt leider die traurige Richtigkeit dieses Satzes, und wir danken noch heute Gott, daß es ihm gefallen hat, durch Luther das alte Apostelwort wieder ausgraben zu lassen und das Licht des Evangeliums auf den Leuchter zu stellen. In diesem Lichte konnte die Welt erkennen, was für Zerrbilder die Finsternis aus göttlichen Ordnungen zu schaffen vermag. Der Papst verhält sich zu Petrus etwa wie die Götzenbilder zu Gott, und wir begreifen das Aufjauchzen der Christenheit, als sie wenigstens die schrift-

lichen apostolischen Hinterlassenschaften wiederbekam. Wie gewaltig hat doch dieses teure Gotteswort auf unser Volk, ja auf alle Welt gewirkt! Alle modernen Fortschritte auf allen Gebieten sind auf diesem Boden des Wortes erwachsen, denn von Luther aus datiert eine neue Weltepoche, eine rechte Illustration zu Pauli Worte: „In Christo liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis".

Damit hatte die Reformationskirche wieder einen festen göttlichen Boden erreicht, daß sie sich auf das Wort Gottes stellte. Aber natürlich war sie damit nicht vollendet, so wenig ein Bau vollendet ist, wenn das Fundament gelegt ist. Im Gegenteil stand sie der apostolischen Kirche insofern nach, als sie mit der Bibel bloß das schriftliche Wort wieder erlangt hatte. Wir sahen aber, daß die Apostellehre dieses weit überragte. Dieses aus dem Schweißtuch der Kirche hervorgeholte Pfund legte nunmehr die Wucherpflicht dringend auf. Und zwar waren es zwei Aufgaben: 1) Die Kirche mußte auf den vollen apostolischen Erkenntnisstand wachsen; 2) Die Kirche mußte über den apostolischen Stand hinauswachsen, da die erste Kirche wohl als Anfang, nimmermehr aber als Vollendung des Reiches Gottes gelten darf.

Betrachten wir unter dem Gesichtspunkte dieser Wahrheit die Reformationskirche und ihre Entwickelung, so können wir im allgemeinen drei Beziehungen unterscheiden, welche sich die Kirche zum Worte Gottes gab.

Das Wort kam in Betracht 1) für die Kirchenlehre, die Dogmatik; 2) für die Kritik, d. h. die Bibelforschung; 3) für die Predigt, die Volksauslegung.

Wie verhalten sich nun diese drei Äußerungen zum Wachstume des Wortes?

Würde Luthers Geschichte analog der Apostelgeschichte verlaufen sein, so hätte eigentlich das Volk bleiben müssen unter dem Einflusse der Schrift und der Lehre Luthers, wie es auch in einem alten Verschen tiefsinnig angedeutet ist. Luthers Lehre müßte dann neue offenbarungsmäßige Aufklärung sein in allerlei kirchlichen, irdischen und persönlichen Angelegenheiten, die allerdings im Einklange mit der Bibel stände, ohne daß es nötig wäre, alles ausdrücklich haarscharf biblisch zu beweisen. Und so stand auch thatsächlich der große Reformator da, als unendlich freie Persönlichkeit, voll neuer Lebensanstöße auf allen Gebieten des Lebens, und alles, was er that, floß unwillkürlich, nicht gerade buchstäblich aus der Bibel, aber aus dem Worte Gottes. Man denke nur an seine gewaltige Bibelübersetzung, die ja nicht eine wörtliche ist, aber in ihrer Gestalt, auch in ihren offenbaren sprachlichen Fehlern als Wort Gottes gelten darf.

Natürlich durfte die Kirche dabei nicht stehen bleiben, wie es ja Stillstand im Reiche Gottes nicht geben darf. Es ist nun nicht unrichtig, daß sich die Kirche in das neuerstandene Schriftwort vertiefte und sich über seinen Wahrheitsgehalt Rechenschaft zu geben suchte. So entstanden allmählich die loci dogmatici (biblische Beweis-

stellen), und aus diesen wuchsen die Systeme. Es ist eine gewaltige Geistesarbeit, mit eisernem Fleiße ausgeführt, die in der lutherischen Dogmatik zur Geltung kommt. Wohl keine Kirche hat ein so festgefügtes und gegründetes Lehrgebäude; und wenn die neuere Zeit oft mit Geringschätzung auf diese alten Dogmatiker und ihre Resultate herabsieht, so geschieht das gewiß viel aus Unkenntnis. Für unsere heutigen Theologen ist es oft zu schwer, das nur durchzustudieren, was jene Männer produziert haben. Das Verdienst gebührt auch unstreitig den alten Dogmatikern, daß sie durch ihr festgefügtes Lehrgerüst die Kirche vor vielfachen Verirrungen und verschwommenem Sektenwesen bewahrt und auch im sentimentalsten Pietismus immer wieder einen soliden Rückhalt geschaffen haben. Darum Ehre solch treuer und gewissenhafter Arbeit! Es würde gewiß auch der neueren Zeit mit ihren wesentlich neuen Aufgaben nichts schaden, diese alten Schätze wieder zu heben und sie zu erwerben, um sie zu besitzen.

Natürlich darf nicht vergessen werden, daß die Dogmatik mit ihren sorgfältigen Schriftstudien uns nur des Fundamentes vergewissern konnte und durfte. Auf dem Bibelboden sollte die Apostellehre in ihrem vollen Umfange wieder errungen werden, damit sich an sie immer neue himmlische Wahrheit ansetzen konnte. Würde jemand etwa die Dogmatik zum Selbstzweck machen wollen, etwa das evangelisch-lutherische Christentum in einem möglichst vollendeten Lehrsystem sehen wollen, so würde er in der Hauptsache nicht orientiert

sein. Wachstum des Wortes ist die göttlich vorgeschriebene Aufgabe der Reformation, Dogmatik ist bloß Vertiefung. Sie soll aber dazu dienen, gesundes Wachstum zu ermöglichen. Man muß doch einsehen, daß auch das beste System eine gewisse Grenze nicht überschreiten kann. Es gleicht einem Krystall, der dann vollendet ist, wenn er alle seine gesetzmäßigen Flächen, Linien und Winkel erreicht hat. Ein Weiter giebt es nicht, darf es nicht geben, wenn nicht alles verdorben werden soll.

Man kann sich nun in der Entwickelung der Dogmatik eines bedenklichen Gefühles nicht erwehren. Schon die furchtbaren Lehrstreitigkeiten um kleinliche Lehrfragen, geführt von dem ganzen Fanatismus der Theologen, machen ein Wachstum des Wortes zur grundsätzlichen Unmöglichkeit; denn das Wort wächst ja nicht durch logische Konsequenzmacherei, sondern durch Offenbarung. Offenbarung ist aber nur möglich, wenn Gott vermöge der sittlichen Beschaffenheit der Persönlichkeit einwirken kann. Das ist aber unmöglich, wo geistliche Klopffechterei aufkommen kann (1. Kor. 3, 3). Die Kirche ist vor Verirrungen in dieser Richtung nicht immer bewahrt geblieben. Man wird sagen müssen, daß gerade das haarscharfe Dogmatisieren die rationalistische Verödung der Kirche weit mehr vorbereitet hat, als die Gefühlswucherungen des Pietismus. Und der Pietismus in seinen kraftvollen Anfängen stellt geradezu den Notschrei des unterdrückten Lebens dar und wird bei aller Unklarheit durch die elementare

Lebenssehnsucht nach Persönlichem, göttlich Gewordenem immer die Herzen ansprechen. Schade, daß gerade der Pietismus aus menschlich fleischlichem Gegensatze gegen die Orthodoxie so wenig das Gute der Dogmatik zu werten wußte und wirkliche geistliche Fortschritte nicht machte.

Wenn wir ein Beispiel aus einem anderen Gebiete gebrauchen dürfen, so gleicht die Dogmatik etwa der klaren, abstrakten und grundlegenden Mathematik. Die Mathematik ist aber keineswegs stehen geblieben in ihrer abstrakten Theorieweisheit, sondern wußte sich zum Hülfsmittel für eine ganz ungeahnte Entwickelung des menschlichen Geistes zu machen. Sie wurde Dienerin der gewaltigen naturwissenschaftlichen Fortschritte, sie ermöglichte die beispiellosen Erfolge unserer Technik und eroberte sich alle Gebiete der Industrie. Mathematische Vorbildung ist die Bedingung unseres heutigen Weltlebens geworden. Und das hätte die Dogmatik werden können und sollen auf geistlichem Gebiete. Man würde uns dann nicht den Vorwurf machen, daß überall die Menschheit Fortschritte mache, und einzig und allein die Kirche im Stillstand erstarrt sei, und es wäre nicht soweit gekommen, daß die Vermittelung neuen Gotteslebens, ewigen Lebens, auf dieser Erde durch die Kirche kaum mehr von irgend jemand erwartet wird, oft nicht einmal von ihren eigenen Vertretern. Die Kinder dieser Welt sind eben klüger in ihrem Gebiete als die Kinder des Lichtes!

Also das dogmatisch Fixierte ist nicht eigentlich

Luthers Lehre. Luthers Lehre floß aus seiner freien Persönlichkeit und Gottesgemeinschaft, wie aus einem frischen Born, mit immer neuen Impulsen. Auch Luther hatte weit mehr Erkenntnis, als seine Bibelübersetzung oder seine gelegentlichen Äußerungen und Schriften bekunden, und Luthers Lehre stellt sein Wachstum im Erkennen dar, das nimmermehr mit ihm oder irgend jemandem, am wenigsten mit einem Lehrsystem als abgeschlossen gelten durfte.

Die Entwickelung ist leider eine andere geworden. Statt befreit zu werden durch die wachstümliche Lehre, wurden viele Geister gerade durch das Luthertum geknechtet, und noch mehrere wandten sich ganz ab. Dazu erschien der Dogmatik ein gefährlicher Gegner, die biblische Kritik, ein Gegner, der ja in der Neuzeit noch alle Geister in Spannung hält, und dem sich unverkennbar gerade die fähigsten Köpfe der Theologenwelt zugewandt haben. Auch die Kritik, die freie Bibelforschung, hat ihr unverkürztes Recht bekommen, gerade durch die Reformation und in der Reformationskirche. Wenn wirklich nur auf dem Worte der Schrift sich die Erkenntnis der Kirche aufbaut, wie das reformatorischer Grundsatz ist, mußte man der Kritik sehr dankbar sein, daß sie es unternahm, uns solches möglichst rein und möglichst zuverlässig zu geben.

Der kritischen Forschung mit ihrem großartigen Fleiße verdanken wir vor allem einen sehr soliden Bibeltext, ferner Erkenntnisse über Ursprung und Abfassungszeit der biblischen Bücher, Erforschung der

sprachlichen Schwierigkeiten u. s. w., von denen ein früheres Geschlecht sich nichts träumen ließ. Ja, es scheint gerade derselbe Fleiß der alten Dogmatiker in den späteren Geschlechtern weitergelebt und nur eine andere Richtung und Gestalt angenommen zu haben, zwar auch eine biblische, aber der dogmatischen, wenn nicht entgegengesetzte, so doch jedenfalls sehr gefährliche. Zwar für viele kritische Resultate kann man dogmatischerseits sehr dankbar sein. Dagegen konnte es nicht fehlen, daß die Richtung in ihrem weiteren Fortschreiten dazu kam, die Autorität sehr wichtiger Beweisstellen zu untergraben, ja gelegentlich ganze biblische Bücher in Bezug auf Echtheit in Frage zu stellen. Es ist ja bekannt, daß augenblicklich das ganze alte Testament unter dem kritischen Seciermesser liegt, ja wir müssen uns gefaßt machen, daß wir im Laufe der Zeit von Grund aus andere Anschauungen über manche biblische Fragen bekommen werden; und wenn wir uns dagegen sträuben, so werden unsere Kinder sich nicht sträuben. Zwar werden auch viele kritische Resultate wie Spreu verwehen, es wird sich auch wieder fester, solider auch alttestamentlicher Boden finden, aber in Zeiten, wo alles im Flusse ist, kann es nicht fehlen, daß die Gewissensnot des Einzelnen unter dem Widerstreite von Dogmatik und Kritik oft eine kaum erträgliche ist. Denn für dogmatisches Erkennen ist die Unversehrtheit der heiligen Schrift geradezu Lebensfrage. Wenn die Schrift nicht feststeht, hat die schriftgläubige Dogmatik ihren Boden verloren.

Darum begreifen wir es gut, warum neuerdings der Kampf zwischen der neuen kritischen und der alten dogmatischen Richtung so erbittert geführt wird, und mit einem Eifer, der dem alten berüchtigten von Melanchthons Gegnern wenig nachgiebt. Es handelt sich dabei um Sein oder Nichtsein vieler Glaubensüberzeugungen, und der Graben, der beide Richtungen trennt, ist sehr tief, ist beinahe ein Abgrund zu nennen. Es ist eben ein Ausgleich nicht mehr möglich. Und doch glauben wir, daß der Kampf nicht endigen wird mit dem Siege oder der Niederlage der einen oder anderen Partei. Sie kämpfen ja augenblicklich nicht mehr blos um Prinzipien, sondern um Universitätslehrstühle, vielleicht werden sie auch noch um Kanzeln kämpfen. Fürwahr, ein tief demütigendes, trauriges Schauspiel! Sollte wenigstens diese Schmach nicht manches Auge öffnen?

Nun jedenfalls will die Kritik auch ehrlich der Wahrheit dienen, und die Wahrheit fürchten wir nicht. Sie behält ohnehin den Sieg, und wir freuen uns dessen. Auch die Kritik fürchten wir nicht; sie wird uns im Gegenteil nützen.

Bekannt sind die kritischen Arbeiten in Bezug auf Paulus und Johannes. Es bestehen zwischen beiden wohl recht gewaltige Verschiedenheiten. Nun, Verschiedenheiten müssen sein. Das Wort Gottes durchdringt das Individuum und wird aus jedem eine andere Strahlenbrechung desselben Lichtes leuchten lassen. Gelb und Violett sind sehr verschiedene Farben und kommen doch aus einem weißen Sonnenlichte. Die

Kritik hat aber wissenschaftlich festzustellen gesucht, daß zwischen der Theologie Pauli und Johannis wesentliche Unterschiede und direkte Widersprüche unvereinbarer Art bestehen. Zwar halten wir es von vornherein für ein vergebliches Unterfangen, etwa eine Theologie des Petrus, Paulus und Johannes festzustellen. Dazu sind ihre schriftlichen Überbleibsel viel zu gering; und wenn sie tausendfach größer wären — sie hatten gar keine Theologie, denn Theologie ist System, jener Erkennen ist Wachstum.

Aber direkte Widersprüche einmal zugegeben, so fragt der Kritiker: Ja, wem soll man nun glauben, wenn beispielsweise Johannes Jesum „Gott“ nennt, und Paulus das zu vermeiden scheint? Überflüssige Frage. Widersprüche in der heiligen Schrift können weder dem Worte, noch dem Reiche Gottes schaden. Widersprüche finden sich in der Entwickelung jedes einzelnen Menschen, warum nicht in der Entwickelung der Kirche, besonders in so ereignisvollen Zeiten wie jenen? Es hat wirklich an Widersprüchen nicht gefehlt. Man denke nur an Gal. 2, 11 ff. und Apostelgesch. 15, 39. Ein Widerspruch liegt auch in Gal. 2, 7. 8, wo Paulus genannt wird der Apostel an die Vorhaut, Petrus an die Beschneidung. Das stimmt keineswegs mit Apostelgeschichte 10. Vgl. Col. 3,11. Gal. 6, 15.

Es brauchen eben weder Kirchenkonzilien noch Apostel völlig unfehlbar zu sein. Das war erst den Päpsten aufbehalten. Aber anstatt an solchen Dingen herumzuspüren, sollte man lieber auf die großartige Lösung

der Widersprüche, bedingt durch die stets wachstümliche Entwickelung des Wortes, hinweisen, wie sie z. B. Apostelgesch. 15 vorliegt. Damals konnte es zu einer solchen Kirchenspaltung kommen, gegen die alle andern Kleinigkeiten sind, und welche — so dürfen wir wohl kühnlich sagen — kein anderes Kirchengeschlecht überwunden hätte, außer den Aposteln. Und was befähigte sie dazu? Einzig das Wachstum des Wortes. Alle Prediger des Evangeliums widersprechen sich tausendfach, auch die allerlutherischsten Theologen sind unter einander voller Widersprüche. Aber wehe dem, der da fragen wollte: Wem soll man nun glauben? Die Antwort würde lauten: Ihr sollt überhaupt keinem glauben, sondern ihr sollt wachsen und zunehmen in allerlei Erkenntnis, deren Quelle allein Christus ist und der heilige Geist, welchen Gott gegeben hat denen, die ihn lieben. Der heilige Zorn über das Aufspüren von Widersprüchen hat ja bekanntlich den ersten Korintherbrief hervorgerufen mit der eindringlichen Mahnung: Strebet nach den besten Gaben, wachset in der Erkenntnis Christi, nehmet zu allerwege. Vgl. die eindringliche Apostelmahnung Col. 3, 16: „Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen", nicht nur als festes, abgeschlossenes, bibelmäßiges, an dem ihr mit eurem Witz und Verstand herumdeuten könnt, sondern als stets neues, offenbarungsmäßiges, wachstümliches.

Die Kritik ist eine Übergangsperiode, die überwunden wird. Jede solche gegensätzliche Periode der Weltgeschichte bezieht aber ihr Leben gerade aus dem,

was sie bekämpft. Wir stehen in der Kritik in einer naturgemäßen Reaktion gegen einen Dogmatismus, der in sich zu erstarren drohte. Sobald Gottes Wort weiter nichts sein soll als die Schrift, wie vielfach geglaubt wird und worauf gerade viele Dogmatiker Wert legen, sobald muß etwas eintreten, was diese Unwahrheit bloßstellt; und das thut, ohne es vielleicht selbst in seinem ganzen Umfange zu wissen, gerade unsere moderne Kritik, vor deren gewaltigem Fleiße wir auch staunend stille stehen. Sie öffnet uns die Augen darüber, daß wir wachsen müssen, und ist in Gottes Händen dazu Werkzeug. Wir hatten vergessen, daß das Wort wachsen müsse nach oben und von oben befruchtet. Wir waren in Gefahr zu krystallisieren und siehe, da kommt in der Kritik ein Gericht der Wahrheit über vieles faule Fleisch. Die Kritik selbst wird nicht siegen. Sie ist ein Zersetzungsprozeß und wird nichts Positives leisten und darbieten; aber wir werden einen Boden finden, auf dem wir unbeschadet aller Kritik feststehen. Eigentümlich werden wir an das Wort des Herrn erinnert: „Sammelt euch Schätze im Himmel“. Auch die Bibel ist ein Schatz auf Erden, wo sie nachgraben und stehlen, aber im Himmel muß unsere Weisheit und unser Erkennen ruhen, von dorther muß beides wachsen. Wir müssen Menschen werden, und können es auch werden, die ganz neue Offenbarungen bekommen, die uns auch das alte Schriftwort, sei es nun kritisch gesichtet oder nicht, wieder in neuer Weise wert machen. Anfänge dazu

hat die Reformation gegeben. Sie müssen von uns ins Auge gefaßt und benutzt werden.

Dabei ist aussichtsreich, daß die Kirche stets eine dritte Beziehung zum Wort als charakteristische festgehalten hat, die Predigt. Die Predigt ist das persönlich vermittelte Wort der Lehre an die Gemeinde. Sie ist die älteste und natürlichste Äußerung des Wortes. Gepredigt vom Namen des HErrn wurde zuerst zu Enos Zeiten, gepredigt hat Abraham, der Vater der Gläubigen, gepredigt haben alle Propheten, gepredigt hat unser Herr, eine Predigt legte den Grund zur christlichen Kirche, und die Predigt hat sie stetsfort zu erbauen auf dem einigen Grunde, der gelegt ist.

Die Predigt ist die natürlichste Lebensäußerung der Kirche, und das Wort der Predigt war es, das in der Reformation aus dem langen Kirchenschlafe erweckt wurde. Wo immer nur ein Wachstum des Wortes sein wird, in der Predigt muß es sich zuerst geltend machen. Die Kirche kann bestehen ohne jeglichen Schmuck und Ceremonie, aber nicht ohne Predigt. Als die mittelalterliche Papstkirche die Bibel verschlossen hatte, verstummte mit wenig Ausnahmen auch die Predigt, und mit der Bibel der Reformationszeit lebte sie neu auf, zu einer großen Geschichte.

Auch die Predigt gründet sich auf die heilige Schrift, Dogmatik und Kritik sind ihr wertvolle Gehülfen in ihrer Arbeit, aber sie sind nur ihre Gehülfen. Eine Rede, die lediglich auf Schriftauslegung oder Dogmatik oder Kritik ruht, ist keine Predigt. Die

Schrift und ihre Erklärung ist nur Eine Quelle, aus welcher sie fließt. Um ein Wort zur Predigt zu gestalten, bedarf es einer zweiten Quelle, der Fühlung des Redners mit der Gemeinde.

Eine Predigt entsteht außer durch die heilige Schrift durch die Beziehungen zur Gemeinde. Das ist ein Neues gegenüber Dogmatik und Kritik. Wir möchten das nennen den geistigen Rapport mit den Hörern. So sehr das gründlichste Schriftstudium unerläßliche Vorbedingung für die Predigt ist, so würde es doch nichts helfen, wenn zwischen dem Redenden und den Hörern dieser Rapport nicht hergestellt ist. Auch die am saubersten ausgearbeitete Predigt muß ein Streich in die Luft sein, wenn diese Beziehung fehlt, die nur durch mündlich persönliches Wirken hergestellt werden kann.

Wie das zu geschehen hat, das wird sich nach den Eigentümlichkeiten des Redners, der Gemeinde und der Verhältnisse verschieden gestalten, aber geschehen muß es.

Auf eine rein äußerliche Art dieser Herstellung des geistigen Rapports macht Augustinus aufmerksam. Er sagt, der Prediger müsse die Zuhörer lenken mit den Augen, wie mit Zügeln. Wer es kann, müßte in den ersten Minuten des Redens über den Charakter, die Stimmung und Bedürfnisse seiner Hörer aufgeklärt sein und sie dann mit der Gewalt seiner Persönlichkeit in die Hand nehmen, um sie in die Tiefen des Wortes Gottes hineinzuführen. Aber nicht jeder kann das. Dazu fehlt vielen die rein physische Veranlagung. Darum giebt es viele andere Mittel, dasselbe zu er-

reichen. Mit etwas Übung wird man leicht die innere Stimmung der Hörer herausfühlen. Ein Seelsorger z. B. steht stets in Rapport mit seiner Gemeinde. Er steht unter ihr, erfüllt von ihren gemeinsamen Freuden und Leiden, bekannt mit ihren Sünden und Gebrechen, und mit alle diesem führt er seine Hörer hinein in das Wort Gottes.

Bei außergewöhnlichen Gelegenheiten ist der Rapport schon durch die Verhältnisse hergestellt. Dahin gehören Festpredigten, Grabreden, Taufreden und überhaupt alle Kasualien. Das, was Alle erfüllt, muß von der Predigt gefaßt und recht gestellt werden. Eine vielfach angewandte Methode namhafter städtischer Prediger, die, wenn auch nur vorsichtig zu empfehlen, jedenfalls von dem geeigneten Manne mit Vorteil benutzt wird, ist die Anknüpfung an die jeweilige politische Lage, an die Zeitungslektüre. Dasselbe sucht der Landprediger zu erreichen, wenn er gemeinsam empfundene Verhältnisse der Witterung und des Wachstums berührt. Alles das und vieles andere dient dem Prediger, innere Beziehungen zu vermitteln, ohne die eine Predigt nicht bestehen kann.

Es faßt also der Prediger alle Nöte, Sünden, Wünsche der Gemeinde zusammen, um mit denselben vor Gott zu treten. Der Geist des Predigers wird der Ort, an welchem sich die Gemeinde nach Heil und Gnade sehnt. Er erfaßt ihr vorhandenes Denken und Empfinden, wie es auch gestaltet sein mag, trotzig, spöttisch, sündig, weltlich, gleichgiltig, und nötigt sie,

ihm im Geiste nachzugehen, und da stellt er sie als unter Gottes Augen und Gottes Wort.

Dieser Rapport ist eben das Mittel zu dem großen Zwecke der Predigt, ein Gotteswort in die Menge fallen zu lassen, beziehentlich das gehörte Textwort in solche Anwendung zu bringen, daß es Frucht schaffen kann. Das Bibelwort ist an sich wie das Weizenkorn, inwendig schlummert verborgenes Leben, aber die Predigt bringt es sämannsweise auf den geeigneten Boden, wo es seine Kraft entfalten und wachsen kann. Das Wachstum wird ebenso durch die Beschaffenheit des Samens als die Art des Bodens bedingt. Nach letzterem richtet sich die Bearbeitung.

Daher wird dieselbe Perikopenreihe ganz anders ausgeführt werden müssen vor einer satten oder hungrigen Gemeinde, vor vorwiegend bußfertigen Hörern oder Sündendienern, vor weltlich gebildeten oder ungebildeten Hörern, wie es ein großer Unterschied sein wird, ob jemand eine eigene persönliche Predigt hält, oder eine vielleicht sehr gute gedruckte Predigt vorliest. Letztere wird im allgemeinen weniger Frucht schaffen.

Wehe dem Prediger, der sich an solche Predigtgesetze nicht kehren wollte, der nur etwa aus sich und seinen Bedürfnissen heraus ohne Rücksicht auf die Gemeinde, sprechen wollte. Absolute Gleichgültigkeit und Langeweile würde er gewiß hervorrufen, wenn nicht schlimmeres. Mit Beachtung dieser Umstände aber ist schon ein gewisses Wachstum des Wortes ermöglicht, oder wenigstens eine Verbreiterung desselben. Das

Wort der Schrift, durch welches der Geist Gottes zu anderen Zeiten, Leuten und Verhältnissen redet, dehnt sich auf ein gegenwärtiges Geschlecht und seine völlig anderen Beziehungen aus, um auch da die gleiche Wirkung hervorzubringen, vermittelt durch das persönliche Zeugnis eines für Gottes Angelegenheiten verständigen Geistes.

Aber freilich ist damit das wirkliche Wachstum noch nicht erreicht. Es handelt sich ja durchaus nicht darum, eine vorhandene Gemeinde oder auch ein jeweilig lebendes Geschlecht auf einem irgendwie überkommenen geistlichen Stande zu erhalten, sondern es handelt sich in jedem Geschlecht um ein Vorwärts in der Ausdehnung der Herrschaft Jesu Christi auf Erden. Es handelt sich um positive Fortschritte im Geistlichen, wie sie vor unseren Augen weltliche Wissenschaft und Zivilisation auf ihrem Gebiete so sichtlich machen.

Schöpfen wir nur aus der erstgenannten Quelle, der Bibel, so giebt es offenbaren Rückschritt, da ja die Schrift nur der kleinere Wahrheitsbesitz der Kirche ist; schöpfen wir aus der ersten und zweiten, der Bibel und der vorhandenen Gemeinde, so giebt es Stillstand, ein Konservieren des Vorhandenen. Wer die Gebote Gottes auslegt und die Leute also lehrt, wird ja im Himmelreich der Kleinste heißen.

Um vorwärts zu kommen, bedürfen wir einer dritten Quelle, aus welcher alle geschöpft haben, die jemals ein Vorwärts bedingten. Wie wir schon betonten, kam das eigentliche Vorwärts in der Reformationszeit

durch Luthers Lehre, sein persönlich freies Wort. Das Lebengebende desselben aber beruhte auf einer, sagen wir, Intuition, einem Empfangen, das unmittelbar aus seiner Gottesgemeinschaft floß. Wir können das auch eine Offenbarungsfähigkeit und Offenbarungswirklichkeit nennen. Dasselbe zeigt die Pfingstrede, um absichtlich bei einem Beispiele stehen zu bleiben. Petrus schöpft aus einer persönlichen Anschauung und Erkenntnis Jesu in seiner doppelten Eigenschaft als Herr und Christ.

Diese dritte Quelle ist also das direkte Empfangen von Gott her. Es giebt die Antwort, die Gott auf das im Prediger entgegengebrachte Sehnen der Gemeinde giebt. Und dadurch vollzieht sich das eigentliche Wachstum des Wortes. Das Handeln des Predigers fließt zusammen mit dem Handeln des λογος του θεου [Wortes Gottes], und dieses kann dann bestimmend und ausschlaggebend zur Geltung kommen und vorwärts führen. Es ist etwa im Kleinen der Vorgang, den uns Lucas mit schlichten Worten schildert: Es fiel eine große Furcht auf die ganze Gemeinde, und die Apostel gaben mit großer Kraft Zeugnis von der Auferstehung Jesu Christi. Die Furcht kam infolge der empfundenen Gottesnähe, und diese befruchtete und gestaltete das Wort der Apostel zu kräftigem Wachstum.

So wird die Predigt zum Zeugnis. Zeuge kann ja nur der sein, der hört, sieht oder jedenfalls erlebt. Wir können Göttliches, Heilsmäßiges nur bezeugen, wenn wirs im Geiste reichlich haben und reicher, als wirs für unsern persönlichen Gebrauch bedürfen.

Der Prediger, in dessen Geiste die ganze Gemeinde vor Gott gestellt ist, muß für die Gesamtheit ihrer Nöte den Reichtum der Befriedigung besitzen oder erhalten und austeilen können. Das kann er aber nur, wenn er offenbarungsgemäß redet. Offenbarung ist nun nicht irgend ein mechanischer, gewaltsamer Vorgang mit Engelserscheinungen, Gesichten und Verzückungen. Das wars ja auch bei den Aposteln nur in Ausnahmefällen. Es ist vielmehr ein selbständiges Denken, das aber von Gott erfüllt und nach Bedarf auch göttlich gemehrt wird, jedenfalls ein ehrfürchtiges, geheiligtes Denken. Das heißt Anhalten am Amte des Wortes menschlich, und Wachsen des Wortes göttlich. Das allein hat auch zur Folge, daß die Zahl der Jünger wächst.

Dieses ist unser eigentliches köstlichstes Erbe der Reformationszeit. Der Siegeslauf der neuen Lehre in ganz Deutschland und weit über seine Grenzen läßt sich anders nicht begreifen, als durch solche Predigt und Zeugnis des Evangeliums. Das ist aber auch stetig unsere Aufgabe, der sich kein Kirchengeschlecht entziehen darf.

Wir kommen damit zum Schluß und möchten das Gesagte zusammenfassen in den Satz: Das Wachstum des Wortes ist für alle Zeiten ein dringendes Bedürfnis und muß stattfinden, wenn anders das Reich Gottes auf Erden sich vollenden soll. Demnach möge unsere Auseinandersetzung ausklingen in zwei Gewissensfragen:

1) Wächst dein Wort heute, evangelische Kirche, seit du es lehrst?

2) Wächst dein Wort heute, evangelischer Prediger, seit du es lehrst?

Es giebt fraglos Kirchenrichtungen, bei denen das altüberkommene Wort schon lange nicht mehr wächst. Es giebt auch evangelische Prediger, die noch heute von Jahr zu Jahr vortragen, was sie irgendwann und wo kollegienheftmäßig zusammengerafft haben. Das mag alles ganz korrekt und ganz künstlerisch, sogar ein Weilchen für die Gemeinden interessant sein, und ist doch nichts wert, oder kann höchstens von Gott verwandt werden im Sinne der Rede des Kaiphas, der ja weissagte, weil er desselben Jahres Hoherpriester war und etwas ganz anderes mitteilte, als er sagen wollte; Joh. 11, 51.

Freilich müssen wir uns auf zwei schwerwiegende Einwürfe gefaßt machen. Erstlich werden viele sagen und mit Recht: Wenn man vom Wachstum des Wortes redet, so verlangt man etwas, was nicht allein von Menschen, sondern von Gott abhängig ist, und erhebt somit Vorwürfe für Menschen in Dingen, die sie sich nicht nehmen können, sie werden ihnen denn gegeben.

Darauf antworten wir: 1) Daß von seiten Gottes ein Offenbarungsbedürfnis da ist, lehrt die tausendjährige Geschichte der Heilsentwickelung auf Erden, welche offenbarungsgemäß zu einer allendlichen Vollendung drängt. 2) Menschen können ja nichts nehmen und erstudieren, was Gott nicht offenbaren will; aber Menschen können sich so halten, daß sie offenbarungsfähig sind oder nicht. Dazu nur wenige Schriftstellen

zum Nachdenken und Vergleichen. „Ihr könnet nicht Gott samt dem Mammon dienen“ Luc. 16, 13; „ich ermahne euch: enthaltet euch von fleischlichen Lüsten, die wider die Seele streiten“ 1. Petr. 2, 11; vgl. Eph. 4, 17 f.; 1. Kor. 3, 2 f.; es handelt sich um ein Stehen in der Zucht der Gebote Gottes — wer es thut und lehret die Leute also, der wird groß heißen im Himmelreich! — um ein Aufschauen auf den lebendigen Gott im Sinne von Ps. 123, 2. Dann wird es je und je an Offenbarungen nicht fehlen, wenn sie auch zu Zeiten ärmlich, zu Zeiten überreich ausfallen mögen, je nach den Plänen, die man im Himmel hat. Aber ohne die entsprechende Haltung machen wir die Offenbarung Gottes unmöglich und können gerade als Prediger des Wortes Gottes die größten Hindernisse seines Wachstums sein, größere als irgendwelche gleichgiltige oder trotzige oder verkehrte Gemeinde darstellt.

Der zweite Einwurf ist geschichtlicher Art und würde etwa lauten: Von außerbiblischen Quellen und Offenbarungen haben die Schwärmer zu allen Zeiten geredet, nicht zum letzten in der Reformationszeit; mit Zulassung von Offenbarungen ist schwärmerischer Phantasie Thor und Thür geöffnet.

Darauf antworten wir: 1) Schwärmer und Nichtschwärmer müssen offenbar werden an ihren Früchten. Auch Paulus galt als Schwärmer Apostelgesch. 26, 24; die Apostel gar als trunken Apostelgesch. 2, 13. Wird die Kirche allewege die von uns bezeichnete Haltung einnehmen, so wird sie bald ein Leben erwecken in aller

Nüchternheit, Zucht und Heiligkeit Gottes, ja gerade in ihrer Haltung unter Gottes Zucht wird sie schwärmerische Auswüchse einer krankhaften Phantasie unmöglich machen.

2) Schwärmer und Nichtschwärmer unterscheiden sich, auch ehe sie Früchte zeitigen, durch ihre Gesinnung, die unschwer erkannt wird. Dazu gelte das Paulinische Wort: „Sie suchen alle das Ihre und nicht, was des HErrn ist". Viele gehen ja im Eifer für Gottes Sache vor, aber im Grunde wollen nur sie selbst daran groß werden und sich geistliche Sporen verdienen. Man wird aber bald die erkennen lernen, die es auf Gottes Ruhm abgesehen haben, „in denen der Vater geehrt wird". Schon daran muß mans erkennen, ob um sie her das Walten des Vaters zu spüren ist. In keinem ist das Wort so gewachsen als in Jesu, aber in allem kannte er nur ein Ziel, daß der Vater geehrt werde, und nur eine Sorge, daß er sich ganz jedem Winke von oben unterordne. Darum war er für seine ganze Person, bis in des Kleides Saum (Luc. 8, 44) und seine ganze Umgebung (Matth. 16, 17) durchwaltet von den belebenden Kräften der offenbaren Gottesnähe. Um Schwärmer her waltet nur eine drückende Atmosphäre, die nur denen entgeht, die schon vom Taumel derselben umnebelt sind.

Endlich aber wird die Kirche und ihre Diener eine überraschende Entdeckung machen, welche auch die Apostel machen durften. Es wird das alte Bibelwort — bei ihnen war es das alte Testament — neue Bedeutung und neue Wahrheit bekommen. Gerade in der Freiheit

ihrer Stellung zur Schrift, die keine Kritik fürchtet, wird je und je die Schrift Leben gewinnen und Anwendungen erfahren dürfen, die ohne Wachstum des Wortes unmöglich sind. Dazu auch zwei HErrenworte zur Vergleichung und als Auswahl von vielen. Matth. 5, 27 ff. stellt sich der HErr über die Schrift mit einer gewissen sachlichen Kritik. Matth. 22, 31 ff. gewinnt ihm dieselbe Schrift ein so ungeahntes Leben, daß wir heute noch so betroffen davon sind, wie weiland die Sadduzäer. Was die Apostel aus der Schrift zu machen wußten, und zwar ohne exegetisches, wohl aber mit Wort-Gottes-Recht, dafür ist klassischer Zeuge der Galaterbrief. Sollte es nicht noch viele solche ungehobene Schriftschätze geben, die dem rechten Sinne offenbar würden, oder die, in der rechten Freiheit gebraucht, etwas neues würden? —

Darum nochmals: Das Leben des Wortes muß sich offenbaren im Wachstum, und die evangelische Predigt ist befähigt, dem Wachstum des Wortes zu dienen. Das Wort Gottes hat die Zukunft, denn dieses allein kann aufklären und erneuern.

Freiheit und Glaube

in der evangelischen Kirche und ihre Beziehung zur religiösen Gleichgültigkeit.

(1895)

Ist religiöse Gleichgültigkeit das Zeichen unserer Zeit? Leidet die evangelische Kirche mehr daran als andere Kirchen? Man kann ernstlich so fragen und vielleicht entgegengesetzte Antworten auf solche Fragen bekommen.

Der oberflächliche Eindruck ist ein günstiger. Unsere Zeit und Kirche ist ungemein thätig. Wir können ins Auge fassen, welches Gebiet wir wollen. Blicken wir nur auf die kirchliche Liebesthätigkeit. Den Anstoß zu der modernen, vernünftigen und reinlichen Krankenpflege hat die Kirche gegeben mit ihrer aus kleinsten Anfängen erwachsenen Diakonie. Welch ungeheures Werk ist daraus geworden! Es trägt an sich die Züge kirchlicher Liebesarbeit auch da, wo es nicht mehr kirchlich ist. Welche Fürsorge hat freiwillige Liebesarbeit getroffen für Taubstumme, Blöde, Sieche, Epileptische, Blinde, Aussätzige, Waisen, Gefallene, Arme, Gefährdete, Heimatlose, Religionslose! Es giebt kaum ein Gebiet von Not, wo noch keine hülfreiche Hand an der Linderung arbeitete. Es scheint, als habe die freie Thätigkeit Jesu in seinem Erdenleben ihr Gegenbild bei seinen heutigen Nachfolgern nicht mehr blos

in Einzelhülfe, nein in ganzen Hülfsanstalten und Organisationen von Anstalten. Es gehört angestrengtes Studium dazu, um nur einen kleinen Überblick zu gewinnen über alles, was geschieht. Es hat sich eine eigene Technik ausgebildet, die sehr ernst gelernt sein will, um in solcher Arbeit zu dienen. Solche Thätigkeit zeugt nicht von Gleichgültigkeit!

Und der Arbeit im christlichen Lande der Heimat entspricht das Thun in den fernsten Heidenländern. Es mag wenig Länder geben, in denen das Evangelium des Friedens nicht in der eigenen Sprache verkündigt wird. Auf der Berliner Kolonialausstellung des Jahres 1896 war eine ganze Abteilung der Mission gewidmet. Welche Summe von Bibeln und Lehrbüchern in der Heiden Sprachen war dort zu sehen! Diese einzige Abteilung hätte allein ein langes Studium in Anspruch genommen, um sie gründlich kennen und werten zu lernen. Welche entsagungsvolle Arbeit steckt oft hinter einer einzigen Lesefibel, die die erste Litteratur eines ganzen Volkes, einer Sprache darstellt! Und wer hat sich dieser vor der Welt so lächerlichen Arbeit unterzogen? Die evangelische Kirche, zu keinem anderen Zwecke, als das Evangelium zu lehren! Die Missionsarbeiter unter allen Himmelsstrichen und Nationen sind nach Hunderttausenden zu zählen. Ihnen ist keine Gegend zu unwirtlich, kein Klima zu mörderisch gewesen. Sie haben sich willig aufgemacht. Das Pfingstwunder der Verkündigung des Evangeliums in allen Sprachen hat in solcher Arbeit sein modernes

Gegenbild gefunden. Ist das ein Zeichen von religiöser Gleichgültigkeit?

Heute bewegen gewaltige, sociale Fragen mit banger Schwere die Gemüter. Aber die Kirche steht mitten darin und stellt ihre begabtesten Vertreter hinein und hilft raten und lösen, mit Glück oder Unglück, aber jedenfalls mit Feuereifer. — Gleichgültigkeit ist das nicht!

Und die innere Arbeit der Kirche? Den evangelischen Kirchen allen ist fleißige Arbeit gleichsam in die Wiege gelegt worden. Welche Arbeit steckt in der Dogmatik, in der Theologie, in der Kritik! Wenn auch scheinbar die Theologie vielfach die allernegativsten Systeme und Resultate aufgestellt hat: ihre ungeheure Arbeit in allen ihren Lagern ist dem Eifer, aber nicht der Gleichgültigkeit entsprungen.

Ist die Zeit religiös gleichgültig? Setzen wir uns hinein in die Kirchen! Ja, freilich. Es läßt sich nicht leugnen, daß sich eine gewisse Apathie wie eine ansteckende Krankheit breit gemacht hat. Auch in die Kirche hat sich das blasierte fin-de-siècle-tum eingeschlichen, und ganz andere Fragen bewegen im Grunde die Gemüter, als die Interessen an Gott und Seinem Heile. Unsere Gemeinden beziehen ihre Geistesnahrung meist mehr aus der Zeitung, die täglich ins Haus dringt, als aus der Predigt, die wöchentlich im Gotteshause angeboten wird. Ja, man gewinnt zuweilen den Eindruck, als gebe es eine christliche Nervosität, die gerade in ihrer Beweglichkeit heimliche Schwäche

und Gereiztheit innerster Organe bekundet. Ein mir zufällig bekannter christlicher „Unternehmer", der mit nimmermüdem Feuereifer, bald für dieses, bald für jenes gottgefällige Werk von „eminenter Bedeutung" reist, predigt, agitiert, kollektiert, sich echauffiert, weicht seit Jahren nachweislich jeder einfachen, brüderlichen Auseinandersetzung und Besprechung der Wahrheit, von welcher Seite sie auch kommen mag, geflissentlich aus. Das Mangeln des Aufmerkens auf Gott muß durch die übereifrige Christlichkeit notdürftig verdeckt werden.

Die Stimmung des Volkes repräsentiert recht eigentlich die Zeitung, die ja mehr oder minder bewußt auf ihren Leserkreis horcht und das bietet, was die Leser zu lesen wünschen. Hier hat es aber mit beinahe uneingeschränkter Herrschaft das liberale Judenblatt gewonnen, in dem für geistliches Interesse kein Raum ist. Es zieht auch weder die orthodoxe noch die liberale Predigt, und was für Predigtkünste und kirchliche Arrangements auch gebraucht werden: sie wecken kein Leben, sie sind das Schlummerlied für geistlich Müde!

Ja, die Gleichgültigkeit lähmt den Lebenspuls, sie erstickt den frischen Mut, mit dem ein Prediger in die erste Gemeinde jugendfrisch und freudig im Namen des Herrn der Kirche eintritt. Sie breitet sich von der Herde über den oft so einsam gestellten Hirten wie ein Pesthauch aus. Es ist bitterschwer, auf Meilen der einzige zu sein, der für die Ehre Gottes brennt, und

wenn das lange so fortgeht und die Jahre einen drücken, dann findet sich wohl auch wie bei Elia der Wachholderbaum, unter den man sich ermüdet niederstrecken möchte, weil es „genug“ ist; ja, dieser Gifthauch läßt auch ernste Prediger in schwere Sünden fallen, in Geiz, in Ehrsucht, in allerlei Weltwesen: ja, es ist leider, leider wahr, unser Gewissen bezeugt es: die religiöse Gleichgültigkeit ist sehr groß.

Aber wo ist die Ursache zu suchen? Liegt der Fehler an den Gemeinden, oder an der Geistlichkeit, oder vielleicht an der Lehre in der evangelischen Kirche?

Man hat evangelischerseits mehr oder minder bewußt den Grundsatz vertreten: wenn die Lehre richtig ist, d. h. wenn die reine, lautere, biblische Wahrheit gepredigt wird, so muß sie Leben, göttliches Leben und Wesen in den Hörern erzeugen und beruft sich damit auf verschiedene Schriftstellen, etwa „es soll das Wort, so aus meinem Munde gehet, nicht leer zurückkommen, sondern thun, was mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich's sende“ (Jes. 55, 11; vgl. Hebr. 4, 12; Jer. 23, 29; u. s. f.)

Lassen wir einstweilen dahingestellt, ob diese und ähnliche Schriftstellen richtig angewandt sind, so drängt sich zunächst die Beobachtung auf, daß es eine evangelische Lehre eigentlich gar nicht giebt; denn die verschiedenen evangelischen, kirchlichen Denominationen, von den Sekten ganz zu schweigen, lehren ja alle verschieden. So ist die Abendmahlslehre Gegenstand erbitterten Streites gewesen, die Stellung zur Schrift

ist verschieden, und vieles mehr. Aber die zwei Punkte, die wir an die Spitze unserer Untersuchung gestellt haben, könnte man evangelisches Gemeingut nennen. Die evangelischen Kirchen treffen sich in ihren Aussagen über die christliche Freiheit und den christlichen Glauben.

Es ist bezeichnend, daß Luther in seinen ersten Lehren den Begriff der Freiheit eines Christenmenschen eingehend und positiv behandelt und damit den Grund gelegt hat zur evangelischen Freiheitslehre. Und der Begriff, der evangelischerseits am meisten betont wird, ist der Begriff „Glaube", nach der biblischen Formulierung, die beherrschender Grundsatz der Reformation wurde: der Gerechte wird seines Glaubens leben. Wenn wir also von einer evangelischen Lehre überhaupt sprechen dürfen, müssen wir diese beiden Punkte ins Auge fassen.

Wird „Freiheit" und „Glaube" mißverstanden, so hätten wir darin schon eine ausreichende Begründung für das Vorhandensein weitgehender Gleichgültigkeit. Umgekehrt aber: Sind die evangelischen Lehren auf diesen Punkten richtig, so wäre zu fragen: Woher schreibt sich dann doch die religiöse Gleichgültigkeit im Leben der Kirche?

I.

Wie erwähnt, ist der Begriff der Freiheit eines Christenmenschen schon sehr zeitig bei Luther Gegenstand einer besonderen Untersuchung geworden, in der

er ohne alle Polemik das Wesen der Freiheit positiv entwickelt. Das Schriftchen wird noch heute mit Recht geschätzt als liebliche Frucht des Friedens, gereift mitten im Kampfesleben des Reformators.

Indem Luther über die Freiheit redet, stellt er seine Disposition voraus, die enthalten ist in den Sätzen:

1. Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand unterthan.
2. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan.

Man könnte diese zwei Teile etwa nennen den theoretischen und praktischen Erweis der Freiheit. Luther selbst wendet in überraschender Weise die zwei Seiten seines Problems auf die doppelte Natur des Menschen an und sagt: das Paradoxon erkläre sich durch die geistliche und leibliche Natur des Menschen, und dementsprechend setze sich der Begriff christliche Freiheit zusammen aus Freiheit und Dienstbarkeit. Diese Disposition wird dann durchgeführt, indem im Zusammenhange mit der Freiheit der Glaube, die Rechtfertigung ohne Gesetz und das allgemeine Priestertum behandelt wird; im Zusammenhange mit der Dienstbarkeit: die guten Werke, welche nötig sind für die leibliche Natur des Menschen, „damit der Leib fromm werde und gehorsam“, „damit der Mensch nicht müßig gehe, wie man ja auch im Paradiese nicht müßig gehen durfte“, und „damit dem Nächsten Gutes geschehe in der Liebe“.

Man sieht daraus, daß es Luther eigentlich nicht auf die Entwickelung des Begriffes „Freiheit“ und eine

Definition dessen, was „Freiheit" sei, ankam, sondern das ganze ist die positive Seite seiner Stellung gegenüber römischer Kirchenknechtung. Das Schriftchen ist ja auch an den Papst gerichtet und soll wohl, aller Polemik entkleidet, die Stellung Luthers genau feststellen. Daher erklärt sich auch, daß es Luther auf ein scharfes Auseinanderhalten von Begriffen gar nicht ankommt. Zunächst wird „Freiheit" gesetzt gleich „Frommheit", wodurch der Verfasser den Vorteil hat, „Bösheit" gleich „Gebundenheit" erkennen zu lassen, was uns bei dem biblischen Begriffe von Wichtigkeit werden muß. Ja (10) wird einfach gesagt: „Das ist christliche Freiheit, der einzige Glaube, der da macht, nicht daß wir müßig gehen oder übel thun können, sondern daß wir keines Werkes bedürfen, zur Frommheit und zur Seligkeit zu gelangen". Schließlich überrascht es uns nicht, „Freiheit" gleich „Seligkeit" gesetzt und gebraucht zu sehen.

Vom rein theologischen Standpunkte aus würde man vielleicht einwenden, daß ein solches Ineinanderfließenlassen von Begriffen theologisch nicht gestattet sein könne. Aber das Büchlein will gar nicht eine theologische, sondern rein praktische Entwickelung der Freiheit bieten. Und mit Recht. Denn mit Theologie kann man niemals eine Reformation machen, sondern umgekehrt macht die Reformation die Theologie.

Was uns aber im Blick auf die Schrift wohl auffällt, ist, daß Luther — ganz entsprechend seinen Zeitverhältnissen — nur eine Seite der Freiheit bespricht,

wir möchten sagen, die subjektive, oder richtiger — und das muß man vor jeder biblischen Untersuchung erwägen — daß bei Luther das ganze Denken und Wirken sich immer bewegt vor dem Hintergrunde „Rom". Sein Predigen, sein Lehren, sogar seine Bibelübersetzung und viel theologisches Denken nach ihm bewegt sich in diesem Gegensatze und liest aus diesem heraus die heilige Schrift, während diese selbst unter dem Einflusse ganz anderer Gegensätze entstanden ist. Daher ist auch bei jenen etwa „Freiheit vom römischen Joche" der beherrschende Freiheitsgedanke, und wenn wir mehr biblisches als kirchenhistorisches Interesse haben, müssen wir uns ernstlich von diesen Zeitströmungen frei machen.

Wenn man aber den biblischen Vorstellungen von „Freiheit" nachdenkt, so fällt einem unwillkürlich als erstes das schöne Wort in die Augen: „die herrliche Freiheit der Kinder Gottes". Was man etwa in der Bibel über dieses Thema finden kann, wird sich unter diesen Begriff ordnen und um ihn gruppieren. Was ist nun „die herrliche Freiheit der Kinder Gottes"?

Das Wort „Freiheit" eröffnet uns Blicke in eine ungeheure Geschichte, die sich zwischen Himmel und Erde begeben hat und noch begiebt, in eine Geschichte 1. der Ursprünglichkeit, 2. der Verlorenheit, 3. der Erlösung dessen, was Kreatur heißt im Himmel und auf Erden. Frei kann nur werden, was in sich anders geartet ist als das Bindende, und wenn es frei wird, muß es sich selbst entfalten zu eigener gesunder Entwickelung. Wir werden also bekannt gemacht 1. mit dem

ursprünglichen Wesen der Kreatur, 2. mit einer dieses Wesen unterbindenden und hemmenden Gewalt, und endlich nach ihrer Lösung 3. mit der nun eintretenden selbständigen Entwickelung der Kreatur.

1.

Was ist das ursprüngliche Kreaturwesen nach biblischer Darstellung? „Das da von Anfang war, das wir gehöret haben, das wir gesehen haben mit unseren Augen, das wir beschauet haben, und unsere Hände betastet haben vom Worte des Lebens, das da von Anfang war, das ewig ist, welches war bei dem Vater und ist uns erschienen" — das ist ja die schon gegebene Antwort von Jesus Christus. Nach Anschauung aller neutestamentlichen Schriftsteller ist Jesus der Erstgeborene vor aller Kreatur und alles besteht in ihm. Es liegt also in ihm das ursprüngliche Kreaturwesen dargestellt, und wir können kühnlich sagen: Mit der Erscheinung des Menschen Jesus trat der urmenschliche Typus in die menschengeschichtliche Wirklichkeit. Es ist etwas in uns, was der Art des Menschen Jesus entgegenjauchzt, und unser Gewissen bezeugt uns: das ist der Urmensch, und durch das Wesen des Menschen Jesus ist zu jedem Menschen eine Brücke geschlagen. Wir können uns keines dem andern anbieten, weil wir eben nicht ganze, wahre Menschen sind, aber das merken wir, daß unsere wahre Menschlichkeit in dem Menschen Jesus beschlossen liegt und durch ihn möglicherweise auch zur Geltung kommen kann. Die Urkreatur

ist also Ebenbildlichkeit Jesu, der wahre Mensch ist Jesus. Am schärfsten ausgedrückt hat das Paulus, am tiefsten verstanden und empfunden Johannes. Wir halten es für ein großes Verdienst der neueren Theologie, daß sie auf diese Beziehung zwischen dem Menschen Jesus und jedem menschlichen Wesen den schärfsten Nachdruck legt, und sie sieht sich wohl dazu veranlaßt, weil frühere Jahrhunderte, unter anderen Zeitströmungen stehend, dieses Lehrstück in den Hintergrund treten ließen. Wir glauben zwar nicht, daß den alten Dogmatikern diese Erkenntnis gemangelt hat, aber sie glaubten wohl Ursache zu haben, diese Erkenntnis nicht gerade zum Ausgangspunkte ihres Denkens zu machen.

Wir müssen demnach sagen, daß der Urgrund aller Wesen absolute Heiligkeit ist, daß demnach alle Heiligung nur Anknüpfung an das ursprünglich Vorhandene ist. Wenn es zahllose Schriftstellen giebt, die gerade das Gegenteil von dem aussagen: daß die menschliche Natur von Grund aus verderbt sei, daß wir in Sünden geboren und in Sünden empfangen, und unser Dichten und Trachten böse sei von Jugend auf, so braucht wohl nicht bewiesen zu werden, daß dieser Widerspruch nur scheinbar ist. Diese Stellen alle, wozu auch zahlreiche paulinische Aussprüche angezogen werden könnten, beziehen sich auf unser Wesen, wie es durch menschliche Zeugung geworden, aber nicht wie es von Ewigkeit ist. Ob unsere Dogmatiker aber glücklich waren, als sie aus all diesem ihre Lehre von der absoluten Unfähigkeit des Menschen zur Hei-

ligung (die sog. Lehre vom truncus) aufbauten, und so einseitig und fanatisch betonten, ist wohl fraglich. Es wäre jedenfalls ein glücklicherer Griff gewesen, wenn sie mehr betont hätten, daß alles, was Sünde heißt, dem eigentlichen Wesen des Menschen etwas Fremdes ist, auch als Fremdes empfunden wird, weil es unglücklich macht. Eigenes macht glücklich, wenn es zur Geltung kommt, Fremdes tief unglücklich und wirkt vergewaltigend. Und die Sünde ist eben als solche das größte Leid und bezeugt damit, wie fremd sie unserem eigentlichen Wesen ist.

Wenn wir aber unsere menschliche Urnatur so stark betonen, soll damit nicht persönliche Präexistenz gelehrt werden. Nur möchten wir freilich gerade an dieser Stelle auf etwas hervorragend merkwürdiges aufmerksam machen, was gewöhnlich nicht sehr beachtet wird, was aber zum Verständnisse unseres ursprünglichen Wesens leiten kann, wie es von Ewigkeit her von Gott gedacht und gewollt und beschlossen ist.

Es finden sich in der heiligen Schrift Persönlichkeiten, welche schon lange vor ihrem ersten Werden eine eigentümliche Bedeutung haben. Eine solche ist z. B. Jeremias, zu dem gesagt wird: „Ich kannte dich, ehe ich dich im Mutterleibe bereitete und sonderte dich aus, ehe denn du von der Mutter geboren wurdest und stellte dich zum Propheten unter die Völker (Jer. 1, 5). Auch Jakob hatte seine heilsgeschichtliche Bedeutung vor seiner Geburt (Röm. 9, 11ff.), nicht minder Simson (Richt. 13, 4f.). Besonders deutlich

ist es bei Johannes dem Täufer, dessen Name schon im Himmel genannt war, ehe er wurde, und der schon im Mutterleibe mit dem heiligen Geiste erfüllt war (Luc. 1, 15) u. a. m. Die deutlichste Erkenntnis und kühnste Äußerung darüber findet sich bei Paulus, der sich berufen weiß von „Anfang“ (2. Thess. 2, 13), ehe der Welt Grund gelegt ward, ja der diese Stellung sogar in Anspruch nimmt für alle Gläubigen seiner Zeit (Eph. 1, 4; vgl. 1. Petr. 1, 20). Bemerkenswert ist, daß alle diese Persönlichkeiten davon nichts wußten, bis zu einem bestimmten Lebensmomente, wo ihnen mit einem Male wie durch eine zerreißende Wolke ein Blick wie in ferne Vergangenheit wurde. Das ist ein Einblick in individuelle Urnatur, und dieser wurde möglich in dem Augenblicke, als Gott in direkte Beziehung zu diesen Leuten trat. Vorher war es ihnen verborgen. Dann aber wurde ihnen ihr Ewigkeitswesen deutlich, das zwar immer bestanden hatte, aber erst durch den Zusammenschluß mit dem ewigen Gotte deutlich werden konnte.

Dazu möchten wir noch auf etwas in unserem heutigen Erleben aufmerksam machen, was zu dieser kühnen Erkenntnis leiten kann. Sobald ein Mensch in der Wahrheit bekehrt wird, d. h. so, daß er mit Gott in direkte Beziehung tritt durch Jesum, wird er einer persönlichen Gottesgeschichte inne, die ihn von Jugend auf geleitet hat und noch gegenwärtig bis ins kleinste Lebensdetail führt. Es wäre an sich unberechtigte Anmaßung, wenn ein Mensch unter den

Millionen, die Mensch heißen und geheißen haben, auf eine solche Fürsorge Gottes Anspruch erheben wollte. Der Pietismus, der das in Wort und Lied nach allen Richtungen betont, ja dessen ganzes Christentum in diesem einen aufzugehen scheint, ist ja auch genug deshalb verspottet worden; aber — es ist wahr. Es giebt eine Geschichte des Individuums, die in einem gewissen Gotteslichte offenbar werden kann, und die bis in unser erstes Werden und darüber hinausragt; und wenn Paulus für seine Zeitgenossen solche Erkenntnis hat, so ist kein Grund, warum solche Wahrheit nicht für alle Zeiten gelten sollte, auch wenn nicht alle Zeiten soviel Gotteslicht haben, um das erkennen zu können. Ein gewisses Empfinden hat am Ende auch unsere Zeit, wenn sie auch meistens klug genug ist, sich hinter den Glaubenssatz zu verstecken: „Es wird in der Ewigkeit klar werden“. Man kann das etwa providentielle Präexistenz nennen, es sind die Wurzeln unserer Individualität in dem Boden der Urkreatur, und diese urkreatürliche Heiligkeit ist das erste Moment, das bei dem Begriffe „Freiheit“ in Betracht kommt.

Von da aus wird uns deutlich, warum Paulus für die Heiligen das Wort „Gottessohnschaft“ (*υιοϑεσια*, eigentlich Einsetzung in Gottessohnschaft) in Anspruch nimmt. Die Gotteskindschaft ist menschliches Eigentum und gehört zu seinem Wesen. In Christo ist dieses nur wieder zur Geltung gekommen und darum sind wir in Ihm wieder geworden, was wir eigentlich sein

sollten — Gotteskinder. Darum kommt auch in Ihm „ewiges Leben“ zu Tage und durch Ihn an uns (Tit. 1, 2). Denn „ewig“ drückt keinen Zeitbegriff aus, sondern bedeutet etwas dem Sein Gottes entsprechendes. Wenn wir einen Ewigkeitsbezug ausdrücken wollen, können wir es freilich nur durch zeitliche Hinweise und werden dabei leicht mißverständlich. Vgl. das oben erwähnte „ehe der Welt Grund gelegt war“, „von Anfang“ und dgl. Nicht minder erlangen die Erlösten in Christo „Seligkeit“ (Röm. 5, 10), „Heiligung“ (1. Thess. 4, 7). Das sind alles Begriffe, die mit dem Wesen der Urnatur, dem ersten Momente der Freiheit, in engstem Zusammenhange stehen, wozu noch manches andere gesetzt werden könnte als „Vollkommenheit“ in dem bekannten Herrenworte: Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist (Matth. 5, 48). Ja, sind wir überhaupt Kinder Gottes oder können wir rechte Kinder Gottes werden, so muß unser ewiges Sein dem Bilde Gottes und dem Menschsein Jesu entsprechen. Vgl. Joh. 1, 12. Wir stammen also alle von Einem ab und heißen darum Brüder (Hebr. 2, 11); denn er hat uns gezeugt durch das Wort der Wahrheit (λογος αληθειας, Jak. 1, 18).

Heiligkeit, Gerechtigkeit, Wahrheit, das ist also das eigentliche Menschenwesen, wie es von Gott von Ewigkeit gedacht und beschlossen war und in Christo zur Geltung gekommen ist.

2.

Diesem steht eine Thatsache von Gebundenheit gegenüber, die zum zweiten bei dem Begriffe „Freiheit" zur Sprache kommen muß. Gebundenheit ist etwas Fremdes, herrschend Beeinflussendes, und das Fremde im Menschen ist die Sünde. Wäre die Sünde etwas Eigenes, zu unserem Wesen gehöriges, so wäre eine Befreiung davon von vornherein völlig unmöglich. Dann wären wir eben jetzt die richtigen Menschen, und das Heil in Christo bedeutete eine Umwandlung in einen uns fremden Wesenszustand. Dann hätte die Erlösung kein inneres Recht.

Aber die Sünde beherrscht vielmehr nur die zeitliche Erscheinung des Menschen durch den Samen und lagert wie ein giftiger Nebel über allem, was menschlich erzeugt ist. Die Sünde ist heute zur zweiten Natur des Menschen geworden, nicht zwar, wie sie schöpfungsmäßig, wohl aber wie sie kreatürlich durch Geburt geworden ist — „aus sündigem Samen gezeugt und darum böse von Jugend auf". Erst eine zweite Zeugung durch das „Wort der Wahrheit" (λογος αληθειας Jak. 1, 18) versetzt sie in den schöpfungsmäßigen Zustand. Das ursprünglich heilige Wesen hat eine sündige Geschichtlichkeit bekommen von seinem ersten Eintritt in das Menschenwesen an. Damit ist die Heiligkeit vergewaltigt durch Unheiligkeit. Würde es aber gelingen, dieses Fremde zu beseitigen, so müßte das ursprüngliche Menschenwesen in voller Reinheit und Freiheit zur Geltung kommen. „Wo der Geist des

HErrn ist, da ist Freiheit" (2. Kor. 3, 17). Das ist die Vorstellung, die dem Worte „Gebundenheit" zu Grunde liegt. Diese Gebundenheit reicht nach biblischer Anschauung über den ganzen Menschen nach Geist und Leib; ihre Lösung setzt Vorgänge im Unsichtbaren voraus, die uns begreiflicher Weise nicht ausführlich mitgeteilt werden können, über deren Vorhandensein es indessen keineswegs an Andeutungen fehlt.

Vor allem ist auffallend, daß alles ungöttliche Wesen eine persönliche Vertretung bis in den Himmel hinein hat (Hiob 1, 6; Sach. 3, 1; 1. Kön. 22, 19 ff.; Luc. 10, 18; Joh. 12, 31; Phil. 2, 10 u. s. f.). Die uralte Vorstellung vom Satan findet sich nicht nur im neuen Testamente, sondern erscheint dort zu einer ganzen Herrschaft der Finsternis erweitert, zu einem Gegenreiche gegen das Reich Gottes mit ebensolcher Gliederung wie eine monarchische Herrschaft (Col. 1, 16; Eph. 6, 12; 2, 2). Dieses Reich der Finsternis ist nach neutestamentlicher Erfahrung das Hindernis unserer Freiheit.

Wie kommt es aber, daß das erst im neuen Testamente so deutlich ist, während im alten Testamente die Idee des Satans beinahe einen mythologischen Anstrich hat, wie eine uralte Volksvorstellung? Offenbar leuchtete diese Erkenntnis erst auf mit dem Zerbrochenwerden jener Macht durch Befreiungsthaten Jesu Christi im größten Maßstabe. Jesus war der Stärkere, der in den Palast des „Gewappneten" eingedrungen ist und den Raub austeilt (Luc. 11, 22;

vgl. Jes. 49, 25). Vorher, zur Zeit der Gebundenheit war's eben eine Macht der „Finsternis", nachher zur Zeit der Lösung wurde sie offenbar. Das ist deutlich von Paulus im Colosserbriefe ausgesprochen: „Er hat ausgezogen die Fürstentümer und die Gewaltigen und sie Schau getragen öffentlich und einen Triumph aus ihnen gemacht" (Col. 2, 15); d. h.: er hat jene unsichtbaren Gewalten der Finsternis entrissen und sie offenbar gemacht, nachdem die Leute nun versetzt waren in das „Reich seines lieben Sohnes", also in ein neues Herrschaftsgebiet eingetreten waren.

Noch klarer atmet der Epheserbrief solche Erkenntnis, der überhaupt erst verstanden werden kann mit Hülfe des bemerkenswerten 19. Kapitels der Apostelgeschichte, wo Ephesus als geographischer Mittelpunkt einer nicht gewöhnlichen, außerordentlichen Befreiungsthätigkeit Gottes erscheint (vgl. auch 1. Kor. 16, 9), was bestätigt wird durch die Sendschreiben der Offenbarung Johannis, die auch von Ephesus anheben und einen geographisch eng begrenzten Raum umspannen, der offenbar im Himmel als Centrum des irdischen Reiches Gottes ins Auge gefaßt war. Es lohnt sich, diesen Vorgängen nachzudenken, die uns Lucas a. a. O. berichtet.

Sie wurden eingeleitet durch eine freie Ausgießung des heiligen Geistes über eine Anzahl Johannisjünger. Vielleicht durch Vermittelung dessen war Paulo ein zweijähriges Predigtwirken ermöglicht, das die fernstehendsten Kreise in den Bereich dieses Gotteswortes

zog und ganz außerordentliche Thaten Gottes veranlaßte, die auch in Pauli Leben vereinzelt dastehen (v. 12). Daraus folgte eine allgemeine Furcht Gottes und Anerkennung des Namens Jesu Christi (v. 17), so daß sich dann auch die Bande der heimlichsten aller Sünden, der Zauberei, völlig lösten und weite Kreise ganz frei werden ließen von der Oberherrschaft der Finsternis. Das alles ist typisch. Man sieht, wie Schritt für Schritt die Herrlichkeit Gottes zum Siege kommt, und darum ist die Ephesusgeschichte voll der herrlichsten Verheißungen, so recht ein Centrum des Reiches Gottes auf Erden.

Von diesen himmlischen Begebenheiten aus begreifen wir nun, warum der Epheserbrief die klarste Erkenntnis über das Reich der Finsternis zeigt und ausspricht. Dort war es eben zur Befreiung der Menschen am meisten zurückgedrängt, dort konnte sich auch Paulus am klarsten aussprechen, weil er am deutlichsten verstanden wurde. Überall da aber, wo das Reich der Finsternis erneuten Einfluß und Geltung erreicht, muß wiederum diese paulinische neutestamentliche Erkenntnis notwendig verdunkelt — „verfinstert" werden. Die vielbeklagte religiöse Gleichgültigkeit ist ja nur die sichtbar schmerzliche Ausprägung erneuter Gebundenheit durch die Finsternis. Darum müssen auch gewisse Partien der heiligen Schrift für ein gleichgültiges Geschlecht unverständlich bleiben und können durch keine Erklärungen, sondern nur durch gleichartiges Erleben deutlich werden. Der Begriff von

einem „Reiche der Finsternis“, einem „Satan“, muß wieder ein mythologisch-sagenhaftes Dunkel bekommen, dafür wird aber die Realität des Aberglaubens, Wahrsagens, Besprechens, der Sympathie, Traumdeuterei, Geisterklopferei und das offizielle Belächeln, aber heimliche Ausprobieren aller dieser traurigen Dinge, um so drückendere Herrschaft ausüben.

Daraus folgt die praktische Lehre, daß die ganze Satanologie kein christliches Lehrstück sein dürfte, am wenigsten vor die Gemeinde gehört zu predigtmäßiger Behandlung oder gar als Schreckmittel für die Gottlosen. Es würde sonst eine hochernste Sache, die erst verstanden werden kann nach der Befreiung davon, nur — profaniert. Frühere Theologengeschlechter haben mit ihrer Satanslehre unerhörten Mißbrauch getrieben. Es gab Kreise und giebt sie vielleicht noch, und Zeiten, die uns gar nicht so fern liegen, da war die Frage: Glaubst du an den Satan? beinahe ebenso wichtig und eine Art Schibboleth wie die Frage: Glaubst du an Gott? Den Leuten „die Hölle heiß machen“ und „den Teufel an die Wand malen“ ist sprüchwortlich geworden und galt einmal für wahre Christlichkeit. Und welchen Erfolg hat man damit gehabt? Wenn wir von dem traurigen Hexenwesen und seinen Folgen schweigen, hat die ganze Satanologie, weit entfernt einen heilsamen Schrecken zu erregen, oder nur nutzbringende Erkenntnis zu geben, gegenwärtig vielmehr das Fluch- und Schimpflexikon des Volkes in trauriger und verhängnisvoller Weise bereichert, und der Aber-

glaube und sein Dienst steht fester als je. Liegt den Leuten durchaus an Verbreitung von Kenntnissen über die Finsternis, ei, so mögen sie doch dafür sorgen, daß das Reich des Lichtes ausgebreitet werde. Dann können solche Kenntnisse je und je, wo es not thut, im Vertrauen und zum Nutzen offenbart und auch verstanden werden!

Andererseits aber verstehen wir auch, warum das Auftreten Jesu und seiner Apostel begleitet war von sinnenfälligen leiblichen Lösungen. Das leibliche Übel ist ja im wesentlichen der sichtbare Teil der ungöttlichen Vergewaltigung, leibliche Befreiung und Gesundung die Wiederherstellung der ursprünglichen, vollkommenen Natürlichkeit bis in das Leibesleben hinein. Auch der Heiland sah in der Krankheit nur die Verzerrung der gottgesetzten Leiblichkeit, die in der Verwesung ihr trauriges Ziel findet, in der leiblichen Abnormität den sichtbaren Ausdruck der geistigen Knechtschaft der Sünde. Natürlich ist nun nicht jede einzelne Krankheit die besondere Strafe für bestimmte Sünden, aber ohne Sünde wäre eine solche Leibesgebundenheit eben doch nicht möglich. Krankheiten sind Verwesungsspuren. Die Geistesverheerungen können wir nicht so drastisch wahrnehmen, wiewohl wir genug darunter zu seufzen haben. Es sei hier nur die wahrhaft himmelschreiende Dummheit erwähnt, von der der Volksmund in feiner Erkenntnis das Wort gemünzt hat, „dumm wie die Sünde“. Der oft rätselhafte Eigensinn, Wunderlichkeit, Hypochondrie, Wahnsinn sind ja bei-

nahe handgreifliche geistige Verzerrungen. Aber leibliche Abnormitäten können wir wirklich greifen und mit Händen betasten und uns tief davor ekeln. Sie sind oft genug das Organ für geistige Störungen, so daß man oft nicht bestimmen kann, ob ein Mensch etwa geisteskrank ist, weil seine leiblichen Funktionen abnorm sind, oder ob die Krankheit im Geiste anfing und dem Körper ihren Stempel aufdrückte. Jedenfalls müssen Befreiungen und Herstellungen im Geiste notwendig auch leibliche Folgen haben.

Das waren die Lösungen des Heilandes in hervorragender Weise und bleiben es auch. „Dir sind deine Sünden vergeben", sagt er zum Gichtbrüchigen als erstes und hauptsächlichstes Geschenk. Gleich darauf stellt er es leiblich dar in herrlicher Befreiung. „Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht ärgeres widerfahre" mahnt er, Joh. 5, 14; es könnte die ganze Leibesgebundenheit, die 38jährige Knechtschaft in schlimmerer Form wiederkehren nach dem Rezept Luc. 11, 24 ff.; Luc. 13, 16 löst er an dem krummen Weibe ein Band, mit dem Satanas sie gebunden hatte, nun wohl 18 Jahre! Die häufige Antwort: dein Glaube hat dir geholfen, will nicht eigentlich sagen: du bist gesund geworden, weil du soviel Vertrauen hattest, sondern, indem der Mensch gläubig wird, ist in seinem Geiste etwas neues geworden. Er vernimmt durch alle Nacht der Finsternis hindurch wieder Gott, und dieser Zugang zu Gott stellt die Hülfe dar. Diese geistige Genesung hat leibliche Wirkung und da ist geholfen.

z. B. die zehn Aussätzigen waren alle gesund geworden, aber Einem war geholfen, denn er gab Gott die Ehre. Daran sah man, daß er wahrhaft genesen war. Petrus faßt diese ganze große Befreiungsarbeit Jesu, die wir hier nur andeuten, zusammen in die Worte: „Er ging umher und hat gesund gemacht alle, die vom Teufel überwältigt waren" (Apg. 10, 38). Und er selbst und namentlich auch Paulus, und wohl auch die anderen Apostel, haben ja diese Art der Leibeslösung in noch viel großartigerer Weise fortsetzen dürfen, in einer Weise, wie sie Jesus selbst in seinem Leibesleben gar nicht übte, sondern erst durch seine Apostel vollführte (vgl. Apg. 5, 15 f. und 19, 12), ganz entsprechend der weiteren Entfaltung der Macht Jesu Christi des Auferstandenen.

Man hört zuweilen sagen und liest es auch gedruckt von gelehrten Leuten, Jesus habe alle Krankheiten auf den Einfluß böser Geister zurückgeführt und sei darin Kind seiner Zeit gewesen, oder wenigstens habe er sich den herrschenden Volksanschauungen anbequemt. Aber abgesehen davon, daß das unglaublich oberflächlich geurteilt ist, sollte man sich doch zu einer kleinen Überlegung bequemen. Jesus hat jedenfalls alle diese Leute geheilt, also damit doch die wirkende Ursache der Krankheit entfernt. Wenn er diese dann gelegentlich — keineswegs immer! — auf Geisteseinflüsse zurückführt, so redet er jedenfalls aus Erfahrung, und diese seine Erfahrung sollte doch beachtet werden. Alle die gelehrten Leute, die ihm Vorstellun-

gen aus der Volksmythologie unterschieben, können leider nicht heilen, nicht die Krankheitsursachen entfernen; darum ist doch auch sehr fraglich, ob sie nur die Diagnose richtig zu stellen vermögen. Die „Unsichtbaren", die heute die Krankheiten erregen, sind ja bekanntlich die Bacillen. Wir wollen nun gern glauben, daß der Bacillus die Krankheit verursacht, aber damit ist noch immer nicht aufgeklärt, wie es dem Bacillus möglich ist, ein körperliches Organ zu finden und zu besiedeln. Der Sonnenschein dient der Gesundheit des Menschen. Derselbe Sonnenschein befördert aber auch die Verwesung des Menschen, je nachdem der Mensch Leben hat oder nicht. Vielleicht fehlt auch etwas im Geiste des Menschen vorher, so daß dem Bacillus erst damit die Thür in den Leib geöffnet ist, so daß er dem einen schadet, den anderen gar nicht berührt. Vielleicht! Wir wissens ja auch nicht. Wenn aber Jesus so redet, so respektieren wir seine Erfahrung.

Wir können gut begreifen und wollen gar nicht empfindlich sein, wenn jemand die ganze Geschichte, wie die Evangelisten sie berichten, überhaupt nicht glaubt. Aber wer ihrem Berichte glaubt und in ihn so — oberflächliches Zeug hineindeutet, ist wirklich psychologisch rätselhaft.

Man wird etwa sagen können: Geisteslösungen, die unsichtbaren, offenbaren sich in leiblichen Befreiungen in der Sichtbarkeit, oder: an eintretenden Leibeslösungen wird der Fortschritt in der Befreiung des

Geistes von der Herrschaft der Finsternis erkannt. Das ist biblische — nicht Anschauung, sondern Erfahrung. Auch hier giebt Paulus die klarste Auseinandersetzung in dem wunderbaren 8. Kapitel des Römerbriefes mit der seligen Verheißung: „Auch die Kreatur wird frei werden von dem Dienste des vergänglichen Wesens zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Wir warten [auch] auf unseres Leibes Erlösung. Vorläufig hilft [schon] der Geist unserer Schwachheit auf und vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen". Also die Knechtschaft liegt bei den Erlösten nur noch im Leibe. Der Geist ist schon frei, aber auch der Leib wird frei werden und darauf warten wir in Geduld. Leibliche Lösungen an sich würden eher gefährlich sein als nützlich und nur das Fleisch stärken. Das Volk würde allgemein nur der Leibeslösung nachlaufen, wie sie heute in die Bäder rennen und den Wunderärzten nachspringen. Die Wirkung für das Reich Gottes ginge verloren. Jesu leibliche Lösungen waren ermöglicht durch das vorbereitende Wirken Johannis des Täufers, die apostolischen durch das Walten des Pfingstgeistes und den Schutz der Furcht Gottes (Apg. 5, 11 ff.). Es half der Glaube! Und doch waren nicht einmal jene von bedenklichen Folgen frei. Leibliche Lösungen in nachapostolischen Zeiten können demnach im Himmel nicht für unnötig befunden worden sein, wie gewisse Leute heute behaupten, sondern eher für unmöglich. Ihr Fehlen und unsere geradezu rührende Hülflosigkeit leiblichen

Anomalien gegenüber deutet jedenfalls auf das Mangeln von geistigen Befreiungen und eine weitgehende Gebundenheit, deren sichtbarer Ausdruck eben die Gleichgültigkeit ist.

3.

Damit kommen wir aber bereits an die Besprechung des dritten Momentes der Freiheit, welches beinahe das bedeutsamste ist. Es ist das ein zeitliches, was man etwa nennen könnte, die Geschichte der Erlösung oder die Entwickelung aus der Gebundenheit heraus zur Urkreatürlichkeit. Durch den Eintritt der Gebundenheit bedingte sich die Zeitlichkeit, durch ihre Lösung kam das Ewigkeitswesen der Menschenkreatur zur Geltung. Vielleicht wird es deutlicher durch eine biblische Geschichte. Im Paradiese herrschte die Ewigkeit. Das Paradiesesleben war ewiges Leben. Mit dem Eintritt der Sünde in das paradiesische Menschenleben wurde dieses aber aus dem Ewigkeitsbereiche gerückt und unter die Zeit gestellt. Vorher stand es über der Zeit. Darum lautet die eigentümliche Verheißung der Offenbarung St. Johannis: „Der Engel, den ich sahe stehen auf dem Meere und auf der Erde, hob seine Hand auf gen Himmel und schwur bei dem Lebendigen von Ewigkeit zu Ewigkeit, daß hinfort keine Zeit mehr sein solle“ (Offenb. 10, 6). Denn was zeitlich ist, das ist damit vergänglich. Mit der Zeit ist auch der Tod gesetzt. Im Paradiese regierte das Leben, nach dem Paradiese gewann

der Tod Einfluß auf die Erde und die Menschen und kam ganz zur Herrschaft, die, je länger, je drückender wurde. Freiheit und nicht Freiheit ist demnach dieselbe Frage wie Leben und Tod. Freiheit ist Leben, Gebundenheit Tod.

Der Tod steht in eigentümlichem Zusammenhange mit der Finsternis und scheint beinahe persönliche Vertretung zu haben als Feind der Menschen, der überwunden werden muß (1. Kor. 15, 26). Das Wesen des Todes ist etwas noch viel geheimnisvolleres und finstereres als das Wesen der Sünde und mag wohl im Zusammenhange stehen mit jener „Finsternis draußen“, von welcher der HErr im Evangelium redet (Matth. 25, 30 u. öfter). Innere Finsternis herrscht im ganzen Wesen des Menschen von Geburt an über alle seine Regungen, während ihn noch das Licht der Sonne und der Gnade bestrahlt; im Tode wird die innere Finsternis zur „Finsternis draußen“, und wenn das Licht des Heils es nicht gewonnen hat, so bleibt die Finsternis sein Erbteil.

Das geheimnisvollste des Todes ist die geistige Herrschaft, die er über die Menschen aufgerichtet hat, daß sie sich so willig, so hoffnungslos, so ergeben vor ihm beugen, ihm die feierlichsten Prozessionen, die größten Opfer an Geld und Gut, sogar an Menschenleben darbringen. Ist es nicht schauerlich, daß in einem der größten Reiche der Erde, dem Reiche der Mitte, das Nationalzeichen der Drache und der Nationalkultus der Totenkultus ist? — Den Tod erkennt die Mensch-

heit in völliger Verfinsterung über ihre Urnatur als ihr eigen an, seiner schauerlichen Majestät singen sie Hymnen und preisen ihn als Erlöser, ja, in ganz finsteren Zeiten stürzen sie sich zu tausenden freiwillig in den Tod, wie es Jes. 5, 14 f. so schrecklich und wahr malt: „Daher hat der Hades den Schlund weit aufgesperrt und den Rachen aufgethan ohne Maß, daß hinunterfahren beide, ihre Herrlichen und Pöbel, beide, ihre Reichen und Fröhlichen, daß jedermann sich bücken müsse und jedermann gedemütigt werde". — Die Begriffe menschlicher Ehre und menschlichen Ruhmes sind in grauenhafter Verblendung mit Todwesen durchsetzt, und das bei den christlichsten Völkern. Beide scheinen erst vollendet, wenn sie mit Menschenblut befleckt sind. Und doch ist es keinem verborgen, daß es keine unerbittlichere, grausamere, ekelhaftere Zerstörung menschlichen Wesens giebt, als den Tod. Wahrhaftig, äußerste Finsternis! Ohne daß diese Knechtschaft zerbrochen wird, giebt es keine Freiheit für die Menschen.

Die Erlösung in Christo Jesu zerbricht sie, denn sie zielt auf Auferstehung. Der Ostermorgen ist der Tag der Wiedergeburt der Menschheit, und Jesus ist wahrhaftig der zweite Mensch, nein, er ist der erste richtige Mensch, denn er hat den Tod bezwungen! Wer in dieser Richtung Schritte vorwärts thut, der hat einen wirklichen, menschheitlichen Fortschritt angebahnt. Was blos innerhalb des Todgebietes unsere Lage etwas erleichtert wie die mancherlei Fortschritte, die menschlicher Scharfsinn gemacht hat, nützt uns

sehr wenig. Aber was wider den Tod auf Gewinnung des Lebens zielt, das hilft wirklich. Darum waren die bedeutendsten Menschen, die je gelebt haben, nicht die blutigen Feldherren, nicht die faden Philosophen, sondern die wenigen alttestamentlichen Frommen, die es gewagt haben, sich wider den Tod aufzulehnen, die David, die Elia. Diese haben den einzigen, wirklichen Menschheitsfortschritt geahnt und ihr Wesen damit verflochten. Alles andere hat sich unter die Fremdherrschaft des Todes geduckt. Es giebt keinen Fortschritt, keine Erlösung des Menschen ohne die Auferstehung. Alles andere ist vorläufig wenig nütze für die Menschen, denn aus allem grinst uns Tod entgegen. Darum giebt es keinen Erlöser, keinen andern Namen im Himmel und auf Erden als den Namen Jesus.

Wir sehen also das Wesen des Todes keineswegs allein in der leiblichen Erstarrung und Verwesung, sondern noch mehr in geistigen Zuständen der Verfinsterung, der Gleichgültigkeit, der stumpfen Anerkennung seiner Herrschaft, der eigensinnigen Verranntheit in gewisse Ideen und vollends der Verherrlichung des Todes. Der Tod trat ein im Geiste mit dem Momente der Sünde. Was wir vom Tode wirklich zu sehen bekommen, ist nur die letzte Konsequenz, die sich im irdischen Leben schon lange vorbereitet hat. Der Tod ist eine Abwärtsentwickelung, die das menschliche Wesen zerdrückt. Was leiblich Verwesung ist, hat vielleicht geistig analoge Vorgänge, die ihr ent-

sprechen. Vgl. Matth. 10, 28; wo Leib und Seele in der Hölle, im Bereiche des Todes erscheinen (vgl. auch Luc. 16, 19 ff.). Wir wissen darüber nicht viel und nichts ganz deutliches, denn wir sehen den Tod eigentlich nur in Einem Momente, in dem ein Mitmensch von uns gerissen wird. Aber wir können im menschlichen Leben Todesentwickelung deutlich spüren. Dabei kann man bemerken, daß manche Menschen sich in ihrem ganzen Leben nicht über die vorhandene Todesherrschaft erheben können, und ihr ganzes inneres und äußeres Sein als im Tode führen; ja, es können ganze Generationen in dem Todesbereiche werden und vergehen, ehe es dem Leben gelingt, über den Tod emporzukommen.

Hat aber der Tod eine geistige Herrschaft aufgerichtet, so noch vielmehr das Leben. Die bloße Predigt von dem Auferstandenen wirkte in der Apostelzeit merkwürdig belebend auf die Geister. Es wachte das Bewußtsein der Urkreatürlichkeit auf, das in jedem Menschen schlummert, ja mehr noch, sie selbst machte ihre ureigenen Kräfte geltend und schuf neue Verhältnisse. Was, wie erwähnt, im alten Testamente an einzelnen Menschen verheißungsvoll unter dem Einflusse des Geistes Gottes zur Geltung kam, das geschah im neuen Testament an der Gesamtheit der Jesusgemeinde. Das ist ein Hauch ewigen Lebens, welcher ausging vom Worte vom Auferstandenen.

Mit der Auferstehung hängt das menschenerneuernde Geschenk des heiligen Geistes eng zusammen (vgl.

Joh. 16, 7), und „wo der Geist des HErrn ist, da ist Freiheit" (2. Kor. 3, 17). „Da wir tot waren in Sünden, hat er uns lebendig gemacht mit Christo und hat uns samt ihm in das himmlische Wesen gesetzt in Christo Jesu", jubelt Paulus im Briefe an die Epheser (2, 5 ff.). Also nicht nur Thaten des Lebens sind geschehen. Es hat auch ein ungeahntes, überschwänglich großes und herrliches Werden unter dem Einflusse des Lebens begonnen. „Nun ihr seid frei geworden von der Sünde, seid ihr Knechte geworden der Gerechtigkeit" (Röm. 6, 18). „Er hat uns berufen nicht zur Unreinigkeit, sondern zur Heiligung", erklärt er den Thessalonichern (1. Thess. 4, 7). Und Jakobus schreibt: „Er hat uns gezeugt nach seinem Willen, daß wir wären Erstlinge seiner Kreaturen" (Jak. 1, 18).

In der Kraft der Auferstehung erfüllte sich das große, hohepriesterliche Gebet des HErrn: „Ich in ihnen und du in mir, auf daß sie alle vollkommen seien in Eines" (Joh. 17, 23). Damit werden die wunderbaren Worte deutlich: „Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben, wer dem Sohne nicht glaubet, der wird das Leben nicht sehen, denn der Zorn Gottes bleibet über ihm", und abermal: „Wer an mich glaubet, von dessen Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen", „der wird den Tod nicht sehen ewiglich" (Joh. 3, 36; 7, 38; 8, 51).

Wenn nun solchergestalt die Freiheit Jesu Christi Leben wirkt und Vollbesitz des Lebens ist, so muß sie auch die Art des Lebens an sich tragen. Das eigen-

tümlichste am Leben ist aber die Vorwärtsbewegung. Todesherrschaft prägt sich aus in einem steten Abnehmen, Lebensherrschaft in stetem Zunehmen. Das ist auch das charakteristische an allen neutestamentlichen Erscheinungen, geistlicher und leiblicher Art, daß sie nur verstanden sein wollen als Anfänge einer großen Entwickelung. „Freiheit" ist die Fähigkeit, sein eigenstes Wesen zu entfalten. Das frei werden ist nur der Anfang der Entwickelung. Die Befreiung durch Jesus ist eigentlich die Wiedergeburt. Eine Geburt ermöglicht das Wachstum persönlicher Kräfte und setzt einen Anfang zu großem Werden, aber sie erspart nicht das Wachstum. Darum sagt Paulus deutlich: „Wir haben nur des Geistes Erstlinge" (Röm. 8, 21) oder: „Er hat uns in himmlisches Wesen versetzt, auf daß er erzeigte in den zukünftigen Zeiten den überschwänglichen Reichtum seiner Gnade durch seine Güte in Christo Jesu" (Eph. 2, 5 ff.). Mit jenen Anfängen ist also eine Hoffnung auf weit größeres gegeben. In welcher Richtung sich solche Erlösung ausdehnen wollte, sagt, wie erwähnt, der Römerbrief: „Wir warten noch auf des Leibes Erlösung und warten in Geduld, denn auch die Kreatur wird frei werden vom Dienste des vergänglichen Wesens (also der Zeit und ihrer Konsequenzen!) zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes". Denn „noch ist nicht erschienen, was wir sein werden." So froh und dankbar die Apostel über das neue Werden waren, so eifrig sind sie auf weiteres, noch größeres

gerichtet. Ja, der Hebräerbrief stellt eine ganz nüchterne Überlegung an über die Frage: Ist es jetzt wirklich so weit, daß Jesu Alles unterthan ist, und seine Herrschaft schon in allen Gebieten da ist — und kommt zu dem Ergebnis — Nein! Sicherlich wird es einmal dahin kommen, aber „noch sehen wir nicht, daß ihm alles unterthan sei" (Hebr. 2, 8).

Darum verstehen wir, daß die Christen, die Heiligen, nur vorläufig Berufene sind, eine kleine Auswahl von Leuten, Erstlinge, denen noch viele folgen sollen.

Wozu sind diese Leute wohl gerufen? Natürlich muß solcher Ruf im Zusammenhange stehen mit dem Heils- und Errettungsplane Gottes, der da will, daß allen Menschen geholfen werde. Die Berufenen und Auserwählten sollen keineswegs die einzigen sein, die selig werden, sondern höchstens die ersten. Sie sind weniger berufen, die Seligkeit zu besitzen, als etwa ausbreiten zu helfen. Das Wort „viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt" findet sich bedeutsamer Weise bei Arbeitern im Weinberge (Matth. 20, 16). Zur Arbeit kann man viele anstellen, aber wenige brauchen! Ähnlich, wiewohl schwieriger, aber immer noch verständlich, heißt es von den Hochzeitsgästen: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt" (Matth. 22, 14). Die Knechte des Königs hatten sie unterschiedslos gerufen, „Böse und Gute". Der König konnte aber nicht alle ohne weiteres für die Hochzeit brauchen. Eine Hochzeit ist ja nicht das Ende

des Werdens, sondern erst der richtige Anfang. Und Hochzeit bezeichnet überall den rechten Anfang der Herrschaft Christi, des Zusammenlebens und Arbeitens des Bräutigams mit der Braut, der Gemeine. Als der HErr sein irdisches Wirken begann, war's auch Hochzeit (Luc. 5, 34, vgl. Joh. 2, 1 ff.)! Zum Anfang sind nicht alle Leute brauchbar, vielleicht aber können sie später Verwendung finden. Auserwählte sind Leute, die man im Himmel jetzt ins Auge fassen kann, für Gott etwas zu leisten, die mit Gotteskräften ausgerüstet werden, weil sie geeignet erscheinen, für Gott und sein Reich nützlich zu werden.

Mit der Erwählung beginnt naturgemäß auch ihre Seligkeit, denn Seligkeit ist Gottesgemeinschaft. So sagt Paulus von den Thessalonichern (2. Thess. 2, 13), sie seien von Anfang erwählt zur Seligkeit; diese ist aber nicht das letzte Ziel, sondern der begleitende Nebenumstand. Ziel ist immer Welterlösung, und das rechte Verhalten der Auserwählten hat ja einen erlösenden Einfluß auf alle Kreatur, die sich unbewußt danach sehnt und seufzt (Röm. 8, 19 ff.).

Zuerst war Christus der Auserwählte (Luc. 23, 35), danach die Apostel. Durch Vermittelung der Apostel wurde die erste Gemeinde ausgewählt für die nun erweiterte Arbeit des Auferstandenen. Ja, sie sind von allen Geschlechtern das ausgewählte (1. Petr. 2, 9). Viele hätten gern vorher begehrt zu sehen, was sie sehen und zu erleben, was sie erleben, aber vor allen Geschlechtern hatte Gott eben nur dieses auserwählt

für sich. Diese sind aber nur die Gemeinde der Erstgeborenen (Hebr. 12, 23). Der Erstling war Christus (1. Kor. 15, 20, 23), der auch heißt der Erstgeborene von vielen Brüdern, jene Gemeinde, jenes Geschlecht hatten durch Christum die Erstlinge im Geist (Röm. 8, 23, 29).

Daß man von solcher Auswahl noch nicht alle wirklich brauchen kann, ist natürlich. Aber wo man Anfänge im Himmel setzt und Erstlinge werden läßt, darf man sich auch auf Vollendung gefaßt machen. Damit aber, daß jemand auserwählt heißt und zugleich eine gewisse Seligkeit empfängt, ist über sein endliches Schicksal keinerlei Aussage gemacht, ebenso wie jemand, der offenbar nicht auserwählt ist, deshalb noch nicht von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen ist (1. Kor. 3, 15, vgl. ebenda 5, 5). Beide Fragen haben überhaupt miteinander nichts zu schaffen.

Es schadet also dem Menschen auch nicht ewig, wenn er nicht auserwählt ist. Er eignet sich vielleicht nach seiner ganzen Vergangenheit, seiner Veranlagung, Begabung und ganzem Wesen, wie es augenblicklich unter dem Einflusse der Todesherrschaft geworden ist, nicht dazu. Es ist auch damit keine Verwerfung, geschweige denn ein ewiges Urteil über ihn ausgesprochen, so wenig wie über die vielen Geschlechter, die gelebt haben vor dem „ausgewählten". Die Erwählung stellt ungeheure Anforderungen an einen Menschen, die man vielen einfach nicht zumuten kann, ohne sie zu zerbrechen. Man lese nur nach, was Paulus von sich

sagt 2. Kor. 11, 23 ff. Das lag alles auf ihm infolge seiner Erwählung. Wenn man heute nur wollte manchem seinen Beutel oder seine Tasche abschneiden (Luc. 10, 4), als „Ausgewähltem“, so würde sein Interesse für das Reich Gottes sehr wesentlich abgekühlt werden! Man stelle sich nur einmal selbst neben die Leute, die gern Ausgewählte werden wollten Matth. 8, 19 f., 21 f.; man denke sich einmal selbst in die Lage der Jünger hinein und die Opfer, die sie kraft ihrer Erwählung jeden Moment brachten, und man wird bescheidener werden.

Das eigenmächtige Eindrängen unter die Ausgewählten oder das nicht rechte Verhalten von Ausgewählten kann sehr verhängnisvoll werden und wird jedenfalls übler ablaufen, als bei gewöhnlichen Menschen. Man denke an Judas Ischarioth, an Simon (Apg. 8, 20 ff.), an jenen Hochzeitsgast, der sich gar nicht hochzeitlich zu richten verstand und beabsichtigte (Matth. 22, 12 ff.), an die fünf Jungfrauen, an Ananias und Saphira (Apg. 5, 1 ff.), und an viele andere, die zum Teil mit dem Tode bestraft wurden wegen falschen Benehmens nach der Erwählung. Ananias und Saphira würden heute ohne weiteres in jedem christlichen Vereine Ehrenmitglieder sein können um ihres wirklich sehr großen Opfers willen, aber als Ausgewählte, als Arbeiter für Gott, im Geiste und in der Wahrheit, waren sie nicht brauchbar, wurden sie mit dem Tode bestraft. Aber auch solcher Tod braucht kein endgültiges Urteil der Verdammnis auf

ewig zu sein. Im Gegenteil, auch solches Sterben kann eine Züchtigung vom HErrn sein, damit der Mensch nicht verdammt werde (1. Kor. 11, 32). Doch ist das gar nicht die bewegende Frage des neuen Testamentes, sondern die Frage, um die sich alles dreht, ist das Werden und Kommen des Reiches Gottes. Das Einzelschicksal wird davon ja beeinflußt werden, es ist aber nicht Gegenstand des Vermutens, des Fürchtens, der Aussagen, kurz irgend welchen Interesses. Ist's ein Verhalten in Furcht und Zittern für Gott und seine Sache, dann schafft es selbstverständlich die Seligkeit!

Auserwählte sind Streiter, die gefährliche Aufträge ausführen müssen, denen nicht jeder gewachsen ist. An den Früchten des Sieges nehmen aber auch solche teil, die zum auserlesenen Häuflein, der kleinen Herde, nicht gehören durften und konnten. Als Gideon die Midianiter schlug, hatte er nur 300 Ausgelesene, aber ganz Israel erfreute sich des Sieges und genoß ihn nicht minder wie die Auserwählten. Wer aber als Auserwählter irgend welche Rücksicht kennt, außer allein das Unternehmen, zu dem man ihn berufen hat, muß mit Gewalt, mit Strafe, unter allen Umständen entfernt werden, wenn nicht alles wieder zu Grunde gehen und verdorben werden soll. Da giebt es dann eiserne Zucht (vgl. 1. Kor. 9, 27).

Darum darf man nicht ohne weiteres jede christliche Gemeinde als „auserwählte" nehmen und anpredigen. Namentlich heute sind viele einfach als Verlorene anzusehen, die gesucht werden müssen, an

denen Auserwählte arbeiten sollten mit der Liebe, die dem Verlorenen nachgeht. Es scheint, daß man zuweilen in der christlichen Kirche diese neutestamentlichen Grundgedanken nicht ganz deutlich erkannt hat und in einen gefährlichen Subjektivismus geraten ist, dem die Sorge um sich oder einzelne Leute schließlich höher stand, als das Interesse für Gott und sein Reich. Sowie eben der Mensch anfängt, auf seinen Weg zu zu sehen, geht er in der Irre wie ein verlorenes Schaf (Jes. 53, 6). Ein mannigfaltiges Mißverstehen hat auch aus dem Ausdrucke „auserwählt" die wunderbare Lehre von der „Gnadenwahl" geschaffen, die wohl die äußerste Leistung des Subjektivismus ist.

Auserwählte sind die ersten der Gelösten, die sich nun selbständig ihrem wahren göttlichen Wesen entsprechend entfalten und für Gott nützlich machen können. Paulus war ein Ausgewählter, ein ausgewähltes Rüstzeug (Apg. 9, 15), aber das Ziel der Erwählung Pauli war nicht Pauli Seligkeit, sondern seine nutzbringende Arbeit für Gott, und seine Geschichte zeigt, daß er auf Grund seiner Erwählung mehr gearbeitet hat, denn die anderen alle. Aber mit der Erwählung durfte er sich noch nicht als „vollkommen" rechnen, er jauchzt aber in dem Bewußtsein des Ergriffenseins auf Vollkommenheit hin (Phil. 3, 12). Denn das ist das einzigartige, von dieser Entwickelung ergriffen zu sein, emporgetragen zu sein von dieser Flutwelle der Freiheit des ewigen Lebens, unaufhaltsam dem großen Ziele zu, der Herrschaft Gottes auf Erden, die sowohl des HErrn als

seiner Jünger Hauptsehnen und unablässiges Gebet ist (Matth. 6, 10).

Wir können uns kaum eine Vorstellung machen von dieser Freiheitswirkung und ihrer Perspektive. Es sei nur auf Eines aufmerksam gemacht: In Christo liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis (Col. 2, 3). Was je menschliche Wissenschaft, was je menschlicher Fortschritt war, das ist alles stümperhaftes Wesen, so groß es auch ist, gegen die Entwickelung des Geistes unter dem Machtbereiche Jesu Christi, in welchem alle diese Schätze verborgen liegen. Für unser Empfinden ist ja das Werden schöner, als das Vollendetsein. Mit Christo ist ein Wachsen und Werden in Ewigkeit gegeben. Es war also damals noch nichts fertig. Es war nur der lebensvolle Anfang einer Entwickelung gegeben. Die Vollendung war nur da als Prinzip. Die folgende Geschichte hatte die Aufgabe, das Prinzip in Wirklichkeit umzusetzen.

Die Freiheit ist keineswegs Selbstzweck, sondern legt die Verpflichtung des Werdens auf. Ohne persönliche Arbeit ist die Freiheit ziemlich wertlos und kann keinen Bestand haben. Und darin liegt ihre Gefahr. Wenn dieses Werdenmüssen nicht verstanden wurde von den Ausgewählten, sondern genommen wurde als das nun erreichte und allein erstrebenswerte Ziel, dann mußte der ganze Bestand des Reiches Gottes ernstlich in Frage gestellt sein. Es giebt in der That eine gewisse christliche Art, die im Bewußtsein des in Christo erlangten Heiles in einem ganzen Meer von Seligkeit

schwimmen möchte und nicht sehen will, daß Alles das nur schwache Anfänge und Keime der Entwickelung sind, Kräfte, die unter ernster Arbeit ausgebildet werden müssen. Bist du ausgewählt, dann kann man erst hoffen, daß du noch etwas werden kannst. Man könnte solche Art etwa nennen „fertiges Christentum", ein Zustand ohne Entwickelung. Das ist aber ein neues Todwesen mit geistlichem Anstrich. Darin lag schon in der ersten Christenheit die ernstliche Gefahr, daß wieder eine Nacht käme, da niemand wirken kann (Joh. 9, 4), und diese Sorge klingt bei den Aposteln durch allen Jubel der Freiheit hindurch und immer ernster. Seid nur keine fertigen Christen, seid lieber Heiden, seid lieber Zöllner und Huren, ihr kommet leichter ins Reich Gottes (Matth. 21, 31), als als fertige Leute. O dieses fertige Christentum, dieser Mehlthau jeder Entwickelung, dieses Todwesen, das nur mit der Idee und dem Begriff, mit dem Geschwätz des ewigen Lebens, der Tugend und der Unsterblichkeit übertüncht ist!

Wo nun das Christentum zuständlich wird, wo kein Vorwärts zu verzeichnen ist, da muß die Folge religiöse Gleichgültigkeit sein. Nur das Werden zeugt von Leben und erzeugt Leben, das Gewordensein ist Stillstand. Wo aber Stillstand wird, hört die Freiheit auf, weil das Leben aufhört, und der Tod ist dann schon im Prinzip da. Wir machen also die Beobachtung, daß das Christentum uns keineswegs vor socialer Fäulnis schützt. Es sind Zustände möglich

voller Kirchlichkeit, voller Christlichkeit, voll ausgebreiteter Frömmigkeit, voll fieberhafter socialer Vielgeschäftigkeit und Hilfsbereitschaft, und bei alledem ist alles schon dem Tode verfallen. Warum? Weil das ganze Wesen nicht aus der Freiheit geht, die der Sohn Gottes darreicht, oder weil es nicht in der Freiheit besteht, welche eine Entfaltung des Lebens aus Gott ist und nimmermehr ein Schwelgen in Wonne und Seligkeit. Nicht die Seligkeit ist das letzte Ziel der Menschheit, sondern das Reich Gottes. Die Seligkeit ist ein selbstverständlich begleitender Umstand des Reiches Gottes. Die Auserwählten sind schon selig, aber das, was werden soll, ist noch nicht erschienen, nämlich die Herrlichkeit des Vaters ausgebreitet über alles Fleisch (4. Mos. 14, 21).

Freiheit im biblischen Sinne ist der positivste Begriff, den man sich denken kann, indem er Zeugnis ablegt von unserem göttlichen Sein, indem er protestiert gegen die Vergewaltigung der Sünde, und endlich die höchste Entwickelung ermöglicht unter dem Machtbereiche Jesu Christi.

Es muß nun um der Vollständigkeit willen gesagt werden, daß das Wort „Freiheit“ nicht immer in diesem selben Sinne gebraucht wird, auch bei Paulus nicht. Das griechische Wort ist ja ursprünglich ein heidnisches Wort, das im neuen Testamente unter neuen himmlischen Erlebnissen erst heilsgeschichtlich ausgeprägt wurde. Eigentlich hat es nur eine negative Bedeutung und wird auch so gebraucht, z. B. im Ga-

laterbrief und oft. Es heißt eigentlich „Losheit“, „Losgebundenheit“. Es wäre nun zu fragen, welche Bedeutung in den evangelischen Kirchen und im Bewußtsein der evangelischen Gemeinde zur Herrschaft gekommen ist, oder mit andern Worten: Woran denken unsere Gemeinden, wenn von „Freiheit“ gepredigt wird?

Nun, es ist sattsam bekannt, daß die Freiheitsidee der fruchtbarste Gedanke ist, der jemals von Menschen gedacht wurde, und dieses unser Jahrhundert verdankt seine Größe ja hauptsächlich dieser Idee, der Entwickelung der Freiheit, aber nicht nur dieses, sondern alle Jahrhunderte seit der Reformation haben an der Entwickelung der Freiheitsidee in hervorragender Weise gearbeitet. Welche ist nun so befruchtend gewesen, die von uns entwickelte paulinische oder die ebenfalls als paulinisch nachweisbare, aber ältere griechische Bedeutung?

Statt einer kulturgeschichtlichen Entwickelung kann man einige Federstriche thun und einige Freiheitsideen nennen, deren jede dem Blick eine Welt voll Werdens in unserem Bewußtsein und Erleben öffnet. Es fängt immer an mit Gedankenfreiheit — dann heißts Lehrfreiheit — Redefreiheit — Versammlungsfreiheit — Religionsfreiheit — Preßfreiheit — Handelsfreiheit — Gewerbefreiheit — freie Forschung — freie Wissenschaft — Freizügigkeit. Hier ist wirklich Fruchtbarkeit vorhanden, eine ganze Freiheitssippe hat sich entwickelt, die Sippe der Volksfreiheit. Wenn nun in der Kirche

von „Freiheit“ gepredigt wird, fallen diese oder jene Freiheitsideen wie zündende Funken in die Seelen der Hörer. Der Gedanke an die naheliegende Freiheit, die die Gemüter der Zeitungsleser bewegt, wacht auf, aber nicht zunächst der Gedanke an die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. So geht es schon seit den Tagen der Reformation. Wir möchten aber für alle diese Freiheiten lieber die verständlicheren Fremdwörter brauchen „liberté“, „Liberalität“, die zugleich geographisch orientieren. Denn das ist höchst interessant. Wir haben alle diese Ideen überkommen, wie schon das Wort sagt, von Frankreich. Frankreich ist aber dasjenige Land, das der Predigt von der evangelischen Freiheit am fernsten stand. In Deutschland hat die Kirche der Reformation stets durch einen vertieften Begriff der evangelischen Freiheit gegen diese „liberale“ Auffassung protestiert, dort aber, wo die freie evangelische Predigt fehlte, fielen nur diese Funken hin und entzündeten ein unheiliges Feuer. Gegenwärtig nun, wo auch im evangelischen Deutschland die Macht der kirchlichen Predigt mehr und mehr durch den zunehmenden Einfluß einer liberalen Presse gebrochen wird, haben es diese wildwuchernden außerevangelischen Freiheitsideen vom westlichen Nachbar her zu üppiger Entwickelung gebracht, auch im evangelischen Volkswesen. Das Liebäugeln mit Frankreich hat eben noch keinem Volke jemals Segen gebracht und bringt auch keinen. Was man weltlich etwa gewinnt, geht geistlich verloren. Denn diese ganze Freiheitsbrut, das sind alles Pflanzen,

die der Vater im Himmel nicht gepflanzt hat. Sie alle gehören zur Gattung Fleischesfreiheit; unsere Freiheit aber ist die Geistesfreiheit, und es ist vom Standpunkte des Reiches Gottes tief zu beklagen, wenn sich auch Pfarrer dazu hergeben, Agitatoren politischer Freiheit zu werden. Von ihnen sollte man mehr erwarten, als von den Höhen der heiligen Schrift in die Tiefen weltlicher Politik hinunterzusteigen.

Zwar versteht sich von selbst, daß alle diese Freiheiten der Menschheit nicht vorenthalten werden können. Es sind ja im Grunde Forderungen der Gerechtigkeit und Wahrheit. Aber das, was die Freiheit der Kinder Gottes bringt, ist ja unendlich viel mehr, soviel mehr, daß gar nicht Ursache ist, um jene dürftigen politischen Freiheiten soviel Wesen zu machen. Man sieht das am deutlichsten am Beispiel der Sklaverei. Die Apostel haben nicht daran gedacht, die Sklaverei abzuschaffen, oder die Sklaven zu ermutigen, nach allgemeiner Befreiung zu trachten und vielleicht zu petitionieren. Im Gegenteil nötigt Paulus den entlaufenen Sklaven Onesimus zu seinem Herrn Philemon zurückzukehren und ihm nach seiner Befreiung in Jesu nun erst recht zu dienen, und hält die Befreiung für nichts absolut wesentliches, auch nicht 1. Kor. 7, 21. Die Sklaverei ist aber von allein gefallen, und alle politischen Freiheiten reifen mit der Befreiung Jesu Christi von selbst der Menschheit als Früchte entgegen, so etwa nach dem Muster: „Welcher seinen eigenen Sohn für uns alle dahin

gegeben hat, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?" (Röm. 8, 32). Aber losgelöst vom Worte Gottes, als wahres Menschheitsziel hingestellt, führen alle diese Freiheitsideen ausnahmslos zu Aufruhr und Empörung, unsere Freiheit dagegen zur höchsten Vollendung göttlicher und menschlicher Ordnung.

Aber die liberale Auffassung des Begriffes hat trotz der ernstesten evangelischen Predigt doch im Gemeindeboden Geltung erlangt. Die Freiheit wird fleischlich aufgefaßt, sowie auch vielfach die leiblichen Lösungen oder Heilungen des Heilandes fleischlich verstanden wurden. Das Fleisch aber gelüstet wider den Geist. Mehr und mehr drängt sich das irdische Freiheitsideal in den Vordergrund des Denkens, und das bischen evangelische Predigt erscheint mehr wie ein religiöses Brimborium, angestellt, um etwa die rohe Masse und beschränkteren Geister zu zügeln. Je mehr aber die Masse über die letzten Ziele ihrer Freiheiten aufgeklärt wird, um so mehr muß sie religiös gleichgültig werden. Wo das Wesen der wahren Freiheit verloren gegangen ist, sei es nun durch geistliche Versumpfung oder durch verwässerte liberale Begriffe, tritt religiöse Gleichgültigkeit mit Naturnotwendigkeit auf. Denn haben evangelische Gemeinden solche verflachte Ideen, so bleibt ihnen vom Christentum nichts mehr übrig. Von allem Gesetzeswesen, von allen Ceremonien hat man sie evangelisch losgebunden, das wahre positive Wesen haben sie aber nicht erhalten und darum sind sie geistlich gleichgültig oder gar atheistisch gesinnt.

Nun erhebt sich aber die bedeutungsvolle Frage: Wie war es möglich, daß es trotz der rechten Predigt dahin kommen konnte, und wie kann es besser werden?

Ehe wir diese wichtige Frage beantworten, müssen wir auch auf dem zweiten Gebiete, dem Gebiete des Glaubens, eine Vergleichung zwischen biblisch-kirchlicher und volksmäßiger Auslegung des Begriffes „Glaube" anstellen.

II.

Betreffs des Begriffes „Glaube" können wir um so kürzer sein, als wir ja durch den Begriff „Freiheit" biblisch orientiert sind.

Zunächst fällt an dem Begriff „Glaube" auf, daß er schier unzähligemale, weit öfter als der Begriff „Freiheit", in der heiligen Schrift vorkommt und doch nirgends definiert wird. Auch Hebr. 11, 1 ist keine Definition, keine einigermaßen erschöpfende Aussage dessen, was Glaube ist. Die Stelle, an der der Hebräerbrief am deutlichsten über das Wesen des Glaubens redet, ist c. 6, 4. Dort kommt das Wort „Glaube" aber gar nicht vor. Demnach muß der Begriff „Glaube" etwas so überaus bekanntes und allgemein vorhandenes gewesen sein, daß mehr über seine Wirkungen als über sein Wesen Erörterungen nötig erschienen. Man kann etwa sagen: Vielleicht hat nicht jeder alle Höhen und Tiefen des Begriffes „Freiheit"

erkannt; denn über Wesen und Ziel der Freiheit finden sich sehr bedeutsame Erörterungen bei Paulus, sogar bei Jakobus, die von ihnen offenbar zur Gemeindeaufklärung für notwendig erachtet wurden; aber alle hatten eine sehr lebhafte Vorstellung vom Glauben.

Darum wollen wir hier auch nicht den Begriff „Glaube" definieren. Aber die Summe der biblischen Aussagen setzt uns in die Lage, den Glauben zu bestimmen 1. nach seinem Ursprung, 2. nach seinem Wesen, 3. nach seinen Wirkungen, 4. nach seinen Hindernissen, 5. nach seinen Gegensätzen. Dadurch wird der Begriff ja genügend deutlich werden, zumal er in den evangelischen Kirchen bereits deutlich ist oder sein sollte.

1. Der Ursprung des Glaubens ist bei Gott. Er ist Gottes Gabe (1. Kor. 12, 9; Gal. 4, 6; Eph. 2, 8; Phil. 2, 13). Gott thut auf die Thür des Glaubens, d. h. er giebt den Leuten die Möglichkeit zu glauben (Apg. 14, 27). Er beruht auf Gottes Erwählung (2. Thess. 2, 13). Damit stimmt genau, was wir oben über „Erwählung" gesagt haben. Die Thessalonicher erschienen offenbar vor Gott brauchbar, an seinen Zielen mitzuarbeiten. Darum wurde ihnen das Geschenk des Glaubens zu teil. Sie durften gleichsam aus der Nacht der Gebundenheit in das Licht des Glaubens, der Gottesgemeinschaft und des Gehorsams eintreten, um sich nun als Streiter Gottes, die die Erwählung durch ihr Verhalten rechtfertigen, zu bethätigen. Im Gegensatze dazu können Leute auch

noch mehr unter den Unglauben geschlossen werden, daß sie eben nicht imstande sind, Gott zu erkennen und zu gehorchen und fürs erste an seinem Heile teilzunehmen, weil von ihnen her keine Fortschritte des Reiches Gottes zu erwarten sind. Solche sind z. B. die Juden (Röm. 11, 32). Damit ist aber natürlich ebensowenig eine Aussage über ein ewiges Sein und Schicksal gemacht, wie mit der Erwählung. Im Gegenteile bleibt die Absicht unentwegt auf Seligmachen des ganzen Israel (Röm. 11, 26), trotz aller vorläufigen Gebundenheit unter den Unglauben.

Wie nun Gott, so ist auch Jesus Anfänger und Vollender des Glaubens (Hebr. 12, 2; vgl. Apg. 16, 14). Weil aber der Glaube eine Gabe freier Gnade ist, so ist sein Maß verschieden. Nicht jeder hat das gleiche Maß, nicht jeder ist für die Gabe jetzt ausgewählt (Röm. 12, 3). Offenbar ist er ganz entsprechend den Aufgaben, die einem Auserwählten gestellt sind, und der Haltung, die er zu ihnen einnimmt, ausgeteilt. Es ist ungeheuer wichtig, daß das gewußt und verstanden werde. Nicht auf menschlichem Wünschen oder Thun ruht der Glaube, sondern er ist ein freies Geschenk des lebendigen Gottes, der dem Menschen nahe tritt. Wenn der Heiland gelegentlich an die Menschen die Forderung stellt, sie sollen glauben, so widerspricht das unserer Aufstellung nicht. Denn der lebendige Gott war ihnen wirklich nahe getreten und trat ihnen nahe gerade in Jesu und später in seinen Aposteln. Die Nähe Gottes wurde auch

meistens erkannt und verstanden. Dann war es freilich an den Leuten, gerade in solchen Zeiten auch ihrerseits etwas zu leisten und solcher Offenbarung gehorsam zu werden und Zutrauen zu zeigen.

2. Das Wesen des Glaubens ist Zutrauen. Der göttliche Anfang muß menschlich fortgesetzt werden im Vertrauen. In dieser Bedeutung findet sich das Wort Glaube häufig, besonders bei den Synoptikern, also im Munde Jesu. Aber sofern der Glaube eine Gottesthat ist, ist er eine neue Offenbarung befreiender Art. So verwendet Paulus (Gal. 3, 23; Apg. 16, 34; vgl. Joh. 12, 38 mit Jes. 53, 1) häufig das Wort. Und deswegen ist er auch eine in uns waltende Kraft Gottes (1. Kor. 2, 5; 15, 17; Apg. 6, 8), ein geistlicher Waffenschmuck zu gottgemäßem Kämpfen der Auserwählten (Eph. 6, 16; 1. Thess. 5, 8; 1. Petr. 5, 9). Mit der Aufgabe und Erwählung ist im Glauben die entsprechende Kraft geworden und zur weiteren Ausbildung gegeben. Der Glaube stellt ferner dar die Gemeinschaft mit Christo in Gott (2. Kor. 13, 5; 1. Thess. 2, 13; Gal. 2, 20; Eph. 3, 17), und ist vor allem ein Verhalten im Gehorsam gegen Gott und seine Gebote (Röm. 16, 26; vgl. Luc. 20, 5; Apg. 6, 7). Was Jesus bei den Leuten „Glaube" nennt, ist dasselbe, was er dem Vater gegenüber hat und übt. Im Vertrauen zu ihm selbst sieht er die Gleichartigkeit der Gesinnung zwischen ihm und den Menschen, und darum wurde das für ihn bestimmend und befähigend,

das Vertrauen zu rechtfertigen. Die Beziehung zu Jesus ist schon der Anfang des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den Menschen und Gott. Und dieser Glaube, der half den Leuten. Gesund wurden viele durch sein Wort und Berührung, geholfen wurde einzelnen durch den Glauben. Man könnte sagen: Der Glaube ist die neue Lebensluft, die uns umgiebt im Bereiche der Freiheit.

Der Glaube war in alttestamentlichen Zeiten ein Geheimnis, das immer nur einzelnen Leuten mitgeteilt werden konnte. Am deutlichsten mag die Offenbarung des Glaubens für Abraham gewesen sein. Alle folgenden mußten es gleichsam im Geisteszusammenschluß mit ihm haben, dem „Vater der Gläubigen". Der Glaube der alttestamentlichen Menschen verhält sich zu dem neutestamentlichen etwa so wie die Auferweckung des Jünglings zu Nain, des Lazarus u. s. f. zur allgemeinen Auferstehung. Es sind vorausgeworfene Schatten dessen, was kommen soll, Vorfrüchte des Sieges. So ist die Glaubensreihe des Hebräerbriefes (c. 11) zu nehmen. Die Allgemeinheit war damals noch immer unter das Gesetz gebunden, bis „der Glaube kam" (Gal. 3, 25). Die Zeiten hatten sich also unter Paulus dahin geändert, daß die neue Offenbarung des Glaubens, auf welche die einzelnen Gläubigen des alten Testamentes nur Verheißungen darstellten, wirklich da und jedermann zugänglich war. Jeder war getragen von der Kraft des Glaubens und erfüllt mit diesem neuen, göttlichen — Fluidum, wenn

der Ausdruck einmal gestattet ist. Die neue Gesinnung aber ist nicht das Wesen, sondern die Wirkung des Glaubens. Natürlich galt dabei immer, daß „der Glaube nicht jedermanns Ding sei" (2. Thess. 3, 2). Nicht jedermanns Geschmack ist es, unter solcher Geisteszucht Gottes zu stehen. Diese wurden dann natürlich mitten in allen Offenbarungen des Glaubens ihrer Zeit von seiner Herrlichkeit ausgeschlossen!

3. Diese Realität des Wesens des Glaubens hat nun gewaltige Wirkungen. Zunächst und hauptsächlich schafft er Gerechtigkeit vor Gott. Das ist paulinische Grundlehre, die besonders der Römerbrief vertritt. Das befähigt den Glauben, Sieg zu werden über alles was Welt ist (1. Joh. 5, 4), und daher wirkt er Reichtum des Geistes (2. Kor. 8, 7); Heiligkeit (Col. 1, 22), ewiges Leben (Joh. 3, 36; 5, 24), Seligkeit (2. Makk. 12, 45; vgl. dazu Apg. 16, 31; wo die Wirkung sich sogar auf das ganze Haus des Gläubigen erstreckt). Dazu kommt als endliche Wirkung Auferstehung (Col. 2, 12). Das ganze Wesen des Glaubens wird ferner stets begleitet, weil es Ausfluß der Gemeinschaft mit Gott ist, von großen Werken, in deren Bestimmung der geheiligte Mensch frei ist (Joh. 14, 12; vgl. Matth. 17, 20; 21, 22; Marc. 6, 7; 16, 17). Glaube stellt also dar die höchste göttliche und menschliche Kraftentfaltung. Es ist ein Zustand des Verwachsenseins mit dem Schöpfer aller Dinge zu heiliger Einheit, in welchem natürlich dem Glauben alle Dinge möglich sind.

4. An Hindernissen des Glaubens nennt der Heiland eines, das ungemein charakteristisch ist: „Ihr könnet nicht glauben, die ihr Ehre von einander nehmet" (Joh. 5, 44). Sobald ihr es darauf ablegt, menschlich groß und geehrt zu werden, und euer Geist also nicht die Richtung auf Gott nimmt — könnet ihr nicht glauben. Für Jesum und den rechten Jünger Jesu Christi war das oberste Bedürfnis immer, daß Gott geehrt werde. Derjenige, der nach eigener Ehre trachtet, hat sich damit naturgemäß von allen Wirkungen göttlicher Kraft abgeschnitten. Er ist nicht mehr Eins mit dem Vater, sondern dem Wesen des Vaters fern getreten. Der Gedanke an den eigenen Nutzen scheidet vom Vater. Der rechte Gläubige denkt an Gott. Darum nennt der HErr seine Jünger „kleingläubig", als sie in jenem Meeressturme riefen: „Wir verderben". Hätten sie wie Er nur an den Vater gedacht, so hätten sie auch getrost schlafen können. Die Gemeinschaft mit Gott mußte sich stärker erweisen, als des Sturmes Toben (Matth. 8, 25 f.).

Vielleicht dient diese Erkenntnis auch heute zur Erklärung für manche Art der religiösen Gleichgültigkeit, dieses Denken an sich, dieses eitler Ehre geizig sein! Ein weiteres Hindernis, das besonders in der Apostelzeit zur Geltung kommt, ist absichtliche, böswillige Verstockung wider besseres Erkennen (Apg. 19, 9; vgl. 28, 24, und Marc. 16, 16).

5. Der Gegensatz des Glaubens ist Unglaube s. v. a., Ungehorsam und Herzenshärtigkeit (Marc. 6, 6;

16, 14; vgl. Apg. 19, 9); Unglaube ist niemals s. v. a. Gleichgültigkeit, sondern stets Verstockung wider besseres Wissen und Erkennen.

Diese Bedeutung des Begriffes „Glaube" folgt eigentlich notwendig aus dem Gebrauche des allgemein menschlichen Begriffes Glauben in seiner besonderen Anwendung auf Gott. Aller Glaube beruht auf Gegenseitigkeit, nicht auf Einseitigkeit. Darum ist der Glaube an Gott etwas so großes, entsprechend der Persönlichkeit Gottes. Wenn man es menschlich deutlich machen will, könnte man dafür das lateinische Wort „Credit" in unserer Handelssprache gebrauchen. Das Thun des Einen ist, ihn zu eröffnen, die Sorge des Andern, ihn nicht zu verlieren und nutzbringend damit zu arbeiten. Kredit hat nur Wert, wenn man damit wuchern kann, andernfalls ist seine Gabe wertlos, sogar gefährlich. Kredit eröffnen kann man nur mit Auswahl und nach bestimmtem Maße, nicht jedermann gleich hoch, sondern nur entsprechend den Garantien, zu denen man Zutrauen haben kann. Kredit ohne Auswahl würde den ganzen Handel weit mehr schädigen als beleben, aber mit entsprechender Auswahl ist er Hauptmittel zur Erreichung großer Wirkungen. Um ohne Bild zu reden, ist Gott derjenige, der Himmlisches anvertraut, der Mensch, der es festhält und göttlich verwertet. Die Initiative liegt auf Seiten Gottes. Daher kann man nicht in die Menschen ohne weiteres hineinpredigen: Glauben, Glauben! Das werden sie gar nicht verstehen können. Man kann aber

verlangen, daß sie der Gabe Gottes nicht ungehorsam seien.

Die Reformationszeit war eine Zeit der Gaben Gottes. Sie ruhte auf himmlischen Anstößen und war jedenfalls der irdische Ausdruck von Vorgängen in der Unsichtbarkeit. Diese Erkenntnis scheint auch die Wahl des Textes zum Reformationsfest veranlaßt zu haben Offenb. Joh. 14, 6 f. Weil man aber eines Thuns Gottes inne wurde, darum war ihr Losungswort — „Glauben". Glaube ist keine Idee, sondern ein Erleben und Thun. Ist „Freiheit" Herstellung göttlicher Natürlichkeit, so ist „Glaube" bewußtes göttliches Verhalten dazu, Annehmen der göttlichen Natürlichkeit, Gehorsam. Im Paradiese herrschte Freiheit, nicht Glaube. Die Geschichte der Erlösung aber ist die Geschichte des Glaubens. Der Hebräerbrief, der den alttestamentlichen Glaubensspuren nachgeht, hebt bei Abel an, nicht bei Adam (Hebr. 11).

Doch hat die eigentliche Höhe des Verständnisses nicht einmal der ganzen Apostelzeit geeignet. Schon gegen Ende der Apostelzeit muß sich in der Christenheit ein fades Gerede über den Begriff Glaube breit gemacht und Geltung verschafft haben, dem das paulinische Verständnis verschlossen blieb. Wird aber Geist und Kraft Pauli nicht behauptet, so bleibt nur das leere Wort „Glaube" zurück, das Reden vom Glauben, die Ansicht vom Glauben. Klagt doch sogar der 2. Petrusbrief (2. Petr. 3, 16), den Paulus nicht mehr verstehen zu können — Pauli Centrum ist aber der

Glaube! Gegen das Glaubensgerede, das leere, scheint sich der Jakobusbrief richten zu wollen mit seiner nachdrücklichen, beinahe einseitigen Betonung werkthätiger Glaubensäußerung, die, so gut sie damals gemeint gewesen sein mag, in der Folge doch leicht recht mißverständlich werden konnte. In der That wurde Jakobus für die abendländische Kirche maßgebend, während es ja das Erlösende der Reformation ist, daß sie sich auf die ursprüngliche Glaubenspredigt Pauli gründet. Luther hat Paulus in seiner ganzen Tiefe des Glaubens erfaßt, im Begriffe der Freiheit aber hat die Reformation nicht die ganze Tiefe des Begriffes zur Aussprache gebracht.

Es würde sich nun für uns fragen: Welcher Begriff des Glaubens herrscht in der lutherischen Gemeinde? Wir sahen, ein Mißverständnis Pauli erzeugt ein fades Gerede, ein Mißverstehen Jakobi äußerliche Werkgerechtigkeit. Für evangelische Gemeinden ist also erstere Gefahr vorhanden. Und der sind sie auch erlegen.

Ein Prediger muß bei der Predigt vom Glauben einen doppelten Eindruck gewinnen: Entweder sie denken, sie wissen das schon, dann langweilen sie sich, oder er sucht die ganze Tiefe des Begriffes zu erörtern, dann sitzen sie verständnislos da. Es ist, wie man so schön sagt: zu hoch für die Gemeinde. Man merkt also: Die eigentliche Welt und das Leben des Glaubens ist ihnen im allgemeinen verschlossen. Darum bleiben sie religiös gleichgültig. Was man „Glaube“

heißt, ist vielfach wenig mehr als flaches Annehmen, und ist nur verwunderlich, daß sich niemand darüber Gedanken macht, in welchem Verhältnis die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, zu solchem stumpfsinnigen Annehmen steht. Gerechtigkeit vor Gott muß doch die höchste Lebenskraft entflammen, diese hergebrachte Meinung vom Glauben ist seelische Einschläferung, geistiger Tod, also gerade das Gegenteil vom Leben des Glaubens. Darum giebt es auch in unserer Zeit nur sehr selten Abfall vom Glauben in Pauli Sinne, denn Abfall vom Glauben ist ein Schade, für den es keine Heilung giebt (Hebr. 6, 4). Wer von uns abfällt, fällt aus der Konfession, aus einem gewissen kirchlichen Zusammenhang, aus Konfirmationsanschauungen, vielleicht aus gewissen religiösen Gewohnheiten, Gefühlen und Vorstellungen, jedenfalls aus *irdischem* Religionswesen, aber nicht vom *Glauben*. Was wir im allgemeinen Abfall vom Glauben nennen, ist eine Folge der Gleichgültigkeit, des geistlichen Mißverstehens und der weltlichen Verödung des Geistes.

Es geht mit dem Glauben wie mit der Lebenskraft. Diese kann ungeheuer gesteigert werden durch Zucht und Übung, sie kann und muß verschwinden durch Unthätigkeit. Sobald christliche Gemeinden das Ziel des Reiches Gottes vergessen, mit ihrem anvertrauten Glaubenspfunde nicht wuchern, wird ihnen auch genommen, was sie haben. Lutherische Christen verlieren aber dann alles, alles. Und das ist wirklich eine schreiende Not unserer Zeit.

III.

Das ist aber das verwunderliche, daß man trotz aller korrekten reinen Lehre, trotz Jahrhunderte langer Volkserziehung im Geiste der Lehre, je länger, je mehr in derselben Kirche klagen muß: Sie mißverstehen die Freiheit, sie kennen den wahren Glauben nicht und sind darum religiös gleichgültig und fallen in den geistlichen Tod dieser Welt!

Dieses Rätsels Lösung verlangt nun unser Thema: Wie kann das zugehen? Wo liegt da der geheimnisvolle Fehler, denn um etwas sehr finsteres handelt sichs. Wir antworten nun: Der Fehler liegt im Begriff der Freiheit und im Begriff des Glaubens. Nicht daß die evangelischen Begriffe falsch seien, das glauben wir erwiesen zu haben, aber daß es überhaupt für die Gemeinde wesentlich Begriffe sind, das ist der Fehler. Die Bibel kennt überhaupt keine Begriffe, sondern nur Thatsachen, d. h. sie hat nur soweit Begriffe, als sie objektiven, realen Untergrund haben, der jedermann zugänglich ist. Eine Kirche, die allen Nachdruck auf reine Lehre legt, steht in steter Gefahr, die Thatsachen begrifflich aufzulösen, die Begriffe zu entwickeln auf Kosten der Thatsachen. An sich ist ja die Welt Gottes und seiner Heilsgeschichte genau so objektiv wirklich, wie unsere gegenwärtige, irdische Welt, das Eindringen in die Offenbarungswahrheiten Gottes, wie sie Jesus dar-

bietet, ein ebenso exaktes Studium wie die Naturwissenschaften. Aber weil alles das vorläufig unsichtbar ist, erscheint es leicht unsicher, und es besteht die Gefahr, statt der Thatsachen und des Erlebens Begriffe und Ideen und Gefühle zu setzen, oder: mangelndes Erleben legte die Auskunft nahe, dafür Begriffe und Lehren zu setzen, um die Armut notdürftig zu verdecken.

Und unsere Kirchen sind dieser Gefahr nicht immer entgangen. Dafür einige Beispiele. In einem sehr bekannten lutherischen Katechismus, württemberger Abstammung, der sehr weit verbreitet ist und von vielen Konfirmanden auswendig gelernt wird, findet sich folgende Frage aus Anlaß des Glaubens: Wer ist Gott, an den man glauben soll? Die Antwort lautet: Gott ist ein unerschaffenes, geistiges Wesen, ewig, allmächtig, weise, allgegenwärtig, allwissend, gerecht, heilig, wahrhaftig, gütig und barmherzig. Hier wird der an sich nicht erklärungsbedürftige Begriff „Gott" klar gemacht durch eine Fülle unklarer Begriffe. Denn unter normalen Verhältnissen müßte jedes Kind wissen, wer Gott ist, sowie man auch keinem Kinde zu definieren braucht, wer sein Vater und seine Mutter ist. Zwar wird der Begriff „Vater" im Laufe des Lebens immer mehr Vertiefung erfahren und ganz für unser Verständnis nie erschöpft werden, ebenso wie auch der Begriff „Gott" auf jeder Lebensstufe tiefer werden wird und erst in der Ewigkeit voll verstanden werden kann. Aber auf jeder Stufe des Lebens ist ein deutlicher Begriff da,

der keiner Erklärung bedarf. Dagegen unter „unerschaffen“, „allgegenwärtig“, „allmächtig“, „allwissend“, u. s. f. vermögen Kinder sich schwer etwas vorzustellen. Das scheinen überhaupt mehr Wörter zu sein, die sich da zur rechten Zeit eingestellt haben, die statt der wahrhaftigen Gottesnähe eine Lehre von Gott dafür unterschieben. Mit solchen Antworten aber rücken wir das kindliche Denken aus der Klarheit in die Unklarheit.

Aber das Beispiel haben wir absichtlich gewählt, um den Gegensatz zur heiligen Schrift klar zu machen. Zufällig findet sich die analoge Frage in den Evangelien. Philippus fragt: „HErr, zeige uns den Vater!“ Die Frage ist schon charakteristisch. Als Mann des Volkes will er keine theologische Begriffserörterung, sondern er will handgreifliches, er will gezeigt haben. Auch ein Kind würde niemals eine so — seltsame Frage stellen: Wer ist Gott, an den man glauben soll? Die ganze Frage ist schon ein katechetisches Kunststück. Nun, Jesu Antwort lautet: „Philippus, so lange bin ich bei euch und du kennst mich nicht? Wer mich siehet, der siehet den Vater“ (Joh. 14, 8 ff.). Mit einem Worte sind sie aus der begrifflichen Erörterung heraus, mitten im realen, handgreiflichen Leben. Da, wo wir uns an den Verstand der Kinder wenden, redet Jesus zum Gewissen der Jünger!

Eine ganz ähnliche Geschichte findet sich Matth. 11 in der Botschaft des Täufers. Offenbar entsprach Jesus nicht dem Messiasbegriff des Johannes und

dieser schickt sich an, wie es leicht einem Theologen geht, nicht seinen Begriff zu ändern, sondern womöglich Jesum. Und was antwortet Jesus? Statt aller begrifflichen Erörterung und biblischen Auseinandersetzungen müssen die Jünger berichten, was sie sehen und hören, also Thatsachen. Und „selig ist, wer sich nicht ärgert an mir", verlegt die Messiasfrage aus dem Verstande in das Gewissen des Täufers.

Wir können uns nicht versagen, noch ein Beispiel auszuwählen. Es betrifft das die Verheißung vom heiligen Geiste. Der HErr redet zu seinen Jüngern von ihm, dem Tröster, der kommen wird, als einer ganz bekannten Persönlichkeit, ohne alle Definitionen und Theologismen. Was von ihm noch unklar war, mußte mit Naturnotwendigkeit spätestens bei seinem Erscheinen klar werden. Vergleichen wir damit, wie sich die christliche Kirche zu dieser Frage gestellt hat. Die Väter des vierten und der folgenden Jahrhunderte haben sich den Kopf zerbrochen über das Wesen und den Ursprung des heiligen Geistes und bitter befehdet um abweichender Ansichten willen, ja, der sinnreiche Streit um das Stichwort „filioque"*) trennt bis heute die zwei mächtigsten Kirchen und bekanntlich kann nicht einmal Leo XIII. trotz aller Politik und Mühe den Streit um das „filioque" schlichten. Sollte nicht der Tröster, wenn er wirklich

*) Es war der Streit, ob der Geist vom Vater und dem Sohne (filioque), oder blos vom Vater allein ausgehe! Dieser Streit führte zur Trennung der römischen und griechischen Kirche.

kommt und da ist — in alle Wahrheit leiten? Ist es denn niemand verwunderlich, daß der heilige Geist vor seiner Erscheinung den Jüngern viel deutlicher gewesen zu sein scheint, als nach seiner Ausgießung der christlichen Kirche, die sich doch seines Vollbesitzes rühmt?

Überblicken wir nun die ausgewählten drei Beispiele, denen wir viele anreihen könnten, so entsprechen sie etwa den drei Artikeln des christlichen Glaubens. Denken wir uns einmal im Munde Jesu Christi irgend eine Bekenntnisformel oder einen Glaubenssatz! Es ist ein unmöglicher, beinahe lästerlicher Gedanke! Und doch, wie bitter haben wir das Apostolikum verteidigt, als wenn mit seinem Besitz das Reich Gottes und seine Kraft stehe und falle. Daß die liberale Theologie es abzuschaffen sucht, ist ihr gar nicht zu verdenken, da sie doch nicht an seinen Inhalt glaubt; aber daß die positive so erbittert darob kämpft, das ist rätselhaft. Ein leidenschaftliches Kämpfen entspringt meistens dem Gefühle der Unsicherheit und Schwäche. Sind wir denn wirklich so unsicher darüber, als könnte irgend eine liberale Theologie in der That das Reich dessen zu Falle bringen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, und der herrschen muß von Ewigkeit zu Ewigkeit und alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße legen? Mit einem solchen vollen Bekenntnis fürchtet man sich vor den Meinungen von ein paar Professoren? Wars denn wirklich an uns, gerade mit dem Schwert darein zu schlagen und dem

Gegner vielleicht ein Ohr abzuhauen? Wer das Schwert nimmt, stellt sich auf gleiche Stufe mit seinem Gegner und kann von Rechts wegen ebenso umkommen wie jener. Wer aber an den Sohn glaubt, der hat das Leben. Wer an die Herrlichkeit des Auferstandenen glaubt, wird sich über Professorenmeinungen und liturgische Fragen oder kirchenregimentliche Maßnahmen schwerlich aufregen. Das Apostolikum als solches hat mit dem Reiche Gottes gar nichts zu schaffen.

Es ist eine ganz überraschende Thatsache, daß Jesus in seinem öffentlichen Wirken völlig auskommt ohne begriffliche Erörterungen, ohne Erklärungen und Beweise, sondern durch eine Fülle von Erlebnissen wirkt. Er lebt ihnen alles Göttliche vor und aus dieser Fülle konnte man nehmen Gnade um Gnade. Darum redete er gewaltig und nicht wie Schriftgelehrte. Das Volk versteht überhaupt nur die Begriffe, welche sich zugleich als reale Größen darstellen.

Wir können die Unzugänglichkeit für bloße Ideen schon auf rein natürlichem und geschichtlichem Wege erkennen. Neuentstandene, sagen wir jugendliche, Sprachen besitzen keine Abstrakta, sondern fast ausschließlich Konkreta, und diese sind vorwiegend schallnachahmend. Die später sich bildenden Abstrakta sind von Haus aus Konkreta und erst durch Übertragung zu Abstrakten geworden. Das Wort „Begriff" von begreifen, betasten, ist selbst das nächstliegende Beispiel. Abstrakta entstehen erst mit der Bildung. So lange alle Glieder eines Volkes auf der gleichen geistigen

Stufe stehen, also auf dem Boden des rohen Naturzustandes, giebt es keine Abstrakta. Dabei denkt das Volk nicht weniger wie die Gelehrten, aber es denkt anders, nicht von Idee zu Idee, sondern von Realität zu Realität.

Dafür ein kirchengeschichtliches Beispiel. Als Luther seine Schrift von der Freiheit des Christenmenschen geschrieben, entstanden die Bauernkriege. Das ist sehr interessant und nicht ganz zufällig. Das „dumme" Volk sah: Luther zerbricht das drückende Papstjoch und folgerte mit Volkslogik: Was für den Mönch und Priester der Papst, ist für den Bauern der Grundherr. Demnach zerbrechen wir ebenso das drückende Grundherrenjoch! Und Karlstadt war der erste christlich-sociale Pfarrer — nicht Luther! Es wurde also die biblische Idee der Freiheit nicht verstanden, sondern lediglich das geschichtliche Erlebnis der Freiheit erfaßt.

Demnach sagen wir: Das lutherische Volk hat den Begriff von Freiheit, den die Reformation erlebte, das ist aber Volksfreiheit, Freiheit von Rom und dgl. Ferner: jede Generation hat den Begriff von „Glauben", den ihr Klerikergeschlecht nicht lehrt, sondern erlebt und vorlebt. Das ist das ganze Geheimnis.

Daher kann man nicht sagen, daß Luther einen neuen Begriff entdeckt oder den ursprünglichen Begriff von „Glaube" erfaßt und zur Geltung gebracht hätte: Er spricht nur sein Erleben aus. Die mittelalterliche Papstkirche legte ebensosehr Zeugnis von ihrem

Erleben ab, als sie nicht vom Glauben redete. Sie suchte mangelndes Erleben durch religiöses Thun zu ersetzen. Die guten Werke wurden Ersatz für den Glauben, den man eben nicht hatte, und man hielt sich darin ehrlich für eins mit Jakobus. Wie der Glaube „kommen" konnte, so konnte er also ungeachtet des Vorhandenseins der Bibel auch wieder gehen oder — fortgenommen werden. Kein Wunder, daß dann Paulus unverständlich blieb und seine Schriften dem Staube und der Vergessenheit anheimfielen. Der Glaube kam aber wieder, und Luthers Verdienst ist, daß er sich für ihn hergab. Luther war mit seiner Lehre vom Glauben nicht scharfsinniger als die mittelalterlichen Theologen, sondern begnadigter. Wenn heute allgemein der Begriff „Glaube" nicht verstanden wird, ist das vielleicht ein analoger Vorgang wie bei der mittelalterlichen Papstkirche. Das Reden, das Lehren darüber konnte da sein, aber die Sache fehlen. Ein Professor hat kürzlich in einem Vortrage („Christliche Welt" 1896, Nr. 44, S. 1034 ff.) gesagt, es finde eine fortschreitende Katholisierung der evangelischen Landeskirchen statt. Sollte er Recht haben? Das könnte ja nur geschehen, wenn „der Glaube", wie ihn Paulus hatte, nicht verstanden und besessen wird. Vielleicht verdeckt gerade die thätige Hast unserer Christenheit die fehlenden Glaubenszustände. Am Ende suchen sie sich mit den Werken der Liebe loszukaufen von der Liebe selbst. Sollte auch heute die Opferwilligkeit der Ersatz für den Glauben sein?!

Dann wäre eine neue Reformation der einzige Ausweg, aber eine Reformation, die nicht auf Concilien beschlossen, nicht durch gesetzliche Maßnahmen arrangiert wird, oder als folgerechte Forderung theologischen Nachdenkens erscheint, sondern von Gott durch Offenbarung der Freiheit und des Glaubens bewirkt wird. Eine Reformation kann man nicht machen, sondern nur sie erwarten, ihr nicht widerstreben!

Den Begriff „Freiheit" hat die Reformation deshalb nicht zur vollen Aussprache gebracht, weil sie ihn nicht ganz erlebte. Es waren Anfänge der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes da, aber nur Anfänge. In den Vordergrund drängten sich bald sociale und kirchliche Freiheiten. Und über diese sind wir bis heute noch nicht hinausgekommen. So suchen die einen nach Freiheiten, die andern suchen es zu wehren, aber beide haben die Freiheit nicht. Sie würden besser thun, mit gemeinsamer Kraft nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu trachten.

Wir stehen mithin vor der überraschenden Thatsache und dürfen uns nicht länger davor die Augen verschließen, daß wir seit 400 Jahren lehren, und zwar lehren aus allerlei Registern — denn wir haben orthodox, pietistisch, rationalistisch, neuerdings sogar ritschlsch und noch vieles andere mehr gelehrt — unser lutherisches Volk aber läßt das mit demselben Gleichmut über sich ergehen, mit dem es die sonntäglichen Predigten seiner Hirten erträgt, und es hat genau das, was seine Hirten auch haben und erleben an gött-

lichen Realitäten. Es geht ihnen im großen so, wie es im einzelnen vielen Kirchenbesuchern geht. Die Predigtbegriffe verfliegen alle wie der Schall der Worte, aber übrig bleibt ihnen vom Sonntage die Thatsache, daß sie in der Kirche das Angesicht Gottes gesucht haben, und das ist oft die einzige Erbauung. Wir müssen aus dieser Entwickelung wenigstens das verstehen, daß das Reich Gottes bei seinem Werden ohne alle Abstraktionen und lehrhaften Begriffe völlig auskommt. Das Christentum wirkt sich aus im Besitze der Freiheit und in der Bethätigung des Glaubens. Beides sind aber sich ergänzende Offenbarungen Gottes. Offenbarungen sind Geschenke, und Geschenke sind unabhängig vom Verständnis ihres Wertes. Noch nie hat Gott nach dem Wissen und Begreifen der Menschen gefragt, sondern nach dem Gewissen und dem Ergreifen.

So einfach und klar das biblisch an sich ist, so ist es doch nicht immer in unserer Kirche deutlich gewesen. Es gab einmal eine Zeit, da teilte eine gewisse Dogmatik die christlichen Lehrstücke ein in solche, deren Kenntnis notwendig sei zur Seligkeit und solche, deren Kenntnis nicht notwendig sei. Deren Kenntnis notwendig sei! d. h. auf deutsch, sie mußte Begriffe lehren. Das Volk hat aber für Begriffe nun einmal kein Verständnis. Da griff man zu einem interessanten Auskunftsmittel: Man schulte das Volk für Begriffe. Die allgemeine Volksschule und das Bedürfnis der allgemeinen Volksbildung sind Kinder der evangelischen

Kirche, entsprungen aus dem instinktiven Bedürfnis, göttliches Heil begrifflich darzustellen und auf diesem intellektuellen Wege zu verbreiten. Natürlich müssen dementsprechend Lehrer und vor allem Prediger mit einer gelehrten Ausrüstung versehen sein, worin wir es ja herrlich weit gebracht haben, soweit nämlich, daß ein Besucher unserer Kirchen eigentlich nur dann imstande ist, unseren Predigten zu folgen, wenn er wenigstens ein Minimum von geistlichen Kenntnissen hat. Dieses Mindestmaß gewährt in erwünschter Weise die Konfirmation, zu der die evangelische Kirche die Vorbereitung nimmermehr aus den Händen geben darf und wird. Sehr leicht kommt man aber dann dazu, im gebildeteren Christen auch den fortgeschritteneren zu sehen.

Zwar wissen wir gut, daß das nicht richtig ist, aber wir können uns im praktischen Leben vor dem Fehler kaum hüten. Denn noch heute lehrt jedes Lehrbuch der Dogmatik, daß die Systeme der Dogmatik ihre Entstehung dem Bedürfnis und der Pflicht des menschlichen Geistes verdanken, sich über die Heilsthatsachen logische und systematische Rechenschaft zu geben. Das klingt sehr schön, entbehrt aber nicht ganz eines gnostischen Beigeschmackes, und der Nachdruck fällt leicht mehr auf Aufklärung als auf Heiligung. Das Reich Gottes setzt aber, um zur Wirkung zu kommen, keine intellektuelle Beschaffenheit des Individuums voraus, sondern eine sittliche. Die einzige Ursache der Erlösung ist die Verlorenheit des Men-

schen, ihre einzige Möglichkeit der bußfertige Gehorsam ohne alle weiteren Begriffe als die, welche in das Gewissen eingeschrieben sind. „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob zugerichtet.“

Wir müssen aber doch auf die Resultate unserer Praxis einen Blick werfen. Was die evangelische Kirche für die Menschheit durch ihre treue, unverdrossene Bildungsarbeit geleistet, teils direkt, teils durch ihr Beispiel für andere Kirchen indirekt, ist etwas Ungeheures. Die evangelischen Länder sind jedenfalls die gebildetsten und menschlich fortgeschrittensten, so sehr, daß heute kein Land und keine Kirche mehr glaubt, ohne Bildung leben zu können. Sogar Länder wie Japan sind bereit, der Bildung zulieb das ganze bischen Christentum mit in den Kauf zu nehmen, sei es nun katholisch oder orthodox oder protestantenvereinlich! Was hat nicht die evangelische Arbeit in aller Welt für Bildung und Gesittung gethan! Das soll ihr nie vergessen sein. Fragt man aber — und im Himmel fragt man sehr eifrig danach! — wie steht es mit der Heiligung, d. h. was besitzt ihr von Freiheit, und was bethätigt ihr von Glauben, so stehen wir allerdings betroffen vor der eigentümlichen Thatsache, daß die evangelische Kirche verwundert fragt: Warum ist die religiöse Gleichgültigkeit so groß? Die Antwort aber ist: Religiöse Gleichgültigkeit ist nur da, wo Freiheit ein Begriff und Glaube ein Begriff ist, mögen diese Begriffe nun richtig sein oder falsch. Denn die Kraft Gottes kann nicht erklärt, sondern muß erlebt werden.

Die Unmöglichkeit menschlicher Erklärungen müßte doch wahrhaftig das Erklärungsunwesen vieler Theologengeschlechter sattsam darthun, da alle Bibelerklärungen veralten wie ein Gewand, und die Systeme pilzartig stets neu aufschießen. Wir brauchen und wollen keine neuen Systeme, die die alten verdrängen. Wir haben an den alten hinreichend genug und mehr als genug, aber wir brauchen und wollen neues Leben und Erleben aus Gott. Ein Prediger auf der Kanzel, um ein Bild zu gebrauchen, gleicht einem Manne, der am Baume des Lebens steht und von seinen zwölferlei Früchten (Offenb. 22, 2) austeilt, nach dem jedermann not ist. Erklären kann jeder, aber geben kann man nur nach dem Maße des Glaubens. Mehr geben als man hat, bezeichnet der Volksmund als Schelmerei, und Paulus sagt: Eure Predigt (Weissagung) entspreche eurem Glauben (Röm. 12, 7). Wozu haben wir nötig, den Leuten zu erklären, was Freiheit ist und was unter Glaube zu verstehen sei? Das verstehen sie ja doch nicht. Aber teilen wir es aus nach dem Maße, als wir's haben, so wird schnell der falsche Freiheitswahn und die religiöse Gleichgültigkeit weichen wie Nebel vor der Sonne.

Und doch wird man sagen, daß der Mißbrauch des Erklärens den Gebrauch nicht aufhebt, und man führt gern gerade Paulus an als einen, der Begriffe erörtert hat. Er hat wirklich etwas von Beweisbedürfnis, von einem Rechnungtragen dem menschlichen Reflexionsbedürfnis, wie im Gegensatz zu dem maje-

stätischen Erlebenlassen Jesu Christi, dieser persönlich dargestellten Reich-Gottes-Geschichte. Aber erstlich sind Pauli Begriffe weit mehr Erlebnisse als Ideen, sodann aber ist die ganze Art seines Auftretens Beweis dafür, in wie großartiger Weise Gott Menschen das Verständnis geöffnet hatte. Wenn man in unseren Tagen die Pauluskommentare der gelehrtesten Theologen studiert, so ergiebt sich als Eindruck der Flutwelle verschiedener Erklärungen, daß Paulus im allgemeinen nicht verstanden wird; sonst brauchten sie ihn ja nicht zu kommentieren. Bei den Briefempfängern aber wird Verständnis vorausgesetzt und offenbar auch gefunden, obgleich sie theologisch gänzlich ungeschult waren, ein Zeichen, wie göttlich aufgeschlossen ihre Sinne waren, und welche Geistesentwickelung die persönliche Nähe Jesu hervorruft und anbahnt. Denn wurde Paulus verstanden, so müssen diese Begriffe in der Gemeinde vorhandene Gotteskräfte und Offenbarungen gewesen sein, welche er nur in Worte kleidete. Der gewaltige Geistesfortschritt ging also nicht von Idee zu Idee auf intellektuellem Wege, sondern von Gnade zu Gnade auf sittlichem, heilsgeschichtlichem Wege. Nur so kann der Menschheit das Christentum nützen.

Freilich, das Erlebenlassen stehet keiner Kirche, keinem Geschlecht, sondern allein Gott zu nach der Wahl seiner Gnade. Wir aber können uns hindernd oder erleichternd für solches Thun Gottes verhalten. Das größte Hindernis ist, wenn wir uns als fertige

Christen nehmen, oder wenn wir es darauf anlegen, Ehre von einander zu nehmen und nicht Gott, sondern den Menschen zu Gefallen leben, oder etwa unsere Kirche für den Inbegriff der Christlichkeit, etwa für alleinseligmachend halten. Dann ist es auch Gott unmöglich, uns zu geben. Erleichternd aber wirkt ein demütiges, bußfertiges Herz, das seiner wartet in Geduld.

Wir sagen nun: Wo heute geistliches Leben ist, und es ist gar nicht so wenig vorhanden, da ist es aus Gott geboren, da läßt es auf die Predigt des Glaubens, auf das Walten der Kräfte Gottes in Christo Jesu schließen. Wo aber religiöse Gleichgültigkeit ist, da ist das erste Erfordernis Buße der leitenden Kräfte, und nicht predigtmäßiges Einstürmen auf die Gemeinden. Dann mag nach dem überschwänglichen Reichtum der Gnade Gottes weiteres kommen aus Seiner Fülle. Religiöse Gleichgültigkeit wird niemals kuriert durch Vermehren der Predigtgelegenheit oder durch schöne Worte, vollendete Form und geistreiches Wesen. Man könnte ebensogut, statt die Predigten zu vermehren, sie ermäßigen, und würde damit dem Reiche Gottes keinen Schaden thun. Denn in solchen Geisteszuständen, die eine geistige Krankheit und Gebundenheit darstellen, ist vermehrte Predigt oft vermehrte Gleichgültigkeit. Es wurde nie so viel gepredigt im Volke Gottes als zu Jesu Zeiten, aber nur Johannis Predigt schlug ein, und von Jesu hieß es: Er predigt gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten und Phari-

säer. Johannes und Jesus wirkten beide befreiend. Darum sagt Paulus (Col. 2, 8 f.): Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre und nach der Welt Satzungen und nicht nach Christo, denn in ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.

Wie kann also die religiöse Gleichgültigkeit in der evangelischen Kirche gehoben werden? Man kann es nicht kürzer sagen als mit dem schönen Gedanken des Märtyrers Stephanus: „Dadurch, daß wir empfangen lebendige Worte ihnen zu geben.“ Das Leben aber wirkt sich aus in Freiheit und Glaube.

Was ist Wahrheit?

(1897)

Die Frage: „Was ist Wahrheit?“ ist die einfachste, die es giebt, so einfach, daß sie eigentlich gar keine Frage sein, sondern mit etwas Menschenverstand jedermann ohne weiteres deutlich sein sollte. Denn dazu ist ja der Verstand da, Wahrheit und Irrtum zu unterscheiden. Sieht man aber zu, was für Antworten auf diese Frage gegeben werden, so kann einem wohl bange werden, ob sie jemals wird gelöst werden können, da im Laufe der Zeit jeder so ziemlich seine besondere Antwort darauf gegeben hat, und die Geschichte lehrt, daß es unendliche Mühe und äußerste Anstrengung der edelsten Menschengeister, ja oft Aufopferung von den trefflichsten Menschenleben gekostet hat, um wenigstens einigen Wahrheiten zum Siege zu verhelfen. Aber „die Wahrheit“ war und ist auch heute noch für sehr hervorragende und edle Menschen das verschleierte Bild zu Sais. Wer darf, wer kann den Schleier lüften?

Mir hat sich die Frage nahegelegt durch Nachdenken über den Mann, der durch diese Frage zu trauriger Berühmtheit gelangt ist, Pontius Pilatus. Aber wir erkennen bei näherem Nachdenken, daß es in seinem Munde gar keine Frage war, sondern weiter nichts als ein Ausruf der Geringschätzung, als wollte er sagen: Wahrheit? Was heißt denn das! Das ist gar nichts! Er hält jedenfalls Jesus für einen harmlosen Schwärmer, weil er dazu gekommen sei, die — Wahrheit zu zeugen, und urteilt, ihn loszulassen. Daß Wahrheit eine Macht ist, steht ihm ganz ferne. Er weiß mit der Wahrheit gar nichts anzufangen.

Aber der uns diese Geschichte erzählt, ist Johannes, der Evangelist, und in seinem Munde ist „die Wahrheit“ auch keine Frage mehr. Er hat sie gesehen an dem, der von Pilatus verhört wurde, und hat sie ganz unverschleiert gesehen. Dieser hatte überhaupt nur den einen Lebenszweck, „die Wahrheit“ zu zeugen. Pilatus und Jesus — es war der denkwürdigste Moment in der Geschichte der Wahrheit, als diese beiden Männer einander gegenüberstanden. Beide verkörpern eine Auffassung der Wahrheit, und zwar die gegensätzlichste. Der eine leugnet sie ganz, der andere lebt sie ganz. Sie stellen die beiden Pole der Wahrheit dar, und wir merken, daß sich zwischen ihnen die Menschheit in allen Wahrheitsschattierungen bewegt. Die Pilatus-Auffassung ist die geläufigere und uns verständlichere, aber dem Denken Jesu möchten wir nachdenken, und das ist wohl am eigentümlichsten bei

dem Evangelisten Johannes dargestellt, und sein Verständnis der Wahrheit Jesu soll in Kürze besprochen werden.

I.

Für Johannes ist vor allem „Wahrheit" keine Auffassung, sondern eine Größe. Wahrheit und Gnade auf der einen Seite, Gesetz auf der anderen, heißt es c. 1, 17: „Das Gesetz ist gegeben durch Mose, die Gnade und Wahrheit geworden durch Jesum Christum." Der Realität des Gesetzes steht entgegen die Realität von Gnade und Wahrheit. Letzteres beides ist ebenso ein durch Jesus vermitteltes Geschenk Gottes an die Menschen, wie für das Israel der Wüstenwanderung das Gesetz, durch Moses vermittelt. Moses und Jesus sind die Organe einer zweifachen Offenbarung Gottes. An Jesus erlebte Johannes einen himmlischen Reichtum, von dem er zeugt: Aus seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade. Es ist mithin durch Jesus eine Eröffnung himmlischer Bezeugungen und beseligender Wirklichkeit geschehen, die in Ihm, wie an einem lebendigen Born, den Jüngern zugänglich war als etwas, das vorher nicht vorhanden war. Vorher gab es nur Gesetz und Lehre, ein Wahrheits-Ideal, jetzt gab es ein Erleben und eine Fülle von göttlicher Liebe (Gnade) und Vollkommenheit (Wahrheit), eine Wahrheits-Wirklichkeit. Es war für die Jünger eine an Jesu sichtbare Machtfülle: „Wir sahen seine Herrlichkeit"

(1, 14), und sie war eben „voller Gnade und Wahrheit". Und Jesus bezeugt selbst: „Ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du (Vater) mir gegeben hast" (Joh. 17, 22). Wie handgreiflich aber das gemeint war, lehrt sein Wort an Martha (Joh. 11, 40): „Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?" Diese Herrlichkeit Gottes konnte sie sehen und greifen in dem Auferstehen ihres Bruders Lazarus.

Die Herrlichkeit Gottes, die sich hier in Auferstehungskräften kundgab, äußert sich allgemein in Jesu als „Wahrheit". Die Auferstehung des Lazarus ist die in sinnenfällige Leiblichkeit umgesetzte „Wahrheit" Jesu. Und darin entspricht sie ganz der im hohenpriesterlichen Gebet erwähnten „Herrlichkeit Gottes", die sich je und je nicht minder sinnenfällig dargestellt hat. Davon einige charakteristische Geschichten. In der Wüstenwanderung erschien (2. Mos. 16, 10) die „Herrlichkeit des HErrn", und die Folge für das Volk war, daß am Abend Wachteln in Fülle — Fleisch, und am Morgen Manna — Brot dem Volke zu teil wurde. Sie stellte sich also dar in den denkbar materiellsten Wirkungen! Deutlich sichtbar für jedermann war die „Herrlichkeit des HErrn", als sie sechs Tage lang den Berg Sinai bedeckte, „und ihr Ansehen war wie ein verzehrendes Feuer auf der Spitze des Berges" (2. Mos. 24, 17). Dieselbe „Herrlichkeit des HErrn" erfüllte einmal die Hütte des Stifts, „daß Moses nicht hineingehen konnte" (2. Mos. 40, 35), und

der gleiche Vorgang wiederholte sich bei der Weihe des Tempels, „daß die Priester nicht konnten stehen und des Amtes pflegen vor der Wolke, denn die „Herrlichkeit des HErrn" erfüllte das Haus" (1. Kön. 8, 11).

Aber man wendet vielleicht ein, daß alles das dunkle mythologische Stellen späterer Redaktoren der Israelsgeschichte seien. Sie werden ja auch von der Kritik nicht ernsthaft genommen. Indessen ist sehr bemerkenswert der Gleichklang solcher Aussagen mit den Erlebnissen verschiedener Leute, eines Jesaja (Jes. 6), eines Ezechiel, von denen sogar letzterer eine genaue Beschreibung der „Herrlichkeit des HErrn" giebt, in dem sich ihm die Wolke der alten Zeit zu bestimmten Herrlichkeitsgestalten verdichtet (Ez. 1, 4—28; 8, 4). Nun, sagt man, das beweist ebensowenig, denn beide Erzähler sind Propheten, und geben ihre Visionen zum besten, und Visionen ermangeln der Nachweise. Aber das, was Johannes an Jesus sah und am Grabe des Lazarus erlebte, das wurde ihm ohne weiteres offenbar als dieselbe Art der „Herrlichkeit des HErrn". Das ist sie, diese greifbare himmlische Wirklichkeit! So und nicht anders muß es geschaut worden sein in urältester Zeit. Das hat Abraham gesehen, das wurde unter Mose und Salomo kund, das erschauten die Propheten, und das sahen — wir. Aber auch wir sahen es nur als Anfang der Erfüllung jener großen Verheißung (4. Mos. 14, 21): „So wahr, als ich lebe, spricht Jehovah, es soll alle Welt meiner Herrlichkeit voll werden." In der Herrlichkeit Jesu zu sitzen, in seiner unmittelbaren Nähe, war dem-

nach der begreifliche, wenn auch nicht geläuterte und erfüllbare Wunsch Johannis (Marc. 10, 37). In allen Kundgebungen der Herrlichkeit des HErrn sah Johannes trotz äußerer Verschiedenheit doch innere Gleichartigkeit, und darum wurde ihm und überhaupt den Jüngern aus ihrem neuen Leben heraus die alte Geschichte ohne weiteres deutlich. Mochte sie nun spätester Redaktion ihre Darstellung verdanken, das ändert an der Sache nichts, so und nicht anders, als man's an Jesus erlebte, muß es in alten Zeiten erfahren worden sein. Natürlich ohne das Offenbarwerden dieser Herrlichkeit in Jesus wäre ihm das Alte auch dunkel geblieben, wie es jedem dunkel bleiben muß, der in seinem Leben nichts derartiges kennt und erlebt. Bleibt doch auch Jesus selbst jedem unverständlich, der ihn nicht als Auferstandenen und Lebendigen erlebt! Für jedes menschliche Geschlecht ist eben die Gegenwart der Kommentar der Vergangenheit!

Welche Rolle nun der Begriff „Herrlichkeit des HErrn" in Pauli Briefen spielt, ist zu bekannt, um ausführlich behandelt zu werden. Er rühmt sie ebenfalls als einen Hauptvorzug der alten Israelsgeschichte (Röm. 9, 4), wie er sie überreich in allen seinen Erlebnissen sieht. Sie kommt zur Geltung in den Gemeinden mittelst seiner Predigt, sie erfüllt ihn im Geiste und hat ja ihren Glanz Pauli ganzem Wirken aufgeprägt, so wie sie einst auf dem Antlitz Mosis leuchtete und von allen Kindern Israels wahrgenommen wurde (2. Mos. 34, 29 ff.). So leuchtet ihre Klarheit noch heute aus Pauli Worten,

so daß sich auch Fernerstehende noch heute diesem Eindrucke nicht entziehen können. Da nun die Bibel nicht ein Buch, sondern ein Sprechsaal vieler Jahrhunderte und Geschlechter ist, so sehen wir eine Menge Zeugen, die alle den deutlichsten Eindruck der „Herrlichkeit Gottes“ haben und aus dieser heraus schreiben. Diese höhere Wirklichkeit wird man kaum ableugnen können, und sie abzulehnen, weil einzelne Menschen, Geschlechter und Völker von solchen Erlebnissen nichts wissen, ist auch wissenschaftlich nicht gestattet. Der umgekehrte Schluß hat ebensoviel Berechtigung: wenn wir jene Wolke von Zeugen in diesem Punkte nicht begreifen, so fehlt uns vielleicht der Schlüssel des Verständnisses, nämlich die Wirklichkeit jener Herrlichkeit! Denn das ist ein wissenschaftlicher Grundsatz, daß wir nur von Bekanntem auf Unbekanntes schließen können, nicht aber von Unbekanntem auf Unbekanntes.

Doch folgen wir weiter unserem Gewährsmann Johannes. Nach seiner Darstellung eignet das Wesen Jesu offenbar auch dem verheißenen „Geiste der Wahrheit“, der die Jünger in alle „Wahrheit“ leiten, d. h. nicht ihnen neue Erkenntnisse wissenschaftlicher oder religiöser Art geben, sondern sie hineinversetzen wird in das neue, himmlische Herrlichkeitswesen. Diesen Geist kann die Welt nicht empfangen, „weil sie ihn nicht siehet und kennet“ (Joh. 14, 17). Also das Nichtwahrnehmen der Eigenart dieses Geistes bestimmt für die Welt die Unfähigkeit, ihn zu empfangen. Würde die Welt auf dieses himmlische

Wesen achten als auf etwas wertvolles und erstrebenswertes, so würde sie auch fähig werden zu seinem Besitz. Weil sie das aber nicht thut, ist sie selbst gottentfremdet. Darum wird das Wort „Welt“ hier und meistens Bezeichnung für das gottlose Wesen, das für Gott unempfänglich ist. Denn vom Vater gehet dieser Geist aus und bezeuget Jesum (Joh. 15, 26). Der Geist Gottes, der unsichtbare, wird mithin für später dieselbe Bedeutung haben, die Jesus, der sichtbare, für seine Zeit hatte. Er wird durch sein Bezeugen Jesu die Herrlichkeit des HErrn ausbreiten. Die Menschen, durch welche solches Thun vorwärts geht, sind demnach „Gehülfen der Wahrheit“ (3. Joh. 8). Ja, die „Wahrheit“ ist so deutlich, daß ihr Zeugnis dem Zeugnis von Menschen mindestens gleichgestellt werden kann (3. Joh. 12). Petrus verwendet es sogar einmal vor Gericht als Zeugnis (Apg. 5, 32.)!

Dieses himmlische Wahrheitswesen äußert sich nun in mannigfachen Wirkungen. Eine solche wird angedeutet durch die Bezeichnung „Licht“. „Das war das wahrhaftige Licht, das alle Menschen erleuchtet,“ sagt Johannes von Jesu, und Jesus bezeugt: „Ich bin das Licht der Welt“ (Joh. 1, 9; 9, 5), eine Stellung, die er ebenso für alle seine Jünger in Anspruch nimmt (Matth. 5, 14 ff.). Und dieses letztere ist das eigentlich wertvolle für die Menschen. Ein brennendes Licht zu haben, ein wandelndes Ideal zu kennen, ist nicht befriedigend, vielmehr im Grunde demütigend und erzeugt Mutlosigkeit, aber daß man an ihm selber Licht

und Ideal und vollkommen werden kann, das ist das beglückende. Die Vorstellung des Idealen haben wir alle im Grunde mit auf die Welt gebracht, aber die mangelnde Wirklichkeit des Idealen ist unser Unglück. Und nun aus Jesu Mund zu hören: Ihr seid das Licht, ihr sollt und könnet vollkommen sein, das ist unbeschreiblich herrlich, und darin besteht Jesu größter Wert für uns, daß er willig und fähig ist, solches Wort zur Wahrheit werden zu lassen. Die Begeisterung eines Johannes und Paulus ist nur zu begreifen aus ihrer Erfahrung, daß ihnen selbst am Umgang mit Jesu die Schwingen gewachsen sind. Sie blieben Licht, auch nachdem das Licht von ihnen genommen war. Wie gewisse Edelsteine, die man der Sonne ausgesetzt hat, später in der Dunkelheit Lichterscheinungen zeigen, so leuchteten sie auch fort, nachdem gemäß Jesu Vorhersagung die Finsternis wieder mit erneuter Gewalt hereinflutete (Joh. 12, 35). Denn das ist der Gegensatz zu Licht: Finsternis. Welche Rolle der Begriff „Finsternis" in der Schrift spielt als Vorstellung alles ungöttlichen Sinnes und Geistwesens, ist bekannt. Demnach ist „Wahrheit" gleichwertig mit Licht. Licht aber ist die Offenbarungswirklichkeit göttlichen Lebens.

Begreiflich tritt nun „Leben" als weitere Wahrheitswirkung aus Jesu heraus. „Leben und volles Genüge" verheißt er selbst seinen Schafen (Joh. 10, 11), und weiß, daß er damit den Auftrag seines Vaters erfüllt, denn sein Gebot ist „das ewige Leben" (Joh. 12, 50). Worin dieses „ewige Leben" im Grunde besteht, erklärt

Jesus deutlich: „das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen" (Joh. 17, 3), natürlich erkennen nicht auf dogmatischem Wege, sondern mittelst Erlebens und persönlicher Gemeinschaft. Also der klare Wille Gottes ist, daß ewiges Leben ausgebreitet werde, das ist im Gegensatze zu dem augenblicklichen, vom Tode beherrschten Leben eine höhere Lebensfülle, die das ganze Wesen des Menschen nach Leib und Geist überströmt und verklärt. Und dieser Fülle ist Johannes und seine Mitjünger inne und teilhaftig geworden an Jesus (1. Joh. 5, 11).

Wirkungen und Erfahrungen solchen ewigen Lebens oder „der Wahrheit" ist dann Friede. Vgl. das ergreifende Wort Joh. 14, 27; 16, 33. Dieser Friede ist eine deutliche Machtfülle an den Jüngern Jesu. Sie sollen ein Haus, das sie betreten, mit dem Frieden, der ihnen eignet, begrüßen, und wenn das Haus es wert ist, soll der Friede der Jünger auf seine Bewohner kommen; wo nicht, soll sich der Friede wieder zu ihnen selbst wenden (Matth. 10, 12 f.). Es kann also durch einen eintretenden Friedensmenschen die Stimmung oder besser der geistige Zustand eines ganzen Hauses sich ändern, was gewiß für viele Häuser und für viele Ehen recht erwünscht und beglückend wäre. Ohne den Eintritt solcher Kinder des Friedens oder Träger „der Wahrheit" würde die geistige Atmosphäre die gewöhnliche, kalte, gleichgültige oder gar unfriedliche bleiben, aber mit dem Frieden, wenn

er nur einigermaßen Anknüpfungspunkte findet, wird sie göttlich belebt und verklärt. Vielleicht erklärt sich dadurch auch die Mahnung des Hebräerbriefes: „Gastfrei zu sein vergesset nicht, denn durch dasselbige haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherberget“ (Hebr. 13, 2). Mit den Menschen ziehen unsichtbar Engel ein und wirken umgestaltend in den Beziehungen der Bewohner.

Mit dem Frieden kommt dann auch Liebe, d. h. die Gemeinschaft zwischen Vater und Sohn überträgt sich auf die Jünger, Freunde u. dgl. (Joh. 17, 26, 13). Es mag auch mit der „Wahrheit“ der Begriff „Salbung“ im Zusammenhang stehen, der mit eigentümlicher Betonung 1. Joh. 2 wiederholt auftritt, oder das „Zeugnis Gottes“, das gewisse Leute bei sich haben und andere nicht (1. Joh. 5, 9 ff.; vgl. 3. Joh. 12). Soll man ein Beispiel aus der Natur brauchen, so geht es mit diesen göttlichen Gaben etwa wie mit dem zarten Duft und Hauch, der auf Früchten liegt und das Wesen der Frucht gleichsam verklärt, indem sie selbst dadurch so lieblich erscheint. Man sieht ja auch auf dem Menschen natürliche Wahrheit wie einen zarten Hauch liegen. Eine solche ist der Hauch der Unschuld, der Duft der Jugend, der ein Menschenkind so erquickend verklärt und es ebenso begehrenswert erscheinen läßt, als er es mit stiller Majestät und unbewußter Hoheit überstrahlt. Von dieser natürlichen Herrlichkeit aus mag jenes neue Geisteswesen verstanden werden, das manche Leute als „Zeugnis Gottes“ bei sich haben wie einen Hauch der Ewigkeit und Glanz der „Wahrheit“. Der Herr selbst

legt diesen Vergleich nahe in der einfachen und rührenden Begegnung mit seinen Jüngern als Auferstandener Joh. 20, 22, wo er ihnen das neue Wahrheitswesen vermittelt als Hauch heiligen Geistes, in dessen Besitz an ihnen die Welt weitgehende Verzeihung und heilige Zurückhaltung erleben soll.

Überblicken wir kurz diese Zusammenstellung von „Wahrheits“-Elementen: Licht, Leben, Friede, Liebe, Freude u. dgl., so findet sich, daß der Begriff „Wahrheit“ ein überaus vielseitiger ist. Alle diese genannten Stücke erscheinen bei Johannes nun nicht als Definitionen oder Erklärungen der „Wahrheit“, sondern als Beschreibungen der Wirkung der gleichen Sache, des einen großen Erlebens. Der Apostel benutzt offenbar verwandte Begriffe des allgemeinen Menschenlebens, um eine Sache, für die es ein menschliches Wort nicht giebt, weil der Begriff im allgemeinen nicht vorhanden ist, bald so, bald ähnlich zu beschreiben. Für ihn und seine Leser war es Erlebnis, wobei es besonders scharfer Ausdrucksweise nicht bedurfte; für wen es kein Erlebnis ist, dem ist weder mit Erklärung noch Definition gedient. Es wäre daher meines Erachtens ein aussichtsloses Unternehmen, wenn man eine Abhandlung schreiben wollte über den johanneischen Begriff „Wahrheit“ und alle Stellen dazu vergleichen, um schließlich ein philologisches Resultat zu finden, das dann der Theologie als Wissenserweiterung einverleibt würde. Johannes ist vielmehr in größter Verlegenheit, wie er das Große, Himmlische verständlich bezeichnen soll, denn alle vor-

handenen Wörter und Begriffe waren offenbar viel zu flach für den neuen, in Jesu erschienenen Inhalt.

Was ist Wahrheit menschlich? Ein Begriff, um den man streitet, über den man lachen und spotten und sich raufen kann, jedenfalls keine eigentliche Macht im menschlichen Leben; aber „Wahrheit" im Sinne Johannis — ein beseligendes, befriedigendes, befreiendes Erleben himmlischer Fülle und Herrlichkeit. Pilatus vernimmt auch das Wort Wahrheit und wirft es achselzuckend weg — aber „die Wahrheit" mit dem Inhalte Jesu Christi wirkt beglückend und erleuchtend. Man stelle sich nur vor, was bei einem heidnischen Volke von Wahrheit übrig geblieben war. Man weiß ja, wie es unter unseren christlichen Völkern, Staaten, Kirchen, Gesellschaften und Parteien in Bezug auf Wahrheit bestellt ist. — Was heißt denn heute Wahrheit und welche Bedeutung hat sie im Leben der Völker! Aber erst wenn der Grieche sagte: „aletheia" und damit seine Wahrheit zum Ausdruck bringen wollte — unverständlich ist da das Lächeln des Pilatus nicht. In Rom konnten bekanntlich zwei Priester sich nicht ansehen ohne zu lächeln, und hier stand jemand um der Wahrheit willen angeklagt, wie Pilatus recht wohl wußte, der sich „König der Wahrheit" nannte! Was ist Wahrheit?! —

Ein ebenso unvollkommener Ausdruck für das Wesen der Sache ist die Bezeichnung, mit der der Begriff „Herrlichkeit des HErrn" im griechischen neuen Testament ausgedrückt wird. Das griechische Wort da-

für bedeutet aber ebenso „Schimmer“ wie „Ruhm“ und mußte ohne johanneische Erlebnisse ganz unverständlich bleiben für die Herrlichkeit, von der wir handelten. Es hat erst durch das neue Testament heilsgeschichtliche Ausprägung erhalten. Im Hebräischen entspricht ihm das Wort „Khabod“, aber diese Wurzel konnte ebensogut „Schwere“ als „Schwierigkeit“ als „Gewichtigkeit“ bezeichnen und wird erst durch die Heilsgeschichte verständlich.

Das einzige Wort, mit dem man dem johanneischen Begriff „Wahrheit“ noch am nächsten käme, ist das hebräische „Schekhina“, womit eine spätere Zeit jene persönliche Gottesnähe, die den Tempel in alter Zeit erfüllte, „das Wohnen Gottes unter seinem Volke“ bezeichnete. Davon hat Johannes an seinem Meister persönliche Eindrücke und Erlebnisse empfangen, die er als „Gnade und Wahrheit“ empfand. Diese Schekhina erfuhr Elia einst auf dem Berge Horeb, als sich um ihn her ein stilles, sanftes Sausen vernehmen ließ, aus welchem heraus ihm Worte der Offenbarung wurden. Sie meint Johannes, wenn er spricht: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit“. Er sah hindurch durch die Hülle der irdischen Menschengestalt auf den inneren Menschen der Herrlichkeit. Er sah auch einmal diese Herrlichkeit ganz heraustreten und den ganzen Menschen Jesus mitsamt der Kleiderhülle verklärt werden (Matth. 17, 1 ff.), aber auch abgesehen davon spürte er, wie dieses Verklärungs=

wesen Jesum umspielte und um ihn her in Heilung und Hilfe, Vergebung und Erlösung wirksam wurde. In dieses Wesen hat er sich so tief versenkt, daß er nur noch aus diesem heraus denkt und redet, wobei er die sprachlichen Hilfsmittel wie notdürftige Krücken benutzt, wie sie sich gerade darbieten. Man könnte darum keine Theologie des Johannes schreiben. Denn bei ihm ist nichts systematisch, ihm fehlt jede klare, gleichmäßige Bezeichnungs- und Ausdrucksweise, sondern alles ist bei ihm, ebenso wie seine Ausdrücke, im Wogen des göttlichen Erlebens entstanden, wobei ihm schließlich auch die Grenzen vom Diesseits und Jenseits, von Zeit und Ewigkeit abhanden kommen, und sein Denken einmündet in die großartige Offenbarung der „Wahrheit".

Der Begriff, den Schekhina ausdrückt, schwebt Johannes beständig vor und findet auch seine Umschreibung in den häufigen Ausdrücken, wo Jesus sagt: Der Vater in mir und ich in ihm (Joh. 10, 38; 14, 10 f., 20). Dasselbe liegt der Antwort Jesu an die Samariterin zu Grunde (Joh. 4, 20 ff.). Das Weib sieht in ihm einen Propheten und möchte gleich die Gelegenheit benutzen, eine Wahrheit, ein Dogma oder dgl. zu erhaschen: Wo soll man anbeten: Im Heiligtume zu Jerusalem oder in Samaria? Damit wäre ein bitterer Streit gegenstandslos geworden, durch prophetische Machtentscheidung geschlichtet. Jesus aber antwortet: „Im Geist und in der Wahrheit beten die wahrhaftigen Anbeter an," d. h. in der Schekhina, da wo die Herrlichkeit des HErrn ist, in Geist und

Wahrheit; Schekhina aber ruht in seiner **Person**. Willst du Gott anbeten, so muß sich dieser Kreis von Wahrheit aus Jesus auf dich erweitern, dann kannst du wahrhaft anbeten. Der erste Johannesbrief ist eine Ausführung dieses Gedankens. Er ruht auf der „Gemeinschaft mit dem Vater und dem Sohne" (1. Joh. 1, 3, 6; 3, 6, 24; 4, 12 ff. 2c.).

Wir sehen also wiederum: Das Erleben der Jünger an Jesus setzt sich fort vom Auferstandenen aus durch die Apostel hindurch auf die Gemeinden. Jünger Jesu sein heißt, hineingenommen sein in den Herrlichkeits- und Wahrheitsbereich des Meisters, und von da aus fähig, das Licht der Wahrheit leuchten zu lassen, von seinem Leibe aus Ströme des lebendigen Wassers, d. h. lebenbringende Gemeinschaft von seiner Person, ausgehen zu lassen (vgl. Joh. 7, 38). Es verbindet sich mithin die Persönlichkeit ebenso wie die Gemeinde mit Jesus zu heiliger Einheit, so daß naturgemäß **ein** Geist, **ein** Wille die Vielheit durchstrahlt.

Diesem Zustande der „Wahrheit" eignet selbstverständlich die **Erhörung des Gebets**. Das Gebet der Jünger fließt ja aus dem einen Willen und Geiste Gottes heraus. Ihr Wille ist zugleich der Wille Gottes, folglich muß durch sie auch geschehen können, was sie bitten und wünschen. Sie stehen also im Grunde gerade so da wie Jesus selbst, der sagen konnte: „Vater, ich weiß, daß du mich allezeit hörest" (Joh. 11, 42), und darum „wie mich der Vater sendet, so sende ich euch" (Joh. 20, 21), mit gleicher Vollmacht, weil mit gleicher

Gesinnung. Die Jünger bekommen gleichsam göttliche Augen, daß sie die Bedürfnisse so ansehen wie der Vater, und dann auch so befriedigen wie der Vater. Sie bekommen neue Sinne als Menschen der Auferstehung, und der Vater kann ihnen keinen Wunsch versagen, ja ihr ganzes Denken und Beten ist ein unausgesetzter Verkehr mit dem Vater.

Gebetserhörungen sind also weder eigentliche Wunder, noch besondere Gnaden, sondern — recht verstanden! — naturgeschichtliche Vorgänge, die den Gesetzen höherer Natürlichkeit folgen. Das ist das eigentliche Geheimnis des Gebets, wie es aus der „Wahrheit" ist, die Gesinnung, der Zustand des Geistes, aus dem es hervorgeht, daß es ein inneres Bedürfnis, eine selbstverständliche Regung geistlichen Lebens sei, und darin ruht seine Berechtigung allein. Der wahrhaftige Beter hat nur Gottes Vorteile und Ziele im Auge. Alles eigene Wünschen und Wollen tritt demgegenüber in den Hintergrund und hat nur insoweit Berechtigung, als es zugleich Gottes Zielen dient. Wenn daher so viele Leute klagen, daß ihre Gebete nicht erhört werden, so fehlt ihnen vermutlich der „Wahrheitsboden". Was mag das auch für Zeug sein, wozu ihnen Gott behilflich sein soll! Man frage sich doch einmal, welchen Zusammenhang diese oder jene Bitte, die uns auf dem Herzen liegt, mit den Heilsplänen Gottes haben mag, was Gott für seine Sache damit genützt ist, wenn wir dieses oder das erreichen!

Wenn wir ein Beispiel gebrauchen sollen, so geht

es mit dem Gebete etwa wie in einer verständigen Familie. Die heranwachsenden Kinder stehen in unausgesetztem Verkehr mit den Eltern. Aber den Inhalt ihrer Gespräche bilden wesentlich die Gedanken, welche die Eltern bewegen. An der Arbeit und Wirtschaft der Eltern nehmen die Kinder das regste persönliche Interesse. Sie identifizieren sich mit den Interessen der Eltern. Von ihren persönlichen Bedürfnissen ist fast nie die Rede, weil die Eltern sie meistens ungemahnt befriedigen und oft viel besser, als die Kinder es erbitten und sich ausdenken könnten. Die aber in einem Hause von den Interessen des Hauses nie reden oder auch nur an sie denken, sondern lediglich ihre eigenen Bedürfnisse im Auge haben, sind die Bettler. Bettler werden je und je auch befriedigt und können dies und das herausklopfen, aber — man sieht sie nicht gern, ja, das Interesse des Hauses gedeiht besser ohne sie, unter Umständen muß ihnen die Thür verschlossen bleiben, und die meisten Geschenke sind dem Bettler nicht zum Vorteil, sondern zum Nachteil. Vieles vermeintliche Beten ist nur ein Betteln, und die Leute, die es ausüben, sollten sich nicht wundern über das Bettlerlos, das ihnen zu teil wird. Für die Bedürfnisse der Kinder tritt das ganze Hauswesen ein, besteht es doch wesentlich nur um der Kinder willen. Aber dem Bettler bleibt die Herrlichkeit des Hauses verschlossen.

Jesus hatte nur den Vater im Auge, und im Namen Jesu beten, heißt aus seiner Gesinnung heraus

beten. Ein Gebet im Geiste und in der Wahrheit ist das „Vater unser". Dieses bespricht vorwiegend die Heilspläne Gottes und schließt die leiblichen und geistlichen Bedürfnisse des Menschen mit den himmlischen Zielen zu einer heiligen Einheit zusammen. „Ein Vaterunser beten" heißt aber noch lange nicht im Namen Jesu beten. An sich ist das Vaterunser nur eine Schale, der Kern ist die Gesinnung der „Wahrheit". Hast du aber „die Wahrheit", dann steht jedes Gebet naturgemäß auf der Höhe des „Vaterunser", auch ohne daß du es hersagst.

Die Frage, ob Fürbitte berechtigt sei, ist mit dem Gesagten eigentlich erledigt. Ein Beter trägt, als im Dienste des Reiches Gottes stehend, priesterlich die ganze Welt auf betendem Herzen; denn der Heilswille des Vaters ist auf die ganze Welt gerichtet, und der lebt in ihm auch — warum sollte es sich unter Umständen nicht notwendig erweisen, für bestimmte Personen zu beten, und mit Erfolg zu beten? Ein wahrhaftiger Beter ist Kind im Hause. Ein Kind ist nie in Verlegenheit über das, was es mit seinen Eltern besprechen soll und bedarf nie sich raten zu lassen, wie es sich zum Vater stellen soll. Es weiß es als Kind selbst und thut besser einmal eine ungeschickte Bitte, als daß seine Haltung auf Anraten dritter Leute hin korrekt bleibt. Zwischen die Menschenseele und den himmlischen Vater sollte sich niemand eindrängen, wenn es sich um Gebetsäußerungen handelt. Da sollte namentlich alles Belehren und Erklären vermieden werden.

Über das Gebet kann man nur eines sagen: Du

darfst es ausüben. Man sollte es namentlich heute niemandem gebieten; es könnte sonst ein Werk der Frömmigkeit daraus werden. Dann würde es nicht nur seinen Zweck nicht erreichen, sondern irreführen. Der wirkliche Zugang zum Vater im Geiste würde durch das Gefühl vermeintlicher Andacht ersetzt werden und damit außer Gebrauch kommen. Das Gebet wacht auf, wie im Kinde die Sprache aufwacht. Es genügt vorläufig für viele, wenn der Geist sie vertritt mit unaussprechlichem Seufzen (Röm. 8, 26), dann folgt das Stammeln des Gebets, das ungeschickte, das man an einem Kinde aber so unaussprechlich gern hört, und schließlich wird's die Sprache des Geistes, die selbständig in die Angelegenheiten des Vaters sprechen zu dürfen gewürdigt wird. Dann will es sehr ernsthaft geübt werden. Die Apostel gebieten wiederholt den selbständig gewordenen „Heiligen“ zu beten, ja ohne Unterlaß zu beten (Eph. 6, 18; 1. Thess. 5, 17,25; Jak. 5, 13 2c.). Ihr Erleben machte das notwendig und möglich. Jesus lehrt (Matth. 6, 5 ff.; Luc. 11, 1 ff.) es seine Jünger, und erst nachdem sie lange genug mit ihm gewandelt haben, erlaubt er ihnen, es selbständig zu thun, und gebietet es wohl auch in besonderen Fällen (Marc. 13, 33; 14, 38 2c.).

Ein also vorbereitetes und ausgeübtes Gebet ist selbstverständlich erhörlich, trägt seine Erhörung schon in sich, denn die Gebetserhörung ist eine natürliche Äußerung der „Wahrheit“. Die Bitte stellt ja schon ein mit geheiligten Sinnen für Gott empfundenes Bedürfnis dar,

die Erhörung setzt die Herrschaft Gottes in die ihr zukommenden Gebiete ein. Das Gebet entspringt dem Bedürfnis, den Herrschaftsbereich der Kräfte Gottes nach verschiedenen Richtungen zu erweitern, seine Erhörung wird gewährleistet durch die ganze Kraft der Gott geweihten Persönlichkeit, die die Bitte vertritt. Der Zustand der Gebetserhörung muß schließlich alle Gebiete erfassen und das Leben und die Kraft Gottes überallhin pflanzen, weil es das Sehnen des Beters ist, daß Gott werde alles in allem. Das letzte Gebiet, das für Gott in Besitz genommen werden muß, ist aber der Tod (1. Kor. 15, 26). Der Zustand der Gebetserhörung muß sich demnach für den Menschen in die Herrschaft auch über den Tod steigern. Wir haben hier gleichsam zwei Stufen, zwei Grade der „Wahrheit“ vor uns. Die eine ist die Vorbereitung für die andere. Groß sind die Hindernisse, die das Gebet im Glauben schon jetzt zu überwinden hat, aber größer ist der Tod selbst. Wenn man aber heute aus dem Stande der Gebetserhörungen Rückschlüsse auf die Herrschaft über den Tod in der Christenheit machen will, so steht es mit der Macht der „Wahrheit“ und des Lebens sehr kümmerlich, und wir gedenken schmerzlich der Mahnung Jesu an seine Jünger: „Wandelt, dieweil ihr das Licht habt, daß euch die Finsternis nicht überfalle“ (Joh. 12, 35). Letzteres ist augenscheinlich recht gründlich eingetroffen!

Sollen wir ein Bild aus dem gewöhnlichen Leben gebrauchen, so erinnert ein wenig an die johanneische „Wahrheit“ das, was man im gewöhnlichen Leben

„Energie" heißt. Man versteht darunter jenes eigentümliche Ausströmen menschlicher Geisteskraft, vermöge deren der größte Einfluß auf Materie und Menschengeister von einem Einzelnen ausgeübt wird, um bestimmte menschliche Ziele zu erreichen. Die Energie eines Alexander, Napoleon 2c. wirkte auf die Welt umgestaltend. Die Energie großer Forscher, Erfinder und Entdecker hat noch größere Veränderungen des Weltlebens hervorgebracht. Nur sind die mit menschlicher Energie erreichten Ziele häufig nicht von Dauer, sondern zerfallen bald, weil die Energie zeitlich beschränkt ist und unter dem Einfluß des Todes steht mitsamt ihrem Träger. „Wahrheit" ist göttliche Energie und steht über jedem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse.

Fassen wir kurz zusammen, so ist „Wahrheit" weit weniger ein Begriff als ein Zustand, die erquickende Nähe Gottes, die vorläufig unsichtbar ist, aber jedenfalls den Anfang zu einer ganz neuen Darstellung der gesamten Schöpfung bedeutet und ausgeht von der „Wahrheit" Jesu Christi. Dieses Wahrheitsmoment — wir haben heute auch noch kein völlig deckendes Wort für das große „Etwas", und ich bin mir deutlich bewußt, daß ich mit allen Ausdrücken nur von Ferne beschreibend auf die Herrlichkeit hindeuten kann — dieses Ewigkeitserlebnis fehlt offenbar der Menschheit, wie sie augenblicklich unter der Finsternis steht, sehr, mag sie sich nun weltlich oder kirchlich, positiv oder negativ darstellen; aber ebenso gewiß ist, daß der gegenwärtige Zustand kein endgültiger für die Ewigkeit,

sondern lediglich eine Frage der Zeit ist. Denn das Licht ist unter allen Umständen stärker als die Finsternis. Die Finsternis kann sich nach Naturgesetzen nur so lange behaupten, als es dem Lichte gefällt. Das Licht braucht nur zu scheinen, so muß sie weichen. Auch die Schöpfung muß neu erstrahlen in der Gemeinschaft Gottes in Christo Jesu und zwar — sobald es ihm gefällt! Man könnte es nennen ein Auferstehungsleben, das mit Jesus begonnen hat und zur Vollendung drängt, indem es alle Kreatur, die ist und war und sein wird zu umfassen trachtet. Wahrheit, Licht, Leben, Freude, Friede sind nur verschiedene Seiten derselben großen Ewigkeitssache.

II.

Nun erhebt sich aber die Frage: Wo ist diese Wahrheit? Schwebt sie irgendwo in der Luft wie ein Geist, eignet sie ausschließlich gewissen Persönlichkeiten, die vielleicht heute gar nicht als vorhandene Menschen zu haben sind, oder giebt es irgend ein Bindeglied, das jedermann zugänglich ist?

Die Antwort muß lauten: Die „Wahrheit" ist eigentlich geknüpft an das „Wort", nämlich das Wort Gottes. Dieses „Wort" ist die äußere Darstellung der inneren „Wahrheit", also der Offenbarung Gottes und hat mithin schöpferische Kraft. „Wort" und Werden stehen demnach in einem eigentümlichen Wechselverhältnis. Es genügt ein „Wort", um irgend etwas werden zu

lassen. Im „Worte“ liegt die ganze schöpferische Wucht Gottes. Seiner „Wahrheits“-Natur entsprechend wurde das Wort zuerst Licht und mit dem Lichte das Leben in seinen ungezählten Formen und Arten, und zu dem allgemeinen Vegetationsleben trat im Menschen ein nochmaliger Anstoß von Wort und Geist und ließ ihn gottesbildlich werden (1. Mos. 1). Das menschliche „Wort“ muß daher auch, wenn es nur aus der eigentlichen „Wahrheit“ des Menschen heraus erschallt, Werden wirken.

Das Wort ist Bethätigung des Geistes. Die Kraft des Menschengeistes ist von gleicher Art wie die Kraft Gottes, sie ist ja eine Abzweigung dieser und ruht in Heiligkeit und „Wahrheit“. Von dem Augenblicke ab, als die Macht der „Wahrheit“ wich, mußte auch das „Wort“ geschwächt werden und seine Wirkung verlieren, sodaß man heute im allgemeinen sagen kann: je mehr Worte, desto weniger Kraft. Das menschliche „Wort“ steht ebenso wie der menschliche Geist unter der Macht der Lüge und hat damit seine Wirkung eingebüßt. Es trägt den Stempel der Lüge. Lüge ist aber Nichtigkeit.

Das „Wort“ wurde bei den Menschen zu Sprachen, und wenn man die Zerrissenheit des menschlichen Wesens recht deutlich empfinden will, muß man nur einen Blick in den Wirrwarr der Sprachen und ihres Baues werfen. Zerrissenheit und Ungöttlichkeit sind das Charakteristische an ihnen. Es ist bezeichnend, daß alle Ausdrücke für höheres und göttliches in vielen Sprachen gar nicht vorhanden, in

allen ungemein flach*), nicht von Anfang an gegeben, sondern erst Ergebnisse von Überlegung und Abstraktion sind. Die eine Sprache des Paradieses und der Urzeit mag mit den vielen Sprachen der späteren Zeit völlig außer Verwandtschaft nach Form und Wortschatz gestanden haben, und die vorhandenen Sprachen bestätigen, ohne es zu ahnen, die Geschichte der babylonischen Sprachverwirrung. Viele halten heute diese Geschichte für einfach erfunden. Mit diesen Leuten ist nicht zu streiten. Aber psychologisch richtiger konnte sie nicht erfunden werden. Man sollte jedoch bei solchen Dingen, die man einfach der Sage zuweist, nicht allzu kurz besonnen sein. Die Geschichte der babylonischen Sprachverwirrung hat nämlich ein von ihr völlig unabhängiges, wenn auch biblisches Gegenstück. Am Pfingsttage durch den „Geist der Wahrheit" wurde diese Sprachverwirrung aufgehoben. Das war ganz folgerichtig und weniger ein Wunder als ein heiliges Naturereignis. In dem Augenblicke, als Menschen „voll wurden der Wahrheit" Gottes, mußten die Sprachen wieder „Wort" und folglich menschliches Gemeingut und für jedermann verständlich werden. Wer die Pfingstgeschichte glaubt, muß auch die Geschichte der Sprachverwirrung glauben. Die Pfingstgeschichte ist aber weit weniger ein Ereignis als eine großartige Verheißung, nämlich auf die Wiederherstellung der Menschheit durch die Macht „der Wahrheit". Was

*) Wenn wirklich „Gott" so viel ist als „gut", wäre dieses das nächstliegende Beispiel.

damals im engsten Kreise geschah, gehört, wie Petrus klar erkennt, „allem Fleische" (Apg. 2, 17), allem was „Wahrheits"=bedürftig ist.

Es ist das „Wort" dadurch machtlos geworden, daß Lüge hineingedrungen, und es nicht mehr Gefäß der „Wahrheit" ist. Von der eigentlichen Macht des „Wortes" sieht man aber noch viele Spuren. Es hat je und je Leute gegeben, deren Wort weit mehr war als ein Laut, ein Schall, eine Meinungsäußerung, vielmehr eine große Gewalt, deren Wort für Tausende zwingend und entscheidend war. Das Wort ist aber Gefäß des Geistes. Es war im Grunde ihr Geist, der die geheimnisvolle Macht ausübte, „ihre Wahrheit". Wollte man die Reden eines Peter von Amiens, der seiner Zeit ganz Europa mit seinen Worten entzündete, einer Menschenmenge heute vorlesen, sie würden wirkungslos verhallen. Ja, könnte man sie mittelst eines Phonographen genau wiedergeben, die Wirkung wäre keine andere — der Geist, die Kraft der Wahrheit ist entflohen.

Ein trauriges Zerrbild des „Wortes", das wohl allen Völkern gemeinsam ist, bestätigt die Erkenntnis von der eigentlichen Kraft und Bedeutung des „Wortes". Alle Völker versuchen sich mit Beschwörungen und Zauberformeln. Es soll also mittelst des „Wortes" allein irgend eine Wirkung hervorgebracht werden. Diese magische Verwendung des „Wortes" deutet in ihrer sündigen Verzerrung noch die ursprüngliche Kraftwirkung an.

Die biblische Geschichte ist voll von wahrhaftigen Bezeugungen der Natur des „Wortes“. Man denke nur an den Segen eines Noah, Abraham, Isaak, Jakob; an den Fluch eines Noah, Elia (1. Kön. 17, 1), Elisa (2. Kön. 2, 24). Das erscheint uns vielfach als eine Art Wunder, ists aber keineswegs. Zum Wundern ist bloß, daß das Ausnahmen sind. Es ist in ihnen nur „die Wahrheit“ des menschlichen „Wortes“ zur Geltung gekommen.

Ebenso ist das prophetische „Wort“ ein Werden aus der „Wahrheit“ heraus. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Propheten nicht immer auf der Höhe „der Wahrheit“ standen, also auch nicht immer im Besitz von dem, was eigentlich „Wort“ heißt, waren, namentlich solche nicht, die gelegentlich auch logen (1. Kön. 13, 18 ff.) oder belogen wurden (1. Kön. 22, 21 ff.). Darum ist interessant, wie sie „das Wort“ zu erlangen suchen, etwa durch gleichgesinnte Gesellschaft, wie die sogenannten Prophetenschüler, oder durch den erhebenden Einfluß der Musik (2. Kön. 3, 15) u. dgl. Damit suchen sie zwischen ihrer Persönlichkeit den für gewöhnlich oder häufig durch die Macht der Finsternis aufgehobenen Zusammenhang mit „dem Worte“ herzustellen, und sobald das gelungen ist, beginnen sie: „So spricht der HErr.“ Das war dann ihr Zusammenschluß mit „der Wahrheit“, in welchem sie wußten, daß ihre eigenen Worte und Gedanken im Einklang mit den Gedanken Gottes standen. Je weniger lauter ihre Persönlichkeit war, um so weniger war ihr Reden dann auch „Wort“.

um so unwahrer wurde das „So spricht der HErr“ (vgl. 1. Kön. 22, 11 ff.), bis schließlich diese ganze Art der Verkündigung des Prophetentums in Israel in das synagogale Predigen verlief.

In Jesus war nun „das Wort“ ununterbrochen und rein mit „der Wahrheit“ verbunden. In ihm gab es überhaupt kein anderes Wort als eben „Wahrheit“ oder Kraft oder Schekhina, gleichviel worüber er redete. Bei ihm war alles „Wort“. Darum sagt Johannes von ihm: „das Wort ward Fleisch“, der ganze Mensch ist Wort, er ist die Verkörperung dessen, was „Wort“ ist. Damit hat Johannes schwerlich eine dogmatische Aussage gethan oder beabsichtigt. Er hätte ebensogut sagen können „Wahrheit“ und hätte weder mit dem einen noch mit dem andern die Sache erschöpft oder genügend bezeichnet. Aber es ist „Wort“ der Gesamteindruck der Persönlichkeit Jesu.*) Eine Mitteilung über innertrinitarische, innergöttliche Beziehungen ist da=

*) Man hat vielfach gesagt, Johannes sei mit seiner Logoslehre (Logos ist der griechische Ausdruck für Wort) im 1. Kapitel des Evangeliums abhängig von der Logoslehre des Philosophen Philo von Alexandria. Wie fern liegt das! Johannes war jedenfalls laut gerichtlichen Erhebungen (Apg. 4, 13) ein Ungelehrter und Laie, es ist auch kaum anzunehmen, daß jemand wie Johannes nach dem genauen Umgange mit Jesus noch das besondere Bedürfnis sollte gefühlt haben — Philo zu studieren. Viel naheliegender ist, wenn man Joh. 1 liest, aus der Entwickelung Wort — Gott — Leben — Licht — Schöpfung (v. 10) eine Erinnerung an 1. Mos. 1 zu finden, was ja dem Johannes gewiß näher lag, als die Philosophie des Alexandriners. Dann wäre Joh. 1 die Darstellung der Schöpfungsgeschichte im Lichte Jesu Christi. Und das ist mindestens das Wahrscheinlichere bei einem Johannes. Und Philo mag seine Logoslehre eben auch aus 1. Mos. 1 bezogen haben — „Gott sprach“. Das wäre dann

mit, wie gesagt, nicht gegeben, jedenfalls keine einigermaßen erschöpfende. Das wird überhaupt schwerlich einem Menschen gelingen, vollends nicht mit dem unvollkommenen Werkzeug der menschlichen Sprache. Aber das „Wort", das mit selbstverständlicher Kraft ebenso auf das Wasser zu Kana (Joh. 2, 5) wirkte, wie auf die Fische im galiläischen Meere (Luc. 5, 5ff., vgl. Ps. 8, 7—9), die Wasserwogen und den Sturmwind (Matth. 8, 26), die kranken Leiber und die kranken Gemüter, die Lebendigen und die Toten als ein Wort des ewigen Lebens: diese ganze Kraftäußerung ließ in Jesu das menschlich verkörperte „Wort" erkennen, wie es „im Anfang" war und „bei Gott war" und „Gott war" und gar nicht anders gewesen sein konnte. In ihm wurde nach all den müßigen menschlichen Worten erst „das Wort" wieder erlebt und als das Eigentum der Menschen erkannt. Wer nun in Jesu Mensch wurde, dem mußte auch „das Wort" wieder eignen mit seiner alles bezwingenden Kraft.

Darum muß der Jünger Wort lösen und binden bis in den Himmel hinein (vgl. Joh. 20, 23 mit Matth. 16, 19). Petrus verurteilt die Saphira (Apostelgesch. 5, 9) zum Tode mit seinem Worte und löst die Tabea (Apostelgesch. 9, 40) aus dem Tode mit seinem Worte. Paulus bindet den Elymas (Apostelgesch. 13, 11) in Blindheit mit seinem Worte und löst den Lahm-

eine Schöpfungsgeschichte aus dem Geiste Philos. Leute, denen mehr Gelehrsamkeit zu Gebote steht, können ja beide Erklärer der Schöpfungsgeschichte miteinander vergleichen.

geborenen (Apostelgesch. 14, 10) aus seiner Gebundenheit durch sein Wort u. dergl.

Die Macht des Wortes an Jesu war ein jedermann zugängliches Erleben. Der Hauptmann zu Kapernaum wünschte nur ein zustimmendes Wort, mehr bedurfte er nicht, sein Knecht wurde gesund. Petrus wirft sein Netz aus auf „sein Wort", und Jesus selbst bezeugt: Die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben (Joh. 6, 63).

Nur das ist eigentümlich johanneisch, daß er's am innerlichsten erfaßt und sein Erleben in beinahe mystischer Weise ausgesprochen hat. Er ist daher in seinen schriftlichen Äußerungen von allen Aposteln am schwersten zu verstehen, weil er aus einer anderen Welt heraus redet, die er so tief erfaßt oder die ihn so tief erfaßt hat, daß ihm die gewöhnliche Welt ferner trat als die neu aufgegangene. Allein das mag wohl nur schriftlich sein. Der Eindruck des mündlichen Wortes, das aus dieser geweihten Persönlichkeit floß, muß ein überwältigender gewesen sein. An ihm wurde das alles erlebt, aus dem heraus er redete und teilte sich seinen Hörern durch persönliche Übertragung mit. Darum brauchte ihm gar nicht an klassischer Schärfe und Feinheit des Ausdrucks zu liegen; er wurde damals verstanden auch ohne die allgemein menschlich gebräuchliche Form des Ausdrucks gebildeter Leute. Dagegen begreift sich gut, daß unter anders gearteten Bedingungen des Verstehens und für anders geartete Menschen gerade Johannes unverständlich blieb, und nament-

lich für den Kritiker etwas Befremdliches und beinahe Verdächtiges bekommen mußte. Der Zweifel hob naturgemäß an bei der Offenbarung und erfaßte mit innerer Notwendigkeit schließlich auch das Evangelium. Die johanneische Eigenart ist die innere Ursache der Johannesangriffe. Hätte man den Johannes genommen als Ziel des Nacherlebens seiner „Wahrheit“ und nicht als Gegenstand des Erklärens und Bekrittelns, so wäre mancher Angriff unterblieben. Die Bedenken gegen die Echtheit des Johannes sind in erster Linie subjektiv begründet, und bei der Frage der Unechtheit bleibt immer die Schwierigkeit ungelöst, wer wohl der große Unbekannte sein mag, der sich so tief in das Wesen Jesu Christi versenkt hat und es uns so rein, so göttlich und erhaben darstellen konnte, wie im vorliegenden vierten Evangelium. Hätte wirklich das zweite Jahrhundert das noch zu Stande gebracht? Schwerlich. Die Kundgebungen jener Väter sehen nicht danach aus.

Aber die Sache der „Wahrheit“ des Johannes ist ebenso Paulo eigen. Nur wird man sich bei Paulus von vornherein für dieselbe Sache auf ganz andere Ausdrücke gefaßt machen müssen. Auch Pauli Worte und Bezeichnungen, obgleich er klassisch weit mehr gebildet ist, werden sich mit dem Gegenstand, der ihn erfüllt, nicht ganz decken können. Die Versuche, irgend einen paulinischen „Begriff“ zu entwickeln, etwa den der „Gerechtigkeit“ oder des „Glaubens“, sind zwar aussichtsreicher als bei Johannes, aber erfolgreich

können sie vom philologischen Standpunkte aus nicht sein, und selbst wenn eine solche scharf bestimmte Entwickelung gelingen sollte, würde sie uns der Sache nicht näher bringen. Es wären, um mit Hamlet zu reden: Worte, Worte, Worte. Die „Wahrheit des Wortes" muß auch bei ihm lediglich erlebt werden, unabhängig von der Lehre.

Auch Paulus weiß, daß das Wort das Bindemittel der „Wahrheit" ist. Er nennt es „das Evangelium von Christo", oder „die Predigt", oder „die heilsame Lehre" (1. Tim. 1, 10; 4, 6), oder „die Erkenntnis der Wahrheit" (1. Tim. 2, 4). und dgl. und lehrt: Das Evangelium von Christo ist eine rettende Kraft Gottes (Röm. 1, 16). Also durch das Hören des Evangeliums tritt jemand in den Machtbereich Gottes zur Erlösung. Menschliche Aussage an sich bewirkt das nicht, aber die Verkündigung, deren Inhalt Christus ist, die ist wieder „wahres Wort" und hat darum lösende Kraft. Dieser hinzutretende Inhalt zur menschlichen Aussage ist die „Wahrheit" mit ihrer überwindenden Macht.

Freilich, auch Paulo blieb nicht verborgen, daß es für diese Kraft des Evangeliums Widerstände gäbe. Er bemerkt, daß diese Widerstände oft so groß sind, daß Menschen, namentlich Heiden, die seit Jahrhunderten in ihren Vorvätern unter dem Einflusse der Finsternis standen, wenigstens vorläufig nicht zum Leben geordnet sind und für das Reich Gottes nicht in Aussicht genommen werden konnten (Apostelgesch. 13, 48). Er sieht, daß

unabhängig von seiner Verkündigung, der Auferstandene erst einer Lydia besonders das Herz aufthun mußte, daß sie dann Acht hatte auf sein Worte (Apostelgesch. 16, 14). Er sieht andererseits offene Thüren für „das Wort“, die an gewissen Stellen in die Burg der Finsternis gegeben sind und benutzt werden wollen, ehe sie zugehen (1. Kor. 16, 9; Col. 4, 3). Er erlebt an einem Agrippa und einer Berenice (Apostelgesch. 26, 28), an einem Bar Jehu (Apostelgesch. 13, 8) und anderen eine größere Kraft des Widerstandes als des „Wortes“. Aber alle diese Erlebnisse sind objektive Hindernisse, die für die Apostel kaum mehr als zeitliche Bedeutung gehabt haben dürften. Sie muß er als vorläufige angesehen haben, die notwendig über kurz oder lang zerbrochen werden würden.

Aber die Erkenntnis war allen Aposteln völlig verborgen, daß solche Hindernisse am Worte auch einmal subjektiv werden könnten, das heißt, daß sich von dem Evangelium Jesu Christi „die Wahrheit“ lösen könnte, daß Menschen genau so lehren, wie Paulus lehrte, und doch nur Worte hersagen. Es giebt thatsächlich Prediger und vielleicht viel mehr als das Kirchenpublikum nur ahnt, die unter Thränen und auf den Knieen „das Wort“ suchen und schließlich doch nur Worte finden, bei denen Kräfte im allgemeinen nicht zur Geltung gelangen. Und es giebt ganze Geschlechter, die mit allem biblischen, richtigen und genauen Predigen nicht einmal im Stande sind, das bischen christliche Sitte, das sich im Laufe der Jahr-

hunderte herausgebildet hat, aufrecht zu erhalten, geschweige denn dem Volke neues Leben einzuhauchen. Worte!

In Jesus hat sich, wie oben gezeigt wurde, eine Wiederherstellung des ursprünglichen menschlichen Wesens angebahnt in der „Wahrheit“, es war also eigentlich in ihm eine Neuschöpfung des Menschengeschlechts keimartig gegeben. Aber es hat sich im Laufe der Zeit die eigentümliche Thatsache geltend gemacht, daß auch in dieses neugewordene Wort „der Wahrheit“ dieselbe Art eingedrungen ist wie in das anfänglich gegebene. Die Form blieb stehen, aber die Schöpferkraft entwich. Es wurden sozusagen Kirchensprachen daraus, deren jede Konfession und jedes Geschlecht und Lehrrichtung eine besondere redet, und die Leute verstehen einander nicht mehr recht, sie vernehmen die Laute, können aber keine Begriffe damit verbinden und haben keine Brücken von Geist zu Geist, sind gemeinschaftslos unter sich und vielfach auch mit Gott und seiner Offenbarung zerfallen.

Man sollte meinen, die allerwirksamsten Bestrebungen für das Reich Gottes müßten etwa Bibelgesellschaften sein. Diese haben es durch hervorragende, staunenswerte Thatkraft dahin gebracht, daß man heute beinahe jedem Menschen das Evangelium in seiner Sprache zugänglich machen kann. Welche Rettungswirkungen müßten nach Pauli Worten dadurch die ganze Welt bewegen, wenn man diesen selben Paulus jetzt unter alle Völker stellen kann, der seiner Zeit die

ganze alte Welt unterminiert hat, der den ganzen Dianadienst in Ephesus, dem ganz Asien ergeben war, zerbrach! Aber es ist thatsächlich nicht so. Zwar war eine einzige alte, wahrscheinlich recht schlechte, lateinische Bibelübersetzung seinerzeit die Waffe, mit der ein schwächlicher Augustinermönch den römischen Riesen so erfolgreich angriff; aber heute haben wir ein kritisch gesichtetes, in 300 und mehr Sprachen übersetztes Evangelium, und doch steht römischer Aberglaube und Heiligendienst fester als je. Der römische Priester, das römische Volk liest ganz ruhig das Evangelium. Man duldet es und verbietet es höchstens, wo man unbedingt herrscht, wie in Spanien und ähnlichen Gebieten. Es ist so unschädlich, daß man seine grundstürzende Kraft nicht fürchtet, denn man erlebt sie nicht. Und doch ist das dieselbe Bibel! Das hebräische neue Testament ist unter die Judenschaft in zwei trefflichen Übersetzungen mit verschwenderischen Massen ausgestreut worden. Anfangs belegten die Rabbiner das Buch und seine Leser mit dem Bann. Heute wird es geduldet, denn die Israeliten, die durch die Lektüre des neuen Testaments „aus dem Saulus zum Paulus" geworden, führen höchstens in den unvermeidlichen Missionsberichten ein dürftiges Dasein. O, man spürt sie nicht, diese Pauluse unter den Völkern, aber — den Paulus auch nicht. Wo ist „Wahrheit"?

III.

Was ist Wahrheit? Die Gotteskraft, die das Wort zum Wort macht, die Gotteskraft, die den Menschen wiedergebiert zur neuen Kreatur und mit elementarer Gewalt alle Macht der Finsternis zerbricht. Es giebt aber Wort, es giebt Bibel, es giebt erst recht Predigt des Evangeliums, lautere und reine — aber der HErr war nicht in dem Worte. Die Wahrheit kann sich vermitteln durch das Wort, aber sie muß sich nicht vermitteln, sie ist geknüpft an das Wort, aber nicht gefesselt an das Wort. Die Mystiker nennen das Wort „inneres Wort", wenn sie sagen wollen, daß die „Wahrheit" dabei ist. In dieser Bezeichnung liegt wohl die Erkenntnis, daß die Wahrheit frei ist vom Worte, nur giebt es keine Ausdrucksweise oder Formel, auch keine mystische, die die Wahrheit vermitteln müßte. Denn sie ist frei wie der Geist, sie weht wie der Wind, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Du kannst sie nur erleben, nicht zwingen. Sie kann sich dir offenbaren, aber du kannst sie nicht erklären. Und was sie dir nicht offenbaren mag, das zwingst du ihr nicht ab.

Die alte nachapostolische Kirche hat zuerst über dieses wunderliche Problem nachgedacht. Im zweiten und den folgenden Jahrhunderten wucherten ja die christlichen Lehrsysteme gnostischer Herkunft mit pilzartiger Fruchtbarkeit. Da meinte man, es liege an der Art

der Bibel-Auslegung, ob man die „Wahrheit" habe oder nicht. Die Bibel ist immer für „das Wort der Wahrheit" gehalten worden, aber da nun alle anfingen, sich auf die Bibel zu berufen, so mußte es wohl am Verständnis der Bibel liegen. Da hat es nun alle möglichen Auslegungsmethoden gegeben, die seit damals im Laufe der Jahrhunderte Geltung erlangten. Man erklärte sie allegorisch oder pneumatisch, man gab bald der verbalen, neuerdings der typischen Auslegung den Vorzug. Aber „die Wahrheit" fand man durch keine dieser Methoden im Worte der Schrift und wird sie auch nicht finden, mag man auch noch mehr Methoden ersinnen. Sie spottet der Methode und der Methodisten!

Da unternahm seit dem vierten Jahrhundert die Kirche den denkwürdigen Versuch, Wort und Wahrheit durch die Lehre zusammenzuschmieden und schuf Symbole. In den Symbolen sollte „die Wahrheit" verfestigt und an das menschliche Wort unentrinnbar angenagelt werden. Offenbar genügte die Bibel nicht mehr als „Wahrheit", denn auf ihrer breiten Basis hatten unendlich viele Baumeister allerhand Gebäude aufgerichtet, alle bibelmäßig, also alle wahr, alle unfehlbar. Unter solchen Umständen sollte das Symbol offenbar den biblischen Wahrheitsgehalt darstellen; so wie der Apotheker den Heilgehalt der Pflanze als Tinktur herstellt, sollte eine Art Elixier des ewigen Lebens geschaffen werden. Wer nun „kanonisch", d. h. nach der aufgestellten Regel lehren werde, sollte kirchlich anerkannt sein, wer nicht, aus-

geschlossen werden. Auch das mußte gelten: Wer das Wort im Einklange mit dem Symbol lehren würde, der mußte, abgesehen von seiner Persönlichkeit, ein Werkzeug der „Wahrheit“ sein, und nicht nur selbst unter die Zahl der wahren Jünger Jesu Christi gehören, sondern sie durch sein Wirken auch vermehren. Aber das Symbol kann die Wahrheit nicht festhalten. Alle diese Versuche bekunden nur, daß die ursprüngliche Lebenskraft erlahmte und das Leben zu Formen, Worten und Formeln erstarrte. Die feste Form mußte die innere Kraft ersetzen. Wo „die Wahrheit“ ist, da bedarf es keines Symbols, denn die Wahrheit ist nur eine, und wo sie ist, verbindet sie die Geister zu einer heiligen Einheit, wo sie nicht ist, hilft auch kein Symbol. Die rechten Jünger stehen über dem Symbol, wie sie auch über dem Gesetz stehen. Man wird sie nicht messen können am Symbol, denn sie besitzen höhere Wahrheit, als die Symbole bieten können.

Auch das Reformationszeitalter war fruchtbar an Symbolen, doch hätten jedenfalls die Protestanten weit mehr erreicht vor Gott und den Menschen, wenn sie „die Wahrheit“, die in Luther erschien, weiter auf sich hätten wirken lassen und also den Römischen lieber lebenskräftige Eindrücke der „Wahrheit“ vermittelt hätten, als daß sie sich mit Symbolen von ihnen abzweigten. Und die Folge zeigt, daß mitten in der symbolischen Einfriedigung fast zu allen Zeiten die Irrlehren üppig wucherten. Es giebt nirgends soviel Sekten und nirgends soviel Symbole wie im Protestantismus, ein

Zeichen, daß der Protestantismus zwar immerfort die Wahrheit sucht und darin allerdings ein gewisses Leben bekundet gegenüber der Erstarrung anderer Kirchen, aber „die Wahrheit“ eben doch nicht besitzt. „Die Wahrheit“ macht die Sekte eigentlich unmöglich. Denn Sekten entstehen immer dann, wenn viele Leute „die Wahrheit“ suchen, also nicht haben. Die Sekte stellt dann das vermeintliche Gefundenhaben dar und bezeugt damit eben auch, daß sie nicht das Reich Gottes ist. Sie ist bloß irgend eine Gegenorganisation.

Für das Suchen nach Wahrheit haben die Symbole natürlich auch sehr viel gutes gehabt. Manchen wahren und ehrenwerten Gedanken haben sie mit Bedacht bewahrt, in großer Verwirrung der geistlichen Richtungen manchem Angefochtenen einen deutlichen Weg gezeigt, das soll nicht verkannt werden. Man muß zugestehen, alle Symbole sind geschichtliche Notwendigkeiten gewesen, wie einmal die Geschichte der Menschen und der Kirche ist, aber nur geschichtliche, nicht wesentliche. Sie bezeugen mit ihrer Verkündigung von Wahrheit auch die wirkliche Armut an „der Wahrheit“. Der Gedanke der Väter war menschlich, nicht göttlich. Die Symbole sind ja keineswegs Hindernis „der Wahrheit“, aber sie standen nicht auf der Höhe „der Wahrheit“, sie wirkten einfriedigend, aber nicht befriedigend und haben wohl gebunden, aber nie gelöst. Sie spielen in der Christenheit etwa die Rolle, die in Israel das Gesetz hatte. Das Gesetz bezeugte stets „die Wahrheit“, aber vermittelte sie nicht. So sind auch

18*

die Symbole unsere Zuchtmeister auf „die Wahrheit“ hin, die uns frei machen wird, daß wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister sind (Gal. 3, 23 ff.).

Würde der Gedanke der Väter des vierten Jahrhunderts richtig gewesen sein, so müßte man bei dem Auftauchen jeder neuen Irrlehre den Kreis durch ein neues Symbol verengen, und es würden immer mehr Menschen vom Heile und der Erlösung ausgeschlossen. Im Himmel aber erweitert man beständig den Kreis des Wirkungsbereiches der Erlösung und sucht immer mehr Menschen einzuschließen (vgl. Matth. 23, 13). So eng man auch eine Lehre begrenzen mag, so hätte man damit „die Wahrheit“ nicht eingefangen. Symbole sind ja nur Lehren, Worte. „Die Wahrheit“ aber ist Wesen: Licht, Friede, Freude, ewiges Leben, Gemeinschaft mit Gott.

Einzelnen mögen die Symbole je und je geholfen haben in Anfechtungen, Schwankungen, Zweifeln, weil sie festes boten. In der Kirche haben sie wesentlich nur äußerliche Ordnung und Gliederung gestärkt. Sie waren Erkennungszeichen und bezeichnen durch ihr bloßes Dasein die Spaltungen der Christenheit, die ungöttlichen. Sie können und wollen ja auch nicht mehr bieten als Lehren und Begriffe. Darum sollte man sie bei aller Wertschätzung nicht überschätzen. Es hat Zeiten und Menschen gegeben, die sich bei der gewissenhaften Einhaltung und Verwertung der Symbole beruhigten, und kirchliche Richtungen haben sich mit ihnen beruhigt, gerade so wie weiland die Pharisäer mit dem Besitz

des Gesetzes. Symbole sind aber nur Formen, die erst mit Leben erfüllt werden wollen. Mitten in aller Gesetzesfreude haben bekanntlich die Pharisäer das neue Leben Jesu Christi verpaßt, weil es in einer unerwarteten Form kam; und es könnte geschehen, daß mitten in allem Sich=Steifen auf die richtigsten und lautersten Symbole und Lehrbegriffe plötzlich „die Wahrheit" neu aufträte und blos um ihrer neuen Form willen nicht erkannt würde, daß dann Letzte Erste und Kinder des Reiches mit aller ihrer reinen Lehre ausgestoßen würden. Die Beziehungen zu Gott sind jedenfalls wesentlich andere als bloß unsere Lehräußerungen. Es mag je und je geschehen sein, daß manche ausgestoßene Irrlehrer mehr Gemeinschaft mit Gott hatten, als manche tadellose Rechtgläubige. Spener sagte: Besser recht gläubig als rechtgläubig! Schade, wenn man solch einen ausgeschlossen und nicht wenigstens als Unkraut unter dem Weizen geduldet hätte!

Heute erhebt die neuere Theologie wieder einmal den alten Anspruch, die eigentliche Wahrheit erst richtig entdeckt zu haben, und flugs richtet sie sich darauf ein, die alten überlebten Symbole abzuschaffen und eine neue Dogmatik aufzustellen nach modernen Gesichtspunkten und Bekenntnissen mit modernen Symbolen. Sie konnte nichts charakteristischeres aussprechen. Wird sich denn die hehre Gotteskraft, die Herrlichkeit Jesu Christi voll Gnade und Wahrheit in diese neuen Gefäße verzapfen lassen? Damit bekundet sie nur, daß sie vielleicht verschiedenen Anstrichs aber gleicher Art mit

der alten Theologie ist, die sie abschaffen möchte. Gott behüte uns in Gnaden vor neuen Symbolen! Wenn sie zum Siege kommen, werden sie nur dieselbe Lehrschreckensherrschaft ausüben, die man an der Orthodoxie bekämpft; aber über die Form in das Leben und Wesen der Wahrheit hinein wird man sich nicht erheben können. Dazu werden auch die modernsten Symbole nicht helfen. Sie würden ohnehin zu sehr Fin-de-siècle-Charakter tragen und keine so lange Lebensdauer haben wie die alten. Der ganze Kampf zwischen orthodoxer und liberaler Theologie ist, ohne daß die Mehrzahl der Kämpfenden es sich deutlich macht, ein Kampf nicht um die „Wahrheit" sondern um die Macht. Darum ist auch auf keiner Seite ein entschiedener, reinlicher Sieg. Die Christenheit, die „seinen Frieden" nicht hat, ist gestraft mit Unfrieden rechts und links.

Aber umgekehrt gilt auch: Wenn heute irgendwo ein Kirchenregiment irgend welcher Konfession im Einverständnis mit hochgestellten Ministern ein Gebot ausgehen ließe, daß hinführo etwa das apostolische Glaubensbekenntnis bei schwerer Strafe in keinem Gottesdienste, in keinem Konfirmandenunterricht vorkommen dürfe: Hätten diese Herren „die Wahrheit" abgeschafft? Ist der wahre Leib und das wahre Blut Jesu Christi durch die bekannte Kabinetsordre Friedrich Wilhelms VI. aus der Kirche der preußischen Union ausgeschlossen worden und allein bei dem berechtigten und bekenntnistreuen Häuflein der Altlutheraner in Preußen ge-

blieben? — In Ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen!

In den Gebetserhörungen des Baptistenpredigers Georg Müller in Bristol wird man Erweisungen ~~der~~ der „Wahrheit“ sehen müssen, wie nicht minder an dem russischen Priester Johann von Kronstadt. In allen Sekten, in allen Kirchen giebt es Kinder „der Wahrheit“, aber keine einzige ist die Freistatt, wo Lüge nicht herrschen kann.

Was ist Wahrheit? Lebensgemeinschaft mit Jesu Christo, in dessen Namen sich noch beugen sollen alle Kniee.

„Die Wahrheit“ ist unabhängig vom Willen eines Mannes, sogar eines Ministers oder Professors, unabhängig von Orten und Zeiten, von Kirchen und Konfessionen, von Bibel und Symbolen, aber gebunden, unlöslich gebunden an den Geist Gottes, der ausgegossen werden soll über alles Fleisch, an den Namen Jesu Christi, des Auferstandenen, an den Vater, der da ist der rechte Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden.

„Die Wahrheit“ ist wie das Feuer. Es verbindet sich mit dem Holz und der Kohle, und siehe, Holz und Kohle wärmen wohlthuend und behaglich das Haus. Hat man aber kein Feuer dabei, so wird das Holz nicht wärmen und die Kohle nur beschmutzen, es fehlt das Feuer. Ebensowenig kann das Wort oder die Person erwärmen ohne „die Wahrheit“. Dieser Vergleich ist nicht menschlich ausgedacht, sondern der Geist Gottes hat ihn am Pfingstfeste in Jerusalem angestellt, als er sein Wesen den Menschen deutlich machte

in der Gestalt von Feuerflammen. Und der HErr sagte zu seinen Jüngern: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon“ (Luc. 12, 49)! Ja, der Vergleich ist noch viel älter. Als die Erlösung Israels unter Mose beginnen sollte, da ging sie von dem brennenden Busche aus (2. Mos. 3, 2). Die Schrift ist überall und zu allen Zeiten gleichartig und bezeugt Einen Geist in unendlich vielen Formen und Erscheinungen.

„Die Wahrheit“ ist auch unbeweisbar. Sie ist eine Wirklichkeit, die nur erlebt werden kann. Thatsachen kann man nicht beweisen, sondern nur bezeugen. Auch das Feuer kann man nicht beweisen, wie auch kein Mensch die Schöpfung der Welt durch Gott beweisen kann. Dessen werden wir erst inne durch den Glauben (Hebr. 11, 3), das ist der Gehorsam „der Wahrheit“. Wer „die Wahrheit“ erlebt, der hat sie und braucht sie nur festzuhalten; wer sie nicht erlebt, der hat sie nicht und versteht sie nicht. Wer sie aber erlebt, hat damit kein Verdienst, sondern eitel Gnade! Möchte diese Gnade walten über unserm Geschlecht ohne Unterschied der Konfession und Parteistellung!

Es wird hohe Zeit, daß solche Erkenntnis Gemeingut aller Kirchen und Konfessionen, aller Gläubigen und aller Gebildeten, ja aller Menschen wird, und daß aus dieser Erkenntnis, nein! aus diesem Erleben heraus geforscht werde in der Schrift, gepredigt in der Welt, gesucht werde im Geiste und in „der Wahrheit“.

Druck von Hartmann & Wolf, Leipzig.

Häusler

Lhotzky, Heinrich,

Leben und Wahrheit realistische Gedanken aus der Bibel

Leipzig 1897